K. XVIII 64

Gek. v. Baumgartner im Dez. 43

Zool. 28 I

W. Bingley's

Mitgliedes der linneischen Gesellschaft u. s. w.

Biographieen der Thiere

oder

Anekdoten

von den Fähigkeiten, der Lebensart, den Sitten und der Haushaltung der thierischen Schöpfung.

Nach

dem Englischen mit Zusätzen bearbeitet und mit einer Einleitung über die Psychologie der Thiere versehen

von

J. A. Bergk.

Erster Band.

Leipzig,
in der Baumgärtnerschen Buchhandlung.
1804.

Vorrede.

Verständig beobachten und vernünftig handeln, sind die beiden Zwecke, zu deren Verwirklichung und Erfüllung der Mensch von Natur bestimmt ist. Er soll keine Erscheinungen unbemerkt vor sich vorbei gehen lassen, diese sollen aber weder zu einer unförmlichen Masse zusammengethürmt werden, noch zerstreut und vereinzelt liegen bleiben, sondern sie sollen zu einem Ganzen verbunden werden, wo das Eine in das Andere eingreift, und wo man keinen Theil wegnehmen kann, ohne das Ganze zu untergraben. Wenn er das Aehnliche mit dem Aehnlichen verbindet, das Unähnliche daraus absondert, jede Wirkung auf ihre Ursache zurückführt,

und jede Erscheinung nicht allein an Andere, die schon den großen Verbindungsproceß eingegangen sind, anreiht, sondern auch so wenig als möglich erste Ursachen annimmt, und nach unbedingter Einheit in seiner Erkenntniß strebend, immer die höchste Ursache und den ersten Urgrund der Dinge zu ergründen bemüht ist, so sind seine Kenntnisse Waffen gegen das Schicksal, und frohe Genüsse für den Geist. Nicht aber ein leeres Vernünfteln soll der Zweck seiner geistigen Thätigkeit seyn, sondern er soll von äußern oder innern Thatsachen ausgehen, und ihre Ursachen ergründen. Er soll die Erscheinungen nicht machen, sondern soll sie aufsuchen. Einige von denselben sind zwar durch den Menschen vorhanden, Andere aber nicht; und will er zu Kenntnissen gelangen, so muß er seine Sinne für den Gegenstand empfänglich, und seinen Verstand thätig erhalten. Blos auf diese Art kann es ihm gelingen, einen reichen Fond von Kenntnissen der Natur und des Menschen mit freiem Selbstdenken in sich zu vereinicken, und sich weder von der Last der Materie erdrügen, noch von der geistleeren Form aufzehren zu lassen.

Allein alles Denken, alles Erkennen und alles Beobachten ist nicht Zweck an sich, sondern ist zu ei-

nem höhern Zwecke vorhanden. Der Mensch soll Kenntnisse der Natur und des menschlichen Geistes einsammeln, um mit mehr Nachdruck und Würde handeln zu lernen, um mit seinen Gedanken in die Wirklichkeit einzudringen, und diese dadurch lebendiger und ausdrucksvoll zu machen. Ein Speculiren, das stets müßig bleibt, genügt dem Geiste nicht; er will, was er ist, ganz seyn; er will alle seine Kräfte und Fähigkeiten äußern, und wenn er nicht einseitig, sondern allseitig sich offenbaren soll, so müssen die Kenntnisse und Einsichten auf die Verwirklichung wichtiger Zwecke bezogen und verwandt werden.

Wenn man die Natur beobachtet, so wird man von der einen Erscheinung mehr angezogen als von der Andern; man fühlt sich bei der Betrachtung derselben mehr vergnügt und wohl, als bei einer Andern. Wo geistige Thätigkeiten erscheinen, da glauben wir ihr Wesen niemals auszustudiren; wo innere Kräfte mit Freiheit, und wenn es auch blos ein Analogon der Freiheit seyn sollte, zum Vorschein kommen, da betreten wir ein Gebiet, das stets mit neuen und unerwarteten Erscheinungen schwanger geht. Der Mensch nimmt daher den ersten Rang in Ansehung des Inter-

esses unsers Nachdenkens ein; hierauf kommt die thierische Schöpfung, und wenn uns auch die anorganische Natur nicht kalt läßt, so kann das Vergnügen, das sie uns gewährt, doch nicht mit dem Wohlgefallen verglichen werden, das uns die Betrachtungen über die organische Natur einlösen.

Das Aeußere an den Thieren, ihre Gestalt, ihr Bau, ihre Größe, sind bei der Zergliederung todte Massen, und wenn wir nicht das Innere, Lebendige, mit diesem Zergliedern ihrer Bestandtheile verbinden, so verkennen wir sowohl den Zweck des Nachforschens über das Thierreich, als wir uns auch selbst um die schönsten und genußreichsten Freuden bringen. Der Geist, der uns an einem Gegenstande anspricht, erweckt allein den Grad von Vergnügen, der uns eben so sehr behagt als er uns erquickt. Die Kenntniß des Thierreiches soll nicht blos bei der Aufzählung der Bestandtheile eines Geschöpfes stehen bleiben, sondern sie soll in sein Inneres eindringen, und soll seinen physischen und geistigen Organismus mit in Betracht ziehen. Wir können auf die Kenntniß einer Sache keinen Anspruch machen, so lange wir einen Theil derselben vernachlässigen, und unsere Kenntniß

ist blos Stückwerk, so lange uns ein Theil und zwar der interessanteste unbekannt bleibt. Es ist daher viel daran gelegen, die geistigen Eigenschaften der Thiere, ihre Natur, ihre Charaktere, ihre Talente und Fähigkeiten, ihre Sitten und ihre Lebensart kennen zu lernen; und da derjenige, der das Thier in dieser Hinsicht beobachtet, nicht von sich selbst ausgehen, nicht dasjenige, was er in sich bemerkt, durch Analogie auf die Erscheinungen der Thierwelt anwenden kann, weil alle menschliche Kräfte sich durch Selbstbestimmen nach eigenen Zwecken und nach Freiheit charakterisiren, welches bei den Thieren der Fall nicht ist, so muß man hierbei stets auf das merken, was das Thier thut; man muß sehen, wie es sich in den mancherlei Zuständen und Perioden seines Daseyns benimmt, und wie es sich sowohl gegen seines Gleichen als auch gegen Geschöpfe anderer Art beträgt. Wenn man dem Thiere Verstand beilegt, so ist es kein menschlicher Verstand; wenn man ihm Empfindungen und Gefühle, Affekten und Leidenschaften, rühmliche und schlechte Eigenschaften zuschreibt, so sind dies nicht solche Eigenschaften, wie wir an den Menschen bemerken: denn ob sie den Leztern gleich hier und da ähnlich erscheinen, so sind sie ihnen doch

auch wieder unähnlich, weil die Natur des Menschen von der Natur des Thieres der Art nach verschieden ist. Wenn nun dies der Fall ist, so können die Erscheinungen nicht gleichartig seyn. Aus einer Aehnlichkeit, die uns die Beschränktheit der Sprache aufdringt, schließen wir auf eine Gleichheit. Der Verstand der Thiere ist ein anderer Verstand als der menschliche, und ihr Charakter ist ihnen angeboren, da hingegen der menschliche durch Freiheit erworben werden muß. Wenn den Menschen rühmliche oder unrühmliche Eigenschaften auszeichnen, so sind sie sein Werk; das Thier aber ist das, was es ist, aus bloßer Nothwendigkeit; allein diese erhebt sich über jene blinde Nothwendigkeit, die einem ewigen Mechanismus fröhnt; sie ist eine Nothwendigkeit geistiger Art. Was in der Natur des Thieres liegt, das wickelt es aus sich durch Erziehung und Unterricht heraus. Da aber seine Natur sehr beschränkt ist, so ist auch die Anzahl der ihrer Beschaffenheit nach verschiedenen Erscheinungen sehr beschränkt. Allein wie weit sind wir noch in der Erkenntniß der Erscheinungen zurück, welche die Thierseelenkunde ausmachen! Wie viel giebt es Thiere, die wir gar nicht genau beobachten können! Wie wenige

sind absichtlich der Aufmerksamkeit des Menschen unterworfen worden, und wie oft hat man noch die wahrgenommenen Erscheinungen entstellt! Wie oft hat man etwas in ihnen zu sehen geglaubt, was nicht in ihnen liegt, und ob es hier schon keine andere Auslegung geben kann, als durch Analogie, so darf diese doch wegen der Verschiedenheit der thierischen und menschlichen Natur nicht allzu weit getrieben, sondern das Thier muß so viel als möglich aus sich selbst erklärt werden.

Wir verweilen mit Wohlgefallen bei einem Thiere, das eine geistige und zwar verständige Eigenschaft blicken läßt, und Thatsachen, die das Innere der Natur der Thiere ausdrücken, sind eben so anziehend, als belehrend. Das hier bearbeitete Buch enthält einen reichen Schatz solcher Beobachtungen, welche Bezug auf die geistige und moralische (wenn man diesen Ausdruck brauchen darf) Natur des Thieres haben, und Beweise seiner Anlagen nnd Fähigkeiten sind; allein da nicht alle Beobachter gleich geübt und unpartheiisch sind, da nicht alle gleiche Kenntnisse und Gelegenheit zum Untersuchen haben, so reicht eine Beobachtung, welche die besondere Eigenschaft eines Thieres beurkundet, noch nicht hin, ihm dieselbe

ganz unbedingt beizulegen, sondern wir müssen mehrere Thatsachen aufsuchen, welche auf die Thätigkeit einer solchen Fähigkeit und Gemüthseigenschaft hinweisen.

Bingley gab sein Buch im vorigen Jahre unter folgendem Titel heraus: Animal Biography or Anecdotes of the Lives, manners, and economy of the animal creation, arranged according to the System of Linnaeus. By the Rev. W. Bingley, A. B. fellow of the Linnean Society and late of Peters College, Cambridge. In three Volumes. I Vol. Quadrupedes XXIII. S. 475. II Vol. Quadrupedes — Birds. S. 568. III Vol. Amphibious animals. Fishes. Insects, — Worms S. 530. Printed for Philips. 1805. in gr. 8. In England hat man diese Anekdoten aus dem Thierreiche mit großem Beifall aufgenommen; denn so eben ist in London schon eine zweite verbesserte und sehr vermehrte Auflage davon erschienen. Dieser schnelle Absatz rührt in England vielleicht eben so sehr von dem Bedürfnisse eines solchen Werkes, als von seinem mannigfaltigen und interessanten Inhalt her. Ich habe bei der Uebersetzung und Bearbeitung dieses Bu-

ches bald etwas weggelassen, bald hinzugesetzt. Die Anzahl der Anekdoten, die ich hinzugefügt habe, sind zahlreich, und die Quellen, aus denen ich sie geschöpft habe, sind die neueste Ausgabe von Büffons Histoire naturelle par Sonnini, Latreille und Andere, neue und alte Reisebeschreibungen u. s. w.

Der Verfasser beschreibt jedesmal jedes Thier seinen charakteristischen Kennzeichen nach; von dieser Beschreibung habe ich blos die eigenthümlichsten Kennzeichen jedes Thieres beibehalten, und das übrige weggelassen, weil wir mehrere Werke besitzen, die diesem Zweck besonders gewidmet sind. Ich nenne hier nur das vortreffliche Natur- und Kunstlexikon von Lipold in drei Bänden 1801—1804. Hier und da habe ich eine Berichtigung entweder in Ansehung des Aufenthaltsortes eines Thieres, oder der Beschreibung desselben sogleich in den Text aufgenommen. Der erste Band der teutschen Bearbeitung enthält noch nicht völlig den ersten Band des Originals, allein er faßt auch Thiere, die gerade die meisten Fähigkeiten haben, und den meisten Stoff zum Nachdenken geben. Z. B. den Affen, den Elephanten, die Hunde u. s. w. Da in den beiden andern Bänden viele Artikel vorkommen,

wo blos eine Beschreibung aber keine Thatsache zur geistigen Naturgeschichte eines Thieres geliefert ist, so fallen dergleichen Artikel bei meiner Bearbeitung weg.

Meine Absicht bei dieser Uebersetzung und Bearbeitung geht dahin: 1) ein Lesebuch für jeden zu liefern, der sich sowohl angenehm unterhalten, als auch über die Natur und Eigenschaften der Thiere belehren will. 2) Dem Lehrer, der die Jugend in der Naturgeschichte unterrichten soll, eine Materialiensammlung in die Hände zu geben, die ihm sowohl zur Erregung der Lust am Studium der Naturbeschreibung bei seinen Zöglingen, als zur Belehrung derselben dienen soll. Will man der Jugend ein Thier kennen lernen, so muß man ihr eine Anekdote, die ihre Neugierde reizt, von demselben erzählen. Hierauf muß man zur genauen, aber kurzen Beschreibung des Thieres selbst übergehen, seinen Aufenthaltsort, seine eigenthümlichen Kennzeichen, seine Lebensart, seinen Rang in der thierischen Schöpfung, seinen Zweck und sein Verhältniß zu den übrigen Thieren angeben. Hier kann man nun wieder eine charakteristische Anekdote von dem beschriebenen Thiere einschalten, um jeder Ermüdung der Aufmerksamkeit zuvorzukommen, und die Erregbarkeit des Gei-

stes durch Vorhaltung neuer und interessanter Materialien beständig zu reitzen und zu stärken. Endlich muß das Thier in geistiger Hinsicht vollständig geschildert, und alle seine Fähigkeiten und Kräfte müssen mit Thatsachen belegt werden, welche Aeußerung derselben sind: allein man muß diese Erscheinungen nicht blos anführen, sondern sie auch so viel als möglich aus der Natur des Thieres, ihrem Ursprunge, ihrer Möglichkeit und ihrem Zwecke nach zu erforschen suchen. Befolgt man beim Vortrage der Naturbeschreibung einen solchen Gang, so flößt man den Lehrlingen Lust dazu ein, so wie man sie auch belehrt. Ich glaube, daß sich dies Buch hierzu ganz besonders eignet, weil sowohl das ganze Thierreich darin in psychologischer Hinsicht, soweit als unsere Kenntniß darin bis jetzt noch reicht, dargestellt, als weil auch bei der Schilderung der Thiere eine gewisse bestimmte Anordnung befolgt ist.

In der Vorrede hat der Verfasser die Quellen angegeben, die er bei seinem Werke benutzt hat. Sie bestehen in Reisebeschreibungen, in Handbüchern der Naturgeschichte u. s. w. Da aber bei der Erzählung der meisten Anekdoten die Quelle gleich mit ange-

geben ist, aus der sie entlehnt sind, so habe ich dies Verzeichniß weggelassen.

Die Abhandlung über die Psychologie der Thiere folgt im nächsten Bande.

Leipzig, den 29sten April 1804.

Bergk.

Inhaltsanzeige.

1) Das Affengeschlecht = = Seite 2
Der Orangutang = = = = 8
Der große Affe oder der Hundskopf = = 23
Der gemeine Affe oder der Pitheke = = 26
Der große Pavian = = = = = 28
Der graue Pavian = = = = = 32
Der Bären = Pavian = = = = 33
Der Affe mit einem Haarbüschel auf dem Kopfe = 46
Der chinesische Affe = = = = 47
Der Uistiti = = = = = 49
Der schwarze Brüllaffe = = = = 51
Der Quato (Quoata) = = = = 56
Der Buschschwanzaffe = = = = 60
Der Saimiri, oder das Todtenköpfchen = = 61
Der ceylonesische Affe = = = = 63
Der Roloway = = = = 64
Allgemeine Bemerkungen über die Affen = = 66
2) Das Makigeschlecht = = = 71
Der träge Maki, oder Coucang = = = 72
Der ringschwänzige Maki oder Makoko = = 79
Der wollige Maki oder Mongos = = 80
3) Das Fledermausgeschlecht = = 82
Die langöhrige Fledermaus = = = 84
Der Vampyr = = = = 89

4) Das Faulthiergeschlecht = = Seite 95
Das dreizehige Faulthier = = = = 96
Der große Ameisenfresser = = = = 99
Der Armadil oder das Gürtelthier = = 101

5) Das Nashorngeschlecht = = = 103
Das einhornige oder das asiatische Nashorn = 103
Das zweihörnige oder afrikanische Nashorn = 108

6) Das Elephantengeschlecht = = 117
Der Elephant = = = = = 117

7) Das Wallroßgeschlecht = = 167
Das arktische Wallroß = = = 167
Der Manati von Kamtschatka = = 174
Der rundschwänzige Manati = = = 177
Der Seeaffe Manati = = = = 179

8) Das Seehundgeschlecht = = 179
Der Seehund oder das Seekalb = = 180
Der Seebär = = = = = 187
Der ansonsche Seelöwe = = = 194
Der Stellersche Seelöwe = = = 197

9) Das Hundegeschlecht = = = 200
Der Hund = = = = = 200
Der Wolf = = = = = 256
Die Hyäne = = = = 262
Die gefleckte Hyäne = = = 267
Der Jackal = = = = = 369
Der Jackal der Barbarei = = = 271
Der Fuchs = = = = 274
Der weiße oder arktische Fuchs = = 279

10) Das Katzengeschlecht = = = 286
Der Löwe = = = = = 287
Der Tiger = = = = 308

Wo Leben und Thätigkeit erscheint, da verweilt der Beobachter mit dem größten Vergnügen: denn er bemerkt Erscheinungen, die eben so interessant als bewundernswürdig sind uud die er, wenn er auch alle seine Geisteskräfte aufbietet, doch nie völlig ergründen kann. In dem Thierreiche entdecken wir zuerst den Grund der Lebensthätigkeit, den wir Seele nennen und den wir mit den Thieren gemein haben. Da nun das Wesen desselben für uns eben so unerforschlich ist als seine Wirksamkeit sonderbare und auffallende Erscheinungen hervorbringt, so werden wir nie müde, diesen reichen Schauplatz von wunderbaren Scenen zu betrachten. Bald zeigt das Thier eine feste und sichere Klugheit, die wir vergeblich an dem Menschen suchen, bald bemerken wir an ihm eine Geschicklichkeit, die der Mensch umsonst nachzuahmen versucht, bald werden wir eine Vorsicht gewahr, die wir nicht zu erklären vermögen; allein so groß auch die Geschicklichkeit und Künstlichkeit der Thiere seyn mag, so fehlt ihnen doch das Vermögen, sich ins Unendliche zu vervollkommnen: was sie sind, sind sie von Natur, und werden nichts durch Freiheit. All' ihr Bestreben ist auf ihre Selbsterhaltung und Fortpflanzung beschränkt; was über diesen engen Kreis hinausliegt, geht über ihre Kräfte und ist für sie unerreichbar. Der Hund, den Leibnitz in der Gegend von Zeitz wollte sprechen

gehört haben, gab bloß Töne von sich, die wohl dem Wortklange ähnlich seyn mochten, die aber doch keine Begriffe und Empfindungen durch Worte ausdrückten; der Hund, der sich bei dem Leichname seines Herren erschießen läßt, indem man ihn vergeblich nöthigt, denselben zu verlassen, thut dies aus Angewohnheit an seinen Gesellschafter; der Elephant, der sich nach mehrern Tagen an seinem Beleidiger rächt, bemerkt vielleicht wieder etwas an seinem Gegner, was er für eine Drohung ansieht; die Katze, die aus Betrübniß über den Tod ihrer Wohlthäterin stirbt, vermißt die Hand, die ihr gewöhnlich Nahrung reicht. So viele auffallende Thatsachen man nun auch von den Kräften und Fähigkeiten der Thiere sammelt, so beweist man dadurch doch noch nicht, daß sie das, was sie thun, aus Freiheit vollbringen, und daß sie ihren Entschluß mit der besonnensten Ueberlegung ausführen; allein solche Anekdoten, welche die Eigenthümlichkeiten der Wirkungsart der Thiere ausdrücken, dienen zu einer Naturkunde der thierischen Seelen und lassen uns die Weisheit des Schöpfers, der das vernunftlose Thier mit so vielen Gaben ausrüstete, eben so bewunderns = als anbetungswürdig erscheinen.

Das Affengeschlecht.

Die Thiere dieses Geschlechtes haben sowohl in ihrem äußern als innern Baue viel Aehnliches mit dem Menschen, und man bemerkt, daß sie sich uns in Ansehung ihrer Gewohnheiten und ihres Instinktes mehr als irgend eine andere Thierart nähern. Sie besitzen ein vortreffliches Ge-

dächtniß, sind argwöhnisch, klug und eifersüchtig, lieben das Nachahmen und machen eine Menge Gesticulalartionen und Grimassen. Wenn man sie erzürnt oder beleidigt, so zeigen sie drohende Gebehrden und knirschen mit den Zähnen, und wenn sie mit etwas zufrieden sind, so scheinen sie zu lachen. Einige sind so störrig und unlenksam, daß man ihnen nur mit Mühe etwas beibringen kann; andre hingegen sind sanfter und zeigen gegen diejenigen, die sie gut behandeln, viele Anhänglichkeit; allein fast alle verrathen eine Menge Unarten. Auch sind sie im Ganzen unreinlich, ausschweifend und diebisch.

Alle Arten von Affen, bloß der gelbe Affe in der Barbarei ausgenommen, halten sich bloß in der heißen Zone auf, wo sie größtentheils von Pflanzenspeisen leben. Die Anzahl der Arten dieses Thiergeschlechtes ist außerordentlich groß. Bosman erzählt, daß er auf der Küste von Afrika eine ungeheure Menge von verschiedenen Arten gesehen habe; und Condamine sagt, daß bloß die Beschreibung derjenigen Arten, die an den Ufern des Amazonen Flusses leben, ein ganzes Buch ausmachen würde. In den Wäldern von Afrika, Indien, China, Japan und Südamerika wimmelt es von Affen.

Einige haben Backen-Taschen, worin sie ihre Speisen weich werden lassen, ehe sie dieselben kauen und hinterschlucken. Sie sind große Liebhaber von der Flöhjagd und fangen sie sowohl auf ihren eigenen Pelzen, als auch auf denen ihrer Gefährten. Sie besitzen ein sehr feines Gefühl und können sich mit erstaunlicher Geschicklichkeit von einem Baume zum andern schwingen. Viele leben in großen Gesellschaften beisammen, Andere hingegen halten sich abge-

sondert in besondern Bezirken auf, und vermischen sich nie mit andern.

Dieß zahlreiche Geschlecht unterscheidet sich von allen andern Thieren dadurch, daß es oben und unten vier Vorderzähne hat, die nahe aneinander stehen: die Hundszähne sind länger als die übrigen und stehen von einander entfernt. Die Backenzähne sind stumpf.

Man theilt die Affen in drei Klassen: 1) in eigentliche Affen. 2) in Paviane und 3) in Meerkatzen (monkeys.)

Die eigentlichen Affen haben keinen Schwanz, gehen aufrecht, ihr Hinterer ist fleischig, ihre Beine haben Waden und ihre Hände und Füße viel Aehnliches mit den Menschlichen. Ihr Charakter ist größtentheils mild und sanftmüthig, und sie machen das, was sie den Menschen thun sehen, schneller als die andern Geschlechter nach.

Die Paviane haben kurze Schwänze; gehen gemeiniglich auf Vieren, und selten aufrecht, ausser wenn man sie in dem Zustande der Knechtschaft dazu nöthigt. Einige darunter sind so groß, wie ein Mensch, haben lange Gesichter, eingesunkene Augen und sehen übrigens außerordentlich widrig aus. Von Natur sind sie gewöhnlich tückisch und wild.

Die Meerkatzen haben Schwänze, die insgemein länger als ihr ganzer Körper sind. Eine Klasse derselben, die aus ungefähr zehn Arten besteht, hat einen Roll- oder Wickelschwanz, den sie um jeden Gegenstand herum schlingen kann, und der bei ihr die Stelle der Hände vertritt; sie lebt fast ausschließlich in Amerika. Die Meerkatzen (monkeys) sind zugleich die lebhaftesten und thätigsten

unter dem ganzen Affengeschlechte; übrigens sind sie außerordentlich diebisch und ahmen die menschlichen Handlungen kaum jemals aus andern Ursachen, als aus bösen Absichten nach. Weder der Löwe, noch der Tiger, noch irgend ein anderes Thier von dem Katzengeschlechte gehören unter die furchtbaren Feinde der Meerkatzen; ihre Herrschaft wird ihnen in den Wäldern von diesen reissenden Thieren nicht streitig gemacht, denen sie leicht dadurch entgehen, daß sie sich auf die Bäume schwingen. Bloß das Schlangengeschlecht, das mit ihnen auf den Bäumen lebt, überfällt sie bisweilen während der Ruhe, und es herrscht zwischen diesen beyden Geschlechtern ein ewiger Krieg. Da sie sich aber ihrer Thätigkeit und Lebhaftigkeit bewußt sind, wenn sie wachsam sind, so nehmen sie, wie es Labat in Afrika gesehen, ihre Luftsprünge auf den nämlichen Zweigen vor, wo die Schlangen ruhen und springen vor- und rückwärts über sie hin, obgleich die Schlangen in dieser Weltgegend von Natur rachsüchtig, und sogleich alles, was sie in ihrer Ruhe stört, zu stechen bereit sind.

Seine Begierden kann der Affe nicht im geringsten beherrschen, und ob er sich gleich vor Schlägen fürchtet, so thut er doch, was seinen Lüsten behagt. Seine Nachahmungssucht gereicht ihm oft zum Verderben: ohne Bedenken zieht er inwendig ausgepichte Stiefeln an, wenn er sieht, daß Menschen etwas ähnliches thun, und wird alsdann gefangen: er balbiert sich, wenn er jemanden dies thun sieht und schneidet sich aus Dummheit die Kehle ab: er wäscht sich, wenn er den Menschen sich waschen sieht, mit hingesetztem Leimwasser das Gesicht, und verkleistert sich die Augen so sehr, daß er im Dunkeln umhertappt und

seinem Feinde nicht entwischen kann. Ueberhaupt ist seine Nachahmungslust ausserordentlich groß. Was man ihm vormacht, lernt er ohne große Mühe. Er lernt daher auf dem Seile tanzen, ein Rad schlagen, sich putzen, Feuer aumachen, die Trommel schlagen, Gläser schwenken u. s. weiter. Man hat Affen gesehen, die mit der einen Pfote den Bratspieß dreheten und mit der andern ein Stück Brod in die fette Brühe tauchten und es verzehrten.

Allein ob sie gleich eine große Kunst und Geschicklichkeit im Nachahmen besitzen, so wissen sie sich doch bei einem Unfalle gar nicht zu helfen. Die Baris, eine Art Affen in Afrika, lernen Wasser aus den Flüssen in kleinen Krügen holen, die sie auf dem Kopfe tragen: kommen sie aber an die Hausthüre und nimmt man ihnen nicht sogleich den Krug ab, so lassen sie ihn fallen: wenn sie nun gewahr werden, daß derselbe zerbrochen oder daß auch bloß das Wasser verschüttet ist, so fangen sie an zu heulen und zu schreien, worin sie eine besondere Geschicklichkeit besitzen.

In mehrern Gegenden Ostindiens hat man die Thiere dieses Geschlechts zu einem Gegenstande göttlicher Verehrung gemacht und die Eingebornen haben ihnen die prächtigsten Tempel errichtet. Ihre Menge ist da fast zahllos; sie kommen öfters haufenweise in die Städte und gehn jederzeit ohne alle Gefahr in die Häuser; doch hat man sie in der Stadt Calicut größtentheils aus den Wohnungen entfernt: diesen Zweck erreichen die Einwohner dadurch, daß sie vor alle ihre Fenster Gitter gemacht haben.

In der Hauptstadt von Guzurat, Amadab giebt es drei Thierspitäler, wo lahme und kranke Affen, ja selbst solche, die nicht krank sind und da bleiben wollen, ernährt

und gepflegt werden. Von freien Stücken versammeln sich die Affen zweimal wöchentlich aus der Nachbarschaft in den Straßen dieser Stadt. Sie steigen alsdann auf die Häuser, die alle eine kleine Terrasse oder ein plattes Dach haben, wo sie sich während der großen Tageshitze hinlegen. An diesen zwei Tagen sorgen die Einwohner allemal dafür, daß sie Reiß, Hirse und Obst auf die Terrassen thun: denn wenn sie dies unterlassen, so werden die in ihrer Erwartung getäuschten Affen so wüthend, daß sie die Ziegel abbrechen und mancherley Unfug anrichten. — Als die Portugiesen die Insel Ceylon ausplünderten, fanden sie in einem diesem Thiere gewidmeten Tempel ein kleines goldenes Kästchen, in dem sich ein Affenzahn befand. Diese Reliquie stand bey den Eingebornen in solchem Ansehn, daß sie nicht weniger als 700,000 Ducaten dafür boten, wenn man es ihnen wiedergeben wollte. Der Vicekönig, der ihren Aberglauben vernichten wollte, befahl jedoch, dieselbe zu verbrennen. Als aber etwann drei Jahre darauf ein Bursche, der den portugisischen Gesandten begleitete, einen ähnlichen Zahn fand, so streuete er das Gerücht aus, daß er den rechten Zahn wieder erhalten hätte: hierüber freueten sich die Priester so sehr, daß sie ihn für eine Summe von beinahe 60,000 Thalern kauften.

Der Orangutang. (Simia satyrus, simia Troglodytes Linn.*)

Der Orangutang hat seinem Aeußern nach weit mehr Aehnlichkeit mit dem Menschen als irgend eine andere Affenart: man hat ihn daher manchmal auch den Waldmenschen genannt.

Die Orangutangs, die man nach Europa gebracht hat, sind selten über drey Fuß hoch gewesen: allein sie sollen, wenn sie ihre völlige Größe erreicht haben, wenigstens auf sechs Fuß hoch werden nnd alsdann so viele Stärke besitzen, daß sie den stärksten Menschen mit leichter Mühe zu Boden werfen können. Sie sehen gemeiniglich dunkelbraun aus; die Füße sind nackt, und die Ohren, Füße und Hände haben viel Aehnliches mit den menschlichen Gliedmaßen; überhaupt nähert sich ihr ganzes Ansehn der menschlichen Gestalt ausserordentlich. Doch haben sie eine plattere Nase, eine schiefere Stirne und ihre Kinn hat unten keine Erhöhung. Auch stehen die Augen zu nahe an einander, und die Entfernung zwischen der Nase und dem Munde ist zu groß.

Nach des D. Tyson's anatomischer Untersuchung des Orangutang herrscht auch in Ansehung der innern Bildung eine große Aehnlichkeit zwischen dem Menschen und dieser Affenart. Jedoch unterscheiden sie sich dadurch, daß der Orangutang dreyzehn, der Mensch aber bloß zwölf Rib-

*) Der Verfasser verwechselt in diesem ganze Abschnitte den afrikanischen Schimpanse mit dem ostindischen Orangutang, welches beide zwei gänzlich verschiedene Arten sind.

ben hat. Auch waren die Halswirbelbeine kürzer, die Backenbeine schmäler, die Augenhöhlen tiefer, die Nieren runder, die Urin- und Gallenblasen länger und schmäler und die Harngänge verschieden gestaltet; sonst war in den übrigen Theilen eine erstaunliche Aehnlichkeit zwischen dem Orangutang und dem Menschen zu bemerken. Die Zunge und alle Stimmorgane waren die nämlichen, und doch war das Thier stumm; das Gehirn war wie beim Menschen gestaltet, und doch fehlte dem Orangutang Vernunft.

Man findet diese Thiere in den ödesten Gegenden im Innern von Afrika und auf der Insel Borneo *). Sie leben von Früchten, und wenn sie auf die Seeküste kommen, fressen sie auch Schaalthiere oder Crabben. Ihre Ruheplätze sind die Bäume, wo sie sich gegen die Anfälle aller Raubthiere, die Schlangen ausgenommen, sichern. Ein Reisender, den Büffon anführt, versichert, daß ihre Wohnungen aus Baumzweigen beständen, die sie so in einander geflochten hätten, daß sie gegen die Sonnenhitze geschüzt wären. Ein anderer Reisender, Herr Mathews erzählt, daß die Männchen zur Heckezeit diesel- ben dem Weibchen und den Jungen überließen. Die Orangutangs sind in ihrem Betragen nichts weniger als lustig und aufgeräumt, sondern weit bedächtiger und stiller als die übrigen Affenarten. Ist ein Neger so unglücklich, durch einen Wald zu reisen und entdecken sie ihn, so fallen sie gemeiniglich über ihn her und ermorden ihn. Sie wissen sogar den Elephanten zu verjagen: mit einem Stücke Holz

*) Der Schimpanse lebt in Afrika, der Orangutang aber auf Borneo.

in der Hand oder auch bloß mit ihren Fäusten setzen sie dem ungeheuern Thiere so zu, daß sich dasselbe endlich zurück ziehen muß.

Ihre Beleidiger werfen sie mit Steinen, und als man, nach Wurmbs Erzählung (s. dessen Denkwürdigkeiten aus Ostindien S. 253) auf der Insel Borneo einen Orangutang fangen wollte, brach derselbe starke Zacken von den Bäumen ab und schlug damit so wüthend um sich herum, daß man seiner durchaus nicht lebendig habhaft werden konnte. Bosman erzählt, daß mehrere von diesen Affen einsmals hinter dem englischen Fort zu Wimba auf der Küste von Guinea über zwei Sklaven der Compagnie herfielen, sie überwältigten und ihnen mit Stöcken die Augen ausstechen wollten, als zu ihrem Glücke noch eine Partie Neger dazu kam und sie befreite. Nach Pennant sollen sie manchmal auch Negerinnen stehlen und sie in die Wälder schaffen. Ein Orangutang entführte einstens einen Negerknaben, der ungefähr ein Jahr lang bei ihnen lebte; als er wieder zurück kam, erzählte er, daß viele so groß und noch stärker als ein Mann wären, und daß keiner versucht hätte, ihm jemals etwas zu Leide zu thun. Die Jungen sollen sich an den Bauch der Mutter hängen und sie mit ihren Händen fest umklammern: wird daher das Weibchen gefangen, so lassen sich auch allemal die Jungen mit fangen.

Dies sind die Nachrichten, die ich über den Orangutang in seinem wilden Zustande zu sammeln im Stande gewesen bin. Folgende Erzählungen betreffen Erscheinungen, die man in seiner Gefangenschaft an ihm bemerkt hat.

Das Betragen des Orangutang in seinem zahmen Zustande ist artig und größtentheils harmlos: man bemerkt gar nichts von jener Wildheit, die einige größere Arten von den Pavianen und Meerkatzen zeigen. Er ist sanft und gelehrig und lernt eine Menge unterhaltender Kunststücke machen.

Der D. Tyson, der vor ungefähr hundert Jahren eine sehr genaue Beschreibung eines jungen Orangutang geliefert hat, der sich damals in London befand, versichert, daß er bei manchen seiner Handlungen einen sehr hohen Grad von Scharfsicht bewiesen hat. „Er war das artigste und liebenswürdigste Geschöpf, sagt er, das man sich nur denken kann. Diejenigen, die er am Bord des Schiffes kannte, umarmte er mit der größten Zärtlichkeit, und ob sich schon, wie man mir erzählt hat, andere Arten von Affen am Bord befanden, so wollte er doch nichts mit ihnen zu thun haben und suchte allemal, als ob sie gar nicht mit ihm verwandt wären, ihrer Gesellschaft auszuweichen.“ Er trug manchmal Kleider und gewöhnte sich endlich ganz an dieselben; einen Theil derselben zog er ohne jemandes Beystand an und die übrigen brachte er in den Händen zu irgend jemand von der Gesellschaft, damit er ihm beistehen möchte. Er legte sich ins Bette mit dem Kopf auf ein Kopfkissen und deckte sich mit einer Decke zu, damit er warm läge, gerade so wie es der Mensch macht.

Vosmaer's Nachrichten von der Lebensart eines Drang = Utang, den man im Jahre 1776 nach Holland brachte und in die Menagerie des Prinzen von Oranien that, ist zu merkwürdig, als daß wir hier nicht einen Auszug daraus mittheilen sollten.

Es war ein Weibchen, sagt Vosmaer, man bemerkte aber keine monatliche Reinigung an demselben, es war etwan $2\frac{1}{2}$ rheinländischen Fuß hoch, und niemals verrieth es die geringste Spur von Wildheit oder Bosheit; ohne Gefahr konnte man ihm die Hand an den Mund halten; es sah vielmehr etwas traurig aus. Es liebte die Gesellschaft, ohne dabey auf einen Geschlechts-Unterschied Rücksicht zu nehmen; nur gab es denjenigen den Vorzug, die seine tägliche Wartung über sich hatten und die ihm etwas zu Gute thaten, welche es ganz besonders zu lieben schien; wenn sich diese entfernten, warf es sich oft auf die Erde, da es an der Kette lag, that, als wenn es in Verzweiflung wäre, stieß ein klägliches Geschrei aus und zerriß alles Leinenzeug, das es erreichen konnte, in Stücken, sobald es sich allein sah. Da sein Wächter sich manchmal bey ihm auf die Erde nieder zu setzen pflegte, so nahm es Heu von seinem Lager, legte es an seine Seite und schien ihn durch alle mögliche Schmeicheleyen einzuladen, sich neben ihm nieder zu lassen.

Gewöhnlich ging es auf vieren wie andere Affen, welches vielleicht wegen der horizontalen Lage des Beckens und einiger andern Umstände der natürliche Gang des ganzen Affengeschlechts ist, allein es konnte auch aufrecht stehen und auf den Hinterbeinen gehen, wobey es einen Stock in der Hand hielt und sich oft lange darauf stützte; doch trat es nicht wie der Mensch auf, sondern hatte die Füße nach aussen zurück gebogen, so daß es sich auf die Seiten der Hinterbeine stützte und die Zehen einwärts gezogen hatte.

Eines Morgens hatte es sich los gerissen und wir sahen es mit einer bewundernswürdigen Schnelligkeit und Ge-

schicklichkeit an den Balken und Quer-Balken des Hauses hinaufklettern; wir hatten Mühe, es wieder zu bekommen, und wir bemerkten, daß es eine ausserordentliche Stärke in den Muskeln besaß. Nur mit vieler Mühe konnten wir es auf den Rücken legen; es waren vier starke Leute nöthig, um es zu fesseln. Während der Zeit, daß es von seiner Kette los gewesen war, hatte es unter Andern den Stöpsel von einer Bouteille genommen, in der sich noch ein Rest Mallagawein befand; diesen hatte es bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken und die Bouteille nachher wieder an ihre Stelle gesetzt.

Es aß fast alles, was man ihm gab; seine gewöhnliche Nahrung bestand in Brod, Wurzeln, besonders gelben Möhren, allen Arten von Früchten, und vorzüglich Erdbeeren, besonders aber schien es gewürzhafte Pflanzen, als Petersilie und Petersilienwurzel, zu lieben. Auch aß es gekochtes und gebratenes Fleisch und Fische. Man sah es niemals auf Insekten Jagd machen, nach denen die übrigen Affenarten so begierig sind. Ich gab ihm einen lebendigen Sperling, es kostete das Fleisch davon, warf ihn aber sehr schnell wieder weg. In der Menagerie habe ich es, wenn es etwas kränklich war, ein wenig rohes Fleisch essen sehen, wobey es aber kein Zeichen von Wohlgeschmack verrieth. Es liebte besonders Eier, die es mit den Zähnen öffnete und mit vielem Appetit ganz aussaugte. — Braten und Fische waren seine Lieblings-Speisen; man hatte ihm mit dem Löffel und der Gabel essen gelehrt. Wenn man ihm Erdbeeren auf einem Teller that, so war es ein Vergnügen zu sehen, wie es eine nach der andern mit der Gabel anspießte und sie nach dem Munde führte, während es in der

andern Hand den Teller hielt. Sein gewöhnliches Getränk war Wasser; allein es trank sehr gern alle Arten von Wein, besonders Mallaga. Gab man ihm eine Bouteille, so zog es mit der Hand den Stöpfel heraus und trank eben so gern daraus, als aus einem Bierglase; hatte es getrunken, so wischte es sich, wie ein Mensch, den Mund ab. Wenn es gegessen hatte und man ihm einen Zahnstocher gab, so bediente es sich desselben, wie wir. Brod und andere Sachen wußte es sehr geschickt aus den Taschen zu ziehen. Man hat mir versichert, daß, als es am Bord des Schiffes gewesen, wo es frei herum gelaufen, es mit den Matrosen gespielt und sich eben so gut wie sie seine Portion in der Küche geholt hat. Beim Einbrechen der Nacht legte es sich nieder. Es schlief nicht gern in seinem Käfig, weil es vielleicht befürchtete, es möchte darin eingesperrt werden. Wenn es sich niederlegen wollte, so machte es sich das Heu seines Lagers zu rechte, schüttelte es tüchtig durch, bauete sich ein Kopfkissen, legte sich am öftersten auf die Seite und deckte sich mit einer Decke warm zu, da es sehr frostig war. Von Zeit zu Zeit sahen wir es etwas vornehmen, das uns ausserordentlich in Erstaunen setzte, als wir es das erste Mal bemerkten. Als es nämlich wie gewöhnlich sein Lager zurecht gemacht hatte, nahm es einen Leinwandlappen, der neben ihm lag, breitete ihn ordentlich auf den Boden aus, that in seine Mitte Heu hinein, legte die vier Enden der Leinwand darüber, trug dies Paket mit vieler Geschicklichkeit nach seinem Lager, wo es ihm zum Kopfkissen diente und zog hierauf die Decke über seinen Körper. Eines Tages sahen wir es das Schloß an seiner Kette mit einem Schlüssel öffnen und hierauf wieder zuschließen;

es nahm nämlich ein kleines Stück Holz, steckte es ins Schlüsselloch und drehete es herum und sah nach, ob das Schloß nicht auf ginge. — Man hat gesehen, daß es die Klammern mit einem großen Nagel heraus zu ziehen suchte, der ihm statt einer Zange diente. Als man ihm eines Tages eine kleine Katze hinsetzte, befühlte es dieselbe allenthalben; als es aber von der Katze in den Arm gekrallt wurde, wollte es dieselbe nicht mehr anrühren. — Wenn es auf den Boden seines Lagers gep—ßt hatte, suchte es dasselbe mit einem Lappen auf zu wischen. Wenn man es mit Stiefeln an den Beinen besuchte, so kehrte es dieselben mit einem Besen ab und wußte die Schuhe eben so geschickt als irgend ein Bedienter auf zu machen. Wenn man Knoten in ein Seil machte, so machte es dieselben, so verschlungen sie auch seyn mochten, entweder mit den Zähnen oder mit den Nägeln auf. — Wenn es ein Schloß oder einen Pakt in der einen, und einen Stock in der andern Hand hatte, so kostete es viele Mühe, ihm denselben zu nehmen, da es sich mit dem Stocke wehrte.

Nie hörte man es irgend ein Geschrei ausstoßen, ausser wenn es sich allein befand; anfänglich klang dies beinahe wie das Heulen eines jungen Hundes; hernach wurde es rauher und ich kann es mit nichts besser als mit Getön einer großen Säge vergleichen, wenn man ein Stück Holz durchsägt.

Dieses Thier lebte sieben Monate in Holland. Bey seiner Ankunft hatte es keine Haare ausser am Hintern, an den Armen, Schenkeln und Beinen. Als sich aber der Winter näherte, bekam es weit mehr Haare. Der Rücken die Brust und alle übrigen Theile des Körpers wurden dann

mit kastanienbraunen Haaren bedeckt; auf den Rücken waren die längsten drey Zoll lang.“ Es kam von der Insel Borneo und wurde nach seinem Tode in dem Museum des Prinzen von Oranien aufbewahrt.

Die Verschlagenheit des Schimpanse, sagt Hr. Degrandpre in seiner Reise nach der Westküste von Afrika, ist ausserordentlich; er geht gewöhnlich aufrecht auf einen Baumzweig wie auf einen Stock gestützt; die Neger fürchten ihn, und zwar nicht ohne Grund, weil er sie bisweilen ziemlich arg mißhandelt. Sie behaupten, es geschähe bloß aus Trägheit, daß er nicht spräche, weil er fürchte, als Mensch entdeckt und zur Arbeit gezwungen zu werden; er wäre aber zu beiden gleich geschickt. Dieses Vorurtheil ist bei den Negern so eingewurzelt, daß sie ihn anreden, wenn sie ihn treffen. So viel Mühe sich auch Hr. Grandpré gab, ein solches Thier zu bekommen, so gelang es ihm doch nicht; doch hat er Eines auf einem Schiffe gesehen, das ein Weibchen und der monatlichen Reinigung unterworfen war, wovon aber Bosmaer nichts bemerkt hat. Dieser Umstand scheint daher mit Recht zu bezweifeln zu seyn. Dies Thier gab bewundernswürdige Beweise von Scharfsicht von sich. Es hatte den Backofen heitzen gelernt; es gab sorgfältig Acht, daß keine Kohlen heraus fielen, die das Schiff hätten in Brand stekken können und merkte sehr genau, wenn der Ofen den gehörigen Grad von Hitze erlangt hatte, wo es dann jederzeit den Bäcker davon benachrichtigte, der sich ganz getrost auf diese Nachricht verließ und seinen Teig brachte, sobald der Affe ihn zu holen kam. Ausserdem verrichtete er alle Arbeiten eines Matrosen mit der größten Geschicklichkeit

und Einsicht, wand das Ankerthau auf, zog die Segel ein und band sie fest und die Matrosen sahen ihn als Einen von ihres gleichen an. Das Schif, auf dem er sich befand, war nach Amerika bestimmt, allein das arme Thier kam nicht bis dahin; es verlohr sein Leben auf der Reise, indem es ein Opfer der Brutalität des Obersteuermannes wurde, der es ungerechter Weise sehr mishandelte. Die Grausamkeiten, die man gegen dasselbe verübte, ertrug es mit der größten Geduld; mit flehender Mine hielt es die Hände zusammen, um die Streiche, die man ihm ertheilte, zu hemmen. Allein von diesem Augenblick an weigerte es sich auch standhaft, Speise zu sich zu nehmen, und starb den fünften Tag darauf vor Hunger und Betrübniß.

Der Orangutang, den Büffon (s. Histoire naturelle Tom. XXXV ed Sonnini S. 93) sah, ging beständig auf seinen Hinterbeinen aufrecht, selbst wenn er schwere Sachen trug. Seine Miene war ziemlich traurig, sein Gang gesetzt, seine Bewegungen waren abgemessen, seine Gemüthsart sanft und ganz von andern Affen verschieden. Er war weder so ungeduldig als der Magot, noch so bösartig als der Pavian, noch so ausschweifend als die Meerkatze. Er war, wird man sagen, abgerichtet und gut erzogen, allein Andere hatten auch Erziehung. Ein Wort, ein Zeichen war hinlänglich, und dieser Orangutang that, was man haben wollte. Den Personen, die ihn besuchten, reichte er die Hand und ging ganz ernsthaft, als Gesellschafter mit ihnen spazieren. Er setzte sich an den Tisch, nahm die Serviette auseinander, wischte sich den Mund damit ab, bediente sich des Löffels und der Gabel, um das Essen zum Munde zu bringen, goß sein Getränk

in ein Glas und stieß, wenn man ihn dazu aufforderte, damit an, holte eine Ober- und Untertasse, setzte sie auf den Tisch, that Zucker hinein, schenkte Thee ein, ließ diesen abkühlen, um ihn zu trinken: dieß alles that er, ohne daß weiter etwas als ein Wort, ein Zeichen von seinem Herrn nöthig war; öfters that er es aber auch von selbst. Er fügte niemand etwas Leides zu, näherte sich jedem mit Vorsicht und zwar in einer Stellung, als ob er um Freundschaft bäte. Vorzüglich liebte er Naschwerk, welches unstreitig zur Verkürzung seines Lebens beytrug: er lebte bloß einen Sommer zu Paris und starb den darauf folgenden Winter zu London. Er aß fast alles; nur zog er reife und getrocknete Früchte allen andern Speisen vor, er trank Wein, aber in kleinen Portionen und gab ihn gern für Milch, Thee oder ein anderes süßes Getränk hin. Dieser Affe hatte, wie dem neuesten Herausgeber der Büffonschen Naturgeschichte der Affen Herrn Latreille von einem Augenzeugen Hr. Faujas de St. Fond (sieh Büffon Hist. nat. XXXV. S. 173) versichert worden ist, eine ausserordentliche Zuneigung zu einer Dame gefaßt, die manchmal Büffon besuchte. Diese Zuneigung war sogar in eine Art von Eifersucht ausgeartet, es durfte sich ihr daher niemand nähern, denn sobald er es gewahr wurde, nahm er einen Stock oder ein Rohr und fiel damit über die Person her. Bloß Büffon konnte ihn alsdann beherrschen; er durfte weiter nichts dabey thun, als eine Art von Mißfallen darüber äussern.

Hamilton sah auf Java einen Orangutang, der Feuer anzünden konnte und es mit seinem Munde an-

blies; der Fische röstete, um sie mit gekochtem Reiß zu essen, worin er dem Menschen nachahmte.

Lecomte sah in der Straße der moluckischen Inseln eines von diesen Thieren, das einen ähnlichen Charakter besaß. Es ging aufrecht und bediente sich seiner Arme und Hände wie ein Mensch: überhaupt waren seine Handlungen den menschlichen so ähnlich und seine Leidenschaften so lebendig und ausdrucksvoll, daß eine stumme Person sich kaum verständlicher ausdrücken konnte. Seine Freude und seinen Aerger bezeugte es dadurch, daß es mit dem Fuße auf die Erde stampfte. Man hatte ihm tanzen gelehrt; und es konnte bisweilen wie ein Kind schreien. Während es sich am Bord des Schiffes befand, lief es öfters an dem Thauwerke hinauf, und machte es wie ein Seiltänzer, um der Gesellschaft die Zeit zu vertreiben. Mit erstaunlicher Gewandheit und Sicherheit konnte es sich von einem Seile zum andern schwingen, ob gleich diese funfzehn bis zwanzig Fuß von einander entfernt waren.

Nach Pyrards Erzählung sind die Orangutangs auf Sierra Leone, so fleißig, daß wenn man sie gehörig unterrichtet und füttert, sie Bedientenstelle vertreten; sobald man es ihnen befiehlt, so stampfen sie im Mörser, holen Wasser aus den Flüssen und tragen die kleinen Krüge, in die sie das Wasser thun, auf dem Kopfe. Nach Barbot braucht man sie auf der Guineaküste zum Bratspießdrehen und zu andern nützlichen Geschäften.

Herr von Brosse hatte von einem Neger zwey junge Orangutangs gekauft und nahm sie mit sich an Bord. Diese Thiere setzten sich mit an den Tisch und wenn sie da etwas nöthig hatten, gaben sie den Schifsjungen durch

ein vernehmliches Zeichen zu verstehen, was sie zu haben wünschten; und wenn ihnen bisweilen diese Jungen nicht das geben wollten, was sie von ihnen verlangten, so wurden sie zornig, faßten sie bey den Armen, bissen sie und warfen sie zu Boden. Das Männchen wurde auf der Rhede krank und ließ sich wie ein Mensch warten und pflegen: ja es wurde ihm sogar zweymal am rechten Arme zur Ader gelassen und so oft es sich nachher nicht wohl befand, zeigte es allemal auf den Arm, damit man ihm wieder zur Ader lassen möchte, gleichsam als ob es wüßte, daß dies ihm gut gethan hätte.

Auf Java, erzählt Le Guat, sah' ich einen ausserordentlichen Affen; es war ein Weibchen, das groß war und oft aufrecht ging, wo es dann seine Geschlechtstheile mit seinen Händen bedeckte, gleich als ob es sich schämte; im Gesichte hatte es keine Haare weiter als bloß an den Augenwimpern; sein Gesicht hatte viel Aehnliches mit den großen Gesichtern der Hottentottinnen, die ich am Cap der guten Hoffnung gesehen habe. Alle Tage machte es ordentlich sein Bette, legte sich hinein und zwar mit dem Kopfe auf ein Kopfkissen und zog eine Decke über sich. Hatte es Kopfweh, so band es ein Tuch um den Kopf und es war lustig, wenn man es so im Bette liegen sah.

Gemelli Carreri sagt, er habe einen solchen Affen gesehen, der wie ein Kind klagte, immer auf den Hinterbeinen ging und seine Matte unter den Arm nahm, wenn er sich schlafen legen wollte. Diese Affen scheinen in manchen Stücken mehr Verstand als die Menschen zu haben:

denn wenn sie auf den Gebirgen keine Früchte mehr finden, so kommen sie an die Meeresküste herab, wo sie Krabben, Austern und andere dergleichen Thiere fangen. Besonders giebt es da eine Art von Austern, die man Taclovo nennt, die mehrere Pfunde wiegen und die häufig offen am Ufer liegen. Da nun der Affe fürchtet, die Auster möchte ihm seine Pfote erhaschen und sie einklammern, wenn er sie fassen wollte, so wirft er einen Stein in die Muschel, damit sie sich nicht schließen kann; worauf er sie ohne Furcht ißt.

Froger erzählt, daß die Affen auf der Küste von Guinea am Flusse Gambia insgemein größer und boshafter als im übrigen Afrika wären. Die Neger fürchten sich vor ihnen und können nicht allein aufs Feld gehen, ohne Gefahr zu laufen, von ihnen angegriffen zu werden; diese Thiere sollen ihnen sogar einen Stock reichen und sie dadurch zum Kampfe heraus fordern. Oft hat man sie Kinder von sieben bis acht Jahren entführen und sie auf die Bäume tragen sehen, wo man unglaubliche Mühe hatte, ehe man sie wieder bekommen konnte.

Der Pater Carbasson zog sich einen Orangutang auf, der sich so an ihn gewöhnte, daß er ihn allenthalben hin begleiten zu wollen schien; wenn er daher etwas in der Kirche zu verrichten hatte, mußte er ihn in ein Zimmer einsperren, damit er ihm nicht nachliefe. Allein eines Tages war das Thier doch entwischt und war dem Pater in die Kirche nachgefolgt, wo es heimlich auf das Schallbret über der Kanzel stieg und so lange ruhig liegen blieb, bis die Predigt anging. Dann kroch es an den Rand der Kanzel, beobachtete die Handlungen des Predigers genau und machte alle seine Bewegungen auf eine so possirliche Art

nach, daß die ganze Gemeinde zu lachen anfing. Der Pater, der die Ursache dieses Gelächters nicht wußte, verwies seinen Zuhörern dies Betragen anfänglich mit Glimpf. Als er aber sah, daß sich dasselbe nicht verminderte, sondern vielmehr noch ausgelassener wurde, so gerieth er in einen heiligen Eifer und fing an über ihren Mangel an Ehrfurcht gegen Gott zu schmähen. Die ungewöhnlichen heftigen Bewegungen, die der Priester machte, vervielfaltigten seine Gebehrden, so wie sie auch die possirlichen Streiche und das Gelächter der Gemeinde vermehrten. Endlich winkte dem Pater ein Freund, daß er über sich blikken möchte, um zu sehen, was daselbst vorginge. Kaum hatte der Pater die Stellungen seines Affen bemerkt, als er genöthigt war selbst mitzulachen, und es kostete viele Mühe, ehe man das Thier aus der Kirche bringen konnte.

Battel erzählt, daß, wenn ein Orangutang stirbt, die Andern seinen Leichnam mit einer Menge Reißer und Blätter bedecken.

Der Oberste Gordon bekam einen Orangutang von Hr. Harwood geschenkt, der aber nur noch 24 Stunden lebte, als er ihn bekommen hatte. Allein Harwood theilte ihm folgende Nachrichten von demselben mit: es war ein Weibchen, das regelmäßig seine monatliche Reinigung hatte, die aber aufhörte, sobald es der Scorbut befiel. Es hatte einen sehr sanften Charakter und bloß die Affen mißfielen ihm; es konnte daher diese durchaus nicht leiden. Es ging immer aufrecht und konnte sogar sehr geschwind laufen: wenn es auf einem Tische oder zwischen Porzelan herum gieng, so nahm es sich sehr in Acht, daß es nichts zerbrach. Es konnte ein so scharfes Geschrei machen, daß

wenn man sich in der Nähe befand, man sich die Ohren zuhalten mußte, um nicht taub zu werden; es sprach öfters und zwar mehrmals hintereinander die Sylben Y a a — hu aus, und setzte den Ton auf die letzte Sylbe. Wenn es irgend ein Geräusch nähern hörte, fing es anfänglich auch mit zu schreien an; wenn es mit etwas zufrieden war, vernahm man ein sanftes Grunzen, das aus der Kehle kam. Wenn es krank war, klagte es wie ein Kind und wünschte Hülfe zu haben. Niemals wollte es ein todtes Thier anrühren oder Fleisch essen. Wenn es trinken wollte, tauchte es seinen Finger ins Wasser und leckte ihn ab. Wenn es auf dem Schiffe seine Nothdurft verrichtete, so hielt es sich mit den Händen an ein Seil an und verrichtete sie ins Meer.

Der große Affe, oder der Hundskopf.

(Simia Inuus Linn. Magot. Büffon.)

Dieser Affe hat ein Gesicht, das einem Hundegesichte nicht unähnlich ist. Er ist gemeiniglich gegen vier Fuß groß. Hinten ist seine Farbe grünlicht-braun, am Bauche aber blaß gelb.

Diese Affenart lebt in den Wäldern Indiens, Arabiens und Afrika's, und in der Barbarei sind sie so gemein, daß manchmal die Bäume buchstäblich damit bedeckt sind. Man trift auch etliche bei Gibraltar an.

Ihr Betragen ist wild und bösartig. Sie leben von Pflanzengewächsen; sie sollen sich auf den offenen Ebenen Indiens bisweilen in ungeheuern Schaaren versammeln; und wenn sie ein Frauenzimmer zu Markte gehen sehen, so

fallen sie sogleich über dasselbe her und nehmen ihm die Lebensmittel ab.

Tavernier meint offenbar diese Art, wenn er erzählt, daß einige Bewohner Indiens ein sonderbares Mittel hätten, sich auf ihre Kosten lustig zu machen. Diese Leute nehmen fünf bis sechs Reißkörbe und setzen sie vierzig bis funfzig Schritte von einander, und zwar nicht weit von dem Aufenthalte der Affen in eine offene Gegend; bei jedem Korb legen sie eine Anzahl starker Prügel hin, wovon jeder ungefähr zwei Fuß lang ist, dann ziehen sie sich nach einem versteckten Orte zurück, der nicht weit davon entfernt ist, und warten den Ausgang der Sache ab. Sobald die Affen niemand mehr bei den Körben bemerken, kommen sie sogleich in großen Schaaren von den Bäumen herab und laufen herzu; eine Zeit lang bleken sie einander mit den Zähnen an, ehe sie sich den Körben zu nähern wagen; bald gehen sie vor- bald rückwärts, und es scheint als hätten sie eben nicht viel Lust, dies Wagstück zu unternehmen. Endlich wagen die Weibchen, die mehr Herz als die Männchen haben, besonders solche, die Junge haben, die sie, wie Weiber ihre Kinder, auf den Armen tragen, sich den Körben zu nähern, und wenn sie Anstalt machen, ihre Köpfe hinein zu stecken um zu fressen, so kommen auch die Männchen heran, um sie daran zu verhindern. Sogleich rückt die andere Partei vor, von beiden Seiten beginnt der Kampf, die Fechter greifen nach den Stöcken und es entsteht ein sehr hitziges Gefecht, das sich allemal damit endigt, daß die schwächste Partei in die Flucht geschlagen und mit zerschlagenen Köpfen und Gliedern in die Wälder

zurück getrieben wird. Hierauf greifen die Sieger in Frieden zu und genieſſen die Belohnung ihrer Arbeit.

Dieſer Reiſende erzählt auch, daß als er in Oſtindien in Geſellſchaft des engliſchen Präſidenten reiſte, man rund umher eine groſze Menge Affen auf den Bäumen bemerkte; der Präſident freuete ſich ſo darüber, daß er ſeinem Wagen zu halten befahl, und Tavernier'n erſuchte, er möchte Einen davon ſchieſzen. Allein die Bedienten, die hauptſächlich aus Eingebornen beſtanden und mit dem Charakter dieſer Thiere bekannt waren, baten ihn, er möchte dies ja nicht thun, damit diejenigen, die mit dem Leben davon kämen, ſich nicht wegen des Todes ihrer Cameraden an ihnen rächten. Da der Präſident jedoch auf ſeinem Wunſche beſtand, ſo ſchoſz Tavernier und tödtete ein Weibchen, das zwiſchen die Zweige fiel und ihre Jungen, die ihr am Halſe hingen, auf die Erde fallen lieſz. Sogleich kamen alle übrigen Affen, gegen ſechzig an der Zahl, wüthend von den Bäumen herunter und ſchwangen ſich ſo viel ihrer konnten, die Kutſche des Präſidenten hinauf, wo ſie ihn ſicherlich erwürgt haben würden, wenn man nicht ſogleich, die Blenden herabgezogen hätte, und die Anzahl der Bedienten nicht ſo zahlreich geweſen wäre. Man trieb ſie daher zwar zurück, aber dies war keine leichte Sache. Demohngeachtet aber liefen ſie nach und verfolgten die Bedienten wenigſtens drei Meilen weit von dem Orte, wo ihr Camerad erſchlagen worden war.

Dieſe Affenart gewöhnt ſich ſehr gut an unſer Klima und man zeigt ſie ſehr häufig in England. Sie geht lieber auf Vieren als auf Zweien und macht eine Menge Fratzen,

um ihren Aerger oder ihren Appetit auszudrücken. In ihren Bewegungen ist sie schnell, und ihr Betragen roh; wenn sie in Wuth gebracht wird, so grinzt sie mit den Zähnen. Allein trotz ihres wilden und unbändigen Charakters lehrt man diesen Affen doch durch Geduld und strenge Zucht eine Menge närrischer Dinge, welche man den Zuschauern vorzeigt. Einige lernen tanzen, machen nach dem Takte Gesticulationen und lassen sich ruhig ankleiden.

Büffon hatte mehrere Jahre lang einen solchen Affen. Im Sommer befand er sich gern in der freien Luft, und im Winter konnte man ihn in ein Zimmer einsperren, worin kein Feuer war. Ob er schon lange diese Lebensart führte, so konnte man ihn doch nicht ganz zähmen. Wenn man ihm zu essen gab, so füllte er allemal seine Taschen mit an, und wenn er schlafen wollte, setzte er sich gern auf eine eiserne oder hölzerne Stange.

Im wilden Zustande tragen die Weibchen ihre Jungen auf den Armen, und springen öfters mit ihnen in einer großen Weite von einem Baume zum andern.

Die wilden Araber essen das Fleisch derselben.

Der gemeine Affe oder der Pitheke.
(Simia silvanus Linn. Pitheque Buffon.)

Der gemeine Affe hält sich in Afrika, Ostindien und auf der Insel Ceylon auf. Er ist ungefähr so groß wie ein Fuchs und geht gemeiniglich aufrecht. Er hat ein kurzes plattes Gesicht, und seine Augen haben viele Aehn-

lichkeit mit den menschlichen. Die allgemeine Farbe des Körpers ist oben olivenbraun und am Bauche gelblich.

Er hat einen sanften Charakter und läßt sich ohne Schwierigkeit zähmen. Wenn er aufgebracht ist, macht er drohende Gebehrden, und wenn er mit etwas zufrieden ist, klappert er mit den Zähnen. Er trinkt aus der flachen Hand, macht unser Lächeln und Zürnen nach und ahmt, wie Linné behauptet, die bei den Kaffern gewöhnlichen Begrüßungsformen nach. Er besitzt ein vortreffliches Gedächtniß und errinnert sich öfters seiner Wohlthäter mehrere Jahre lang. Er verräth Scharfsicht und ist heiter und fröhlich.

In ihren vaterländischen Wäldern versammeln sich diese Affen in Trupps zusammen, und leben hauptsächlich von Pflanzengewächsen, Getraide und Früchten. Sie fallen öfters, wie viele Andere von diesem Geschlechte, in Gesellschaft über Gärten und Pflanzungen her. Ehe sie aufs Plündern ausgehen, schicken sie Einen aus, der auf eine Anhöhe steigen muß, um sich umzusehen, ob der Angriff ohne Gefahr unternommen werden kann. Wenn nichts zu besorgen ist, so giebt er ein Zeichen und alle brechen hervor und machen sich über das Geschäft her. Die Schildwache bleibt jedoch immer auf ihrem Posten stehen und giebt Acht; nähert sich irgend jemand, so macht sie ein lautes Geschrei, worauf diejenigen, die sich auf der Erde befinden, sogleich auf die Bäume springen: dauert das Lermzeichen fort und ist die Gegend dicht mit Wald bewachsen, so setzen sie ihren Weg fort, und springen von einem Baume zum Andern, bis sie ins Gebirge kommen. Die Weibchen sind auf dieser Flucht öfters mit vier bis fünf

Jungen beladen, die sich um ihren Hals und um ihre Hintertheile geschlungen haben und trotz dieses Hindernisses machen sie doch sehr weite Sprünge. Die Verheerungen, die sie an den Früchten und dem Getraide anrichten, ist ausserordentlich; sie sammeln dies in Haufen, mag es reif oder unreif seyn, zerreißen es und werfen es in solcher Menge auf die Erde, daß das, was sie fressen und mit fort nehmen, eine Kleinigkeit gegen das ist, was sie zu Grunde richten.

Sie sollen vorzüglich in Höhlen leben, und die Eingebornen bedienen sich folgenden sonderbaren Mittels, sie einzufangen: sie stellen Gefäße mit starken Getränken in ihre Nähe, die Thiere versammeln sich hierauf haufenweise, um diesen ganz unerwarteten Leckerbissen zu genießen, werden berauscht davon, fallen in einen tiefen Schlaf und laßen sich so leicht fangen.

So lange sie in ihrem wilden Zustande leben, beißen sie gleich vielen andern Thieren wüthend um sich herum, wenn man sie angreift.

Der große Pavian. Simia sphinx Linn. Papion. Buffon.)

Den großen Pavian findet man in den heißesten Gegenden von Afrika, so wie auch auf der Insel Borneo. Er ist oft drei bis vier Fuß hoch, und seine obern Theile sind außerordentlich stark und musculös. Sperrt man ihn in einen Käfig ein, so packt er bisweilen die Riegel an und rüttelt sie so stark, daß alle Zuschauer darüber in Schrekken gerathen. Gegen die Mitte hin ist er wie alle Paviane

sehr dünn. Seine Farbe ist im Ganzen graubraun, und sein langes Gesicht ist von einer gelben Fleischfarbe. Er hat Backentaschen, der Schwanz ist sehr kurz und rund, um denselben her ist der Hintertheil in einer beträchtlichen Strecke ganz nackt und schwielig.

Diese Paviane sind ausserordentlich wild, und haben ein eben so sonderbares als fürchterliches Ansehn, sie gehen gemeiniglich in Trupps und sind gefährliche Feinde, wenn sie zahlreich sind. Ihre Stellung ist selten aufrecht, sie gehen lieber auf Vieren als auf Zweien.

In Siam streifen sie öfters in erstaunlicher Menge herum, fallen über die Dörfer her, während die Einwohner mit der Reißerndte beschäftigt sind, welches sie insgemein sehr scharfsichtig auszuspüren wissen, und stehlen ihnen allen Vorrath, den sie in ihren Tatzen fortbringen können.

Früchte, Getraide und Wurzeln machen ihre Hauptnahrung aus, und um diese Speisen zu erhalten, richten sie öfters die gräulichsten Verheerungen an. Ihre große Stärke und ihre scharfen Klauen machen sie den Hunden furchtbar, die sie nur mit Mühe besiegen, ausser wenn sie, wie dies bisweilen geschieht, zu viel gefressen haben und daher schwerfällig und unthätig worden sind. Wenn sie in Freiheit sind, so besiegt ein solcher Affe leicht drei bis vier Menschen, sobald diese keine Waffen bei sich haben.

Selten bringen die Weibchen mehr als ein Junges zur Welt, das sie auf den Armen tragen; allein so viel man weiß, sind sie nirgends als bloß in heißen Himmelsstrichen fruchtbar.

Wenn man sie einsperrt, so sind sie bösartig, wild und kaum jemals zahm zu machen; sie bleken öfters mit

den Zähnen, nagen und toben mit der größten Wuth. Im Jahre 1779 zeigte man einen solchen Affen zu Edinburgh, der beständig den Zuschauern die drohendsten Gebehrden machte und jedermann zu packen versuchte, den er an seiner Kette erreichen konnte. Bei solchen Gelegenheiten ließ er gewöhnlich ein rauhes Grunzen hören und warf den Kopf beständig in die Höhe.

Sie sind große Freunde von Eiern. Einer derselben hatte auf einmal acht in seine Backentaschen gesteckt, worauf er Eines nach dem Andern wieder heraus nahm, es an dem Ende entzwei brach und das, was sie enthielten, in Ruhe fraß. Sie sind auch große Liebhaber von Wein und starken Getränken. Pennant sah Einen zu Chester, der eine fürchterliche Stärke hatte, und ausserordentlich wild war. Seine Stimme war eine Art Brüllen, das dem Brüllen des Löwen nicht unähnlich war; nur war es leiser und mehr innerlich. Er ging auf allen Vieren und stand nie auf den Hinterbeinen, ausser wenn ihn ein Wärter dazu zwang; häufig aber saß er auf dem Steiße und zwar tief gebückt, und ließ seine Arme vor dem Bauche herunter fallen. Wie Pennant erzählt, liebte er vorzüglich Käse, und wenn man ihm Weitzenähren gab, so wußte er geschickt die Körner mit den Zähnen heraus zu bringen und sie zu essen.

Ihr eigensinniger Charakter verleitet sie zu vielen schlechten Streichen, die die größte Ueberlegung zu verrathen scheinen. Der D Goldsmith sah einen solchen Affen ein ganzes chinesisches Porzellan-Service zerbrechen, allein er schien sich nicht im geringsten seines Unrechtes bewußt zu seyn.

Der schwarze Affe. (Papio aethiops. Linne)

Der schwarze Affe hält sich in Südafrika auf und zeichnet sich besonders durch seinen Scharfsinn aus. Er ist so groß wie ein kleiner Schäferhund, hat keinen Schwanz, graues Haar und ein schwarzes hartes Gesicht.

Im Jahr 1787 hatte der Capitain Degrandpré (s. dessen Reise nach der westlichen Küste von Afrika) auf dem Schiffe der Graf S'Estaing, das er damals befehligte, ein Weibchen von dieser Art. Wenn es auf den Hinterbeinen stand, so war es zwei Fuß und zwei Zoll hoch. Da dieses Thier beständig den Neckereien der Schifsmannschaft ausgesetzt war, so hatte es einen Grad von Bosheit angenommen, den nichts zu zügeln vermochte. Die Scharfsicht, mit der es sich gegen seine Feinde zu vertheidigen, ja bisweilen sie sogar zu bestrafen wußte, machte Hrn. Degrandpre' neugierig, zu versuchen, wie weit seine Erfindungskraft reiche, wozu er folgendes Mittel wählte: da das Thier außerordentlich auf Anisbranntwein erpicht war, so ließ er eine damit angefüllte Flasche mitten in der großen Cajüte sorgfältig mit Bindfaden und warmen Pechlappen auf eine Art auf dem Boden befestigen, daß sie unmöglich umgeworfen werden konnte; hierauf versteckte er sich in seine Schlafkammer, wo er hinter einem Vorhange alles genau beobachten konnte. Anfänglich lockte den Affen die Neugierde, nachher aber der Geruch der Bouteille herbei; er bezeugte seine Freude über den Fund, indem er allerlei Sprünge und Grimassen machte. Hierauf

leckte er so viel aus der Bouteille heraus, als er mit der Zunge erreichen komte; dann steckte er seine Finger in den engen Hals und leckte sie ab, als aber auch dies Mittel nichts mehr fruchten wollte, versuchte er die Bouteille umzuwerfen; doch dauerte es nicht lange, so sah er die Unmöglichkeit dies zu bewirken ein und nun verfiel das kluge Thier auf folgendes Mittel: in den Ritzen und Ecken des Zimmers suchte es allen Staub und Sand zusammen und machte davon dicht bei der Bouteille einen Haufen; so bald ihm dieser groß genug schien, nahm es etwas davon in die eine Hand, hielt die Lippen dicht an den Rand des Halses, ließ den Sand hinein fallen und trank so das heraus fliesende Getränk. Auf diese Art fuhr es fort, Sand in die Bouteille zu thun und zu trinken, bis es ihm ohne Zweifel gelungen wäre, die ganze Bouteille auszutrinken, wenn dasselbe nicht mitten in seinem Geschäfte eine starke Berauschung unterbrochen hätte.

Der graue Pavian. (Simia Hamadayas. Linn.)

Die grauen Paviane, die man in den heißern Gegenden von Afrika und Asien findet, vereinigen sich in große Gesellschaften und bestehlen die Gärten und Pflanzungen. Geht etwann ein Reisender vor ihnen vorbei, so sind sie so unverschämt, auf die Bäume zu laufen, mit aller Anstrengung die Aeste zu schütteln und zugleich sehr laut zu

schmatzen. Sie sind ungefähr fünf Fuß hoch, und so wild und zahlreich, daß die Kaffeepflanzer ihre Pflanzungen beständig bewachen lassen müssen, damit sie nicht von diesen Affen bestohlen werden. Sie lassen sich nicht zähmen und sind so stark, daß sie ohne Mühe einen Mann überwältigen können.

Wenn sie aufrecht gehen, so sind sie etwann fünf Fuß hoch. Kopf und Gesicht gleichen denen des Hundes. Das Gesicht ist nackt, die Ohren sind spitzig und in den Haaren versteckt. Wenn man sie schlägt, so sollen sie zu heulen und zu seufzen anfangen.

Der Bären-Pavian.

Die Bären-Paviane scheinen eine Spielart von dem Vorigen zu seyn; man findet sie in Südafrika, besonders aber sehr zahlreich auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, wo sie auf den Bergen heerdenweise beisammen leben. Nähert sich ihnen jemand, so machen sie ein bis zwei Minuten langes allgemeines fürchterliches Geschrei, und dann verbergen sie sich in ihre Schlupfwinkel, und schweigen gänzlich still. Selten kommen sie auf die Ebenen herab, ausser wann sie die Gärten plündern wollen, die sich nahe am Fuße der Berge befinden. Während sie hiermit beschäftigt sind, stellen sie Schildwachen aus und lassen sorgfältig Acht geben, damit sie nicht überfallen werden. Die Früchte brechen sie in Stücken und stecken

sie in die Backentaschen, damit sie dieselben nachher in Ruhe und ohne Furcht vor Gefahr verzehren können. Wenn die Schildwache jemand bemerkt, so stößt sie ein lautes Geheul aus, welches etwann eine Minute anhält; sogleich entfernt sich der ganze Trupp mit der größten Schnelligkeit, welches sehr lustig aussieht, indem die Jungen den Alten auf den Rücken springen und sich da anklammern. Auch nähren sie sich von verschiedenen Arten Zwiebelgewächsen, die sie mit großer Geschicklichkeit auszugraben und zu schälen wissen. Man sieht daher, daß sie häufig Haufen von Schaalen zurück lassen. Der Gladiolus plicatus (gespaltene Siegwurz) scheint die Lieblingspflanze bei denjenigen zu seyn, die sich in der Nähe des Caps aufhalten, weshalb sie auch manchmal die Pavianenpflanze heißt.

Wenn sie auf dem Felde eine einzelne Person gewahr werden, die sich daselbst niedergesezt hat, um ihre Mahlzeit zu halten, so stehlen sie sich heimlich, wenn sie nicht recht Acht giebt, und zwar in ihrem Rücken herbei und nehmen, was sie bekommen können; hierauf laufen sie eine kleine Strecke fort, drehen sich um, setzen sich auf den Hintern und verzehren es mit den tollsten Grimassen vor den Augen des Bestohlnen. Oefters nehmen sie auch das Gestohlne in ihre Pfoten, und thun als wenn sie es dem Beraubten wiedergeben wollten, und dann machen sie solche lächerliche Gebehrden, daß, so ungern man auch seine Mahlzeit einbüßt, man sich dabei doch nicht des Lachens enthalten kann.

Zwischen den Bergen sind sie so zahlreich, daß bisweilen das Reisen daselbst äußerst gefährlich ist. Unerschrokken sitzen sie auf den Felsenspitzen und rollen nicht allein

ungeheuere Steine herunter, sondern werfen sie auch von da herab. In solchen Fällen ist eine Flinte unentbehrlich, um sie in einer solchen Entfernung zu halten, damit sie mit ihren Würfen keinen beträchtlichen Schaden anrichten Auf ihrer Flucht machen sie öfters, mit ihren Jungen auf den Rücken, die erstaunlichsten Sprünge die steilsten Felsen hinab, und besitzen eine solche Gewandtheit, daß man sie selbst mit Feuergewehren nur mit Mühe tödten kann.

Als Barrow (s. dessen Reise S. 89. 94 und 95) von der Capstadt nach der großen Wüste hinreiste und einen Paß hinauf fuhr, lachten, schrieen und lärmten die Paviane in ihren Schlupfwinkeln an den Seiten des Berges so sehr, daß ein Fremder, der nicht wußte woher dieser Lärm rühre, nicht wenig darüber in Erstaunen gerathen seyn würde. An dem breiten Flusse sonnte sich eine Heerde von vier- bis fünfhundert solcher Affen, die bei der Ankunft der Reisenden ihre Stelle ungern verließen: siebrummten und heulten daher ganz gewaltig, als sie an den nackten Felsen hinauf kletterten.

Lade hat in seiner Reise das Betragen der Paviane sehr genau beschrieben. „Wir reisten über einen großen Berg in der Nachbarschaft des Caps der guten Hoffnung und belustigten uns mit der Jagd großer Affen, die an diesem Orte sehr zahlreich waren. Unmöglich kann ich alle die närrischen Streiche, die diese Thiere verübten, und die Schnelligkeit und Dreistigkeit schildern, mit der sie zurück kamen, wenn wir sie verjagt hatten. Bisweilen ließen sie uns so nahe kommen, daß ich gewiß glaubte, wir würden sie fangen; allein wenn ich dies thun wollte, so sprangen sie auf einem einzigen Satz zehn Schritte weit von mir

weg und stiegen schnell auf Bäume, wo sie auf uns mit großer Gleichgültigkeit herab sahen und sich über unser Erstaunen zu vergnügen schienen. Einige darunter waren so groß, daß, wenn uns unser Dolmetscher nicht versichert hätte, daß sie weder wild noch gefährlich seyen, wir nicht zahlreich genug gewesen wären, um uns gegen die Angriffe dieser Thiere zu schützen. Da es uns zu nichts half, wenn wir sie auch hätten tödten wollen, so machten wir keinen Gebrauch von unsern Gewehren. Allein unser Capitän erblickte einen sehr großen, der auf dem Gipfel eines Baumes saß, und nachdem wir ihn lange verfolgt hatten, erschreckte ihn diese Art von Drohung, an die sich vielleicht das Thier von ehemals her errinnerte, da es die Folgen davon gesehen hatte, in einem solchen Grade, daß es bewegungslos zu unsern Füßen herabfiel, und es kostete uns keine Mühe weiter, es zu haschen. Als es sich aber von seiner Betäubung wieder erholte, hatten wir alle unsere Geschicklichkeit und Kräfte nöthig, es fest zu halten. Wir banden ihm die Beine zusammen, es biß aber so wüthend um sich, daß wir ihm den Kopf mit unsern Schnupftüchern bedecken mußten.

Wenn man diese Affen einsperrt, so kann man ihnen mancherlei lehren, allein immer behalten sie einen Hang zur Rache und zu Beleidigungen. Auf dem Cap fängt man sie oft jung und zieht sie mit Mühe auf und Kolbe erzählt, daß sie eben so treue und wachsame Hüter des Eigenthums ihres Herrn sind, als es in Europa der beste Haushund seyn kann. Viele Hottentotten sind der Meinung, sie könnten sprechen, allein sie thäten es deshalb nicht, damit sie nicht zu Sklaven gemacht und zur Arbeit

genöthigt würden. Ob sie schon von Natur kein Fleisch fressen, so kann man sie doch an das Fressen von gekochtem Fleische oder von Fischen gewöhnen. Nach Thunberg hängt man sie gemeiniglich an Ketten, die man an einen Pfahl befestigt und man muß über die Gewandtheit erstaunen, mit der sie an allem, was sich ihnen darbietet, hinauf klettern, springen und laufen. Obschon Eines von diesen Thieren auf diese Art angebunden war, so war es doch unmöglich, es in der Entfernung von einigen Schritten mit einem Steine zu erreichen. Es fing ihn entweder wie eine Kugel mit seinen Tatzen auf oder es wich ihm auf eine erstaunlich schnelle Art aus.

Sie sind ungefähr fünf Fuß hoch, und können trotz alles Widerstandes den stärksten Mann mit sich fort schleppen. Wenn sie aufgebracht siud, so fassen sie ihren Feind bei den Ohren und beißen ihm manchmal Eines davon so glatt weg, als wenn es mit dem Rasirmesser weggeschnitten wäre.

Man fängt sie bisweilen mit Hunden, allein man muß eine ziemliche Anzahl bei sich haben, wenn man darin glücklich seyn will. Ein oder zwei Hunde können selten einen Pavian fangen; denn kann dieser, der erstaunlich gewandt und schnell ist, einen Hund bei den Hinterbeinen erhaschen, so dreht er ihn so lange herum, bis er ganz schwindelnd ist. Auch beißt er mit seinen großen Zähnen gar fürchterlich und vertheidigt sich mit denselben äusserst hartnäckig.

Ihre Gesichtszüge haben etwas Aehnliches mit denen von einem Hunde, sind aber ausserordentlich häßlich. Ihre Farbe ist

schwärzlich, und ihr Haar so lang, daß sie dadurch viel Aehnliches mit einem jungen Bären erhalten.

Dies scheint die nämliche Art von Affen zu seyn, wovon Levaillant Einen auf seiner Reise durch Südafrika bei sich führte und dem er den Namen Kees gegeben hatte. Er war ihm von sehr großem Nutzen, denn er war ein besserer Wächter, als irgend einer von seinen Hunden, und warnte ihn öfters vor der Annäherung der Raubthiere, wenn jene noch nichts davon zu ahnden schienen. Ich machte ihn, sagt Levaillant in seiner Reise, teutsch. Uebers. von J. Reinh. Forster 1 Thl. S. 79. zu meinem Kredenzmeister: wenn wir Früchte oder Wurzeln fanden, die meine Hottentotten nicht kannten, so rührten wir sie nie an, bis Kees sie gekostet hatte; warf er sie weg, so schlossen wir, daß sie unangenehm schmeckten oder schädlich wären und ließen sie unberührt. Der Affe besitzt die besondere Eigenschaft, die ihn von den übrigen Thieren unterscheidet und dem Menschen näher bringt: er ist von Natur eben so genäschig als neugierig; ohne Noth und ohne Appetit kostet er alles, was ihm in den Weg kommt oder was man ihm giebt. Kees aber hatte eine noch schätzbarere Eigenschaft; er war mein bester Wächter, denn bei Tag und bei Nacht sprang er bei dem geringsten Anschein von Gefahr augenblicklich auf. Durch sein Geschrei und durch seine Zeichen von Furcht erriethen wir immer, daß ein Feind nahe wäre, ohne daß selbst die Hunde etwas davon merkten. Diese verließen sich zuletzt auch so auf ihn, daß sie ganz ruhig schliefen. Ich nahm Kees oft mit mir auf die Jagd, und so bald er merkte, daß ich dahin gehen wollte, so war er voller Freude. Unter Weges kletterte er dann

gern auf die Bäume, um Gummi zu suchen, das er sehr liebte. Bisweilen entdeckte er mir auch Honig im innersten Winkel eines Felsens oder in hohlen Bäumen. Fand er aber weder Gummi noch Honig und hatte er durch das Herumlaufen starken Appetit bekommen, so hatte ich allemal einen sehr komischen Auftritt. Er suchte sich dann Wurzeln und aß sie mit großem Vergnügen, besonders eine gewisse Art, die auch ich, aber zu seinem Unglücke, wohlschmeckend und sehr erfrischend fand und die ich daher durchaus mit ihm theilen wollte. Allein Kees war listig. So bald er eine solche Wurzel fand und ich ihm nicht nahe genug war, um mir meinen Theil davon nehmen zu können, so fraß er sie in der größten Eile hinter und sah mich dabei mit unverwandten Augen an. Er maß ordentlich den Weg ab, den ich bis zu ihm hatte, und ich kam alsdann sicher zu spät. Wenn er sich aber bisweilen in seiner Rechnung irrte, und ich eher bei ihm war, als er erwartet hatte, so suchte er die Wurzel geschwind zu verbergen; allein dann nöthigte ich ihn durch eine tüchtige Ohrfeige, mir meinen Theil herauszugeben. Uebrigens warf er deswegen keinen Groll auf mich, und wir waren wieder gute Freunde wie vorher.

Um diese Wurzel auszureissen, benahm er sich auf eine sehr sinnreiche Art, die mir viel Vergnügen machte. Er faßte das Kraut zwischen die Zähne, stemmte sich auf die Vorderfüße und zog den Kopf zurück, wodurch denn die Wurzel gewöhnlich nachgab. Gelang dies Mittel nicht, wobei er alle seine Kräfte anstrengte, so faßte er das Kraut wie vorher und zwar so dicht an der Erde als er nur konnte. Hierauf machte er mit dem Hintertheile einen Sprung über

den Kopf weg und dadurch bekam denn die Wurzel eine solche Erschütterung, daß sie jedesmal nachgab.

Wenn Kees unter Weges müde war, so stieg er auf einen von meinen Hunden, der auch die Gefälligkeit hatte, ihn ganze Stunden lang zu tragen. Einer von diesen, der größer und stärker als die Andern war, wußte sich diesem Frohndienste auf eine ganz vortreffliche Art zu entziehen. Sobald Kees ihm auf den Rücken sprang, blieb er stehen, und ließ die Karawane vorbei, ohne sich von der Stelle zu rühren. Kees hingegen bestand auf seinem Zwecke; allein wenn er uns beinahe aus dem Gesichte verlohr, so mußte er sich doch entschließen, wieder abzusteigen, und dann lief der Affe und der Hund aus allen Kräften, um uns wieder einzuholen. Dieser aber ließ jenen voran und gab genau auf ihn Acht, um nicht von neuem überrascht zu werden. Uebrigens hatte Kees ein gewisses Ansehn bei allen meinen Hunden, das er vielleicht seinem vorzüglichern Instinkte zu verdanken hatte. Er konnte keine Gäste leiden: wenn er fraß und Einer von den Hunden ihm dabei zu nahe kam, so gab er ihm eine Ohrfeige, die ihn sogleich entfernte.

Kees fürchtete sich nächst der Schlange vor keinem Thiere so sehr als vor seines Gleichen; vielleicht deshalb, weil er fühlte, daß er einen Theil seiner Naturfähigkeiten verlohren hatte. Bisweilen hörte er andere Affen in den Gebirgen schreien, und so erschrocken er auch war, so antwortete er doch darauf. Wenn sie aber näher kamen, und er Einen davon erblickte, so ergriff er mit einem erschreckichen Geschrei die Flucht, drängte sich uns zwischen die Beine und zitterte am ganzen Leibe. Man hatte viele Mühe,

ihn zu beruhigen und er erholte sich nur nach und nach von seinem Schrecken wieder.

Wie alle Hausthiere stahl er gern; er verstand es z. B. ganz vortrefflich, die Stricke an einem Korbe aufzuknüpfen, um Lebensmittel, besonders Milch, die er sehr gern trank, daraus hervor zu holen. Meine Leute züchtigten ihn, allein dadurch ward er nicht anders. Ich selbst peitschte ihn bisweilen; dann aber lief er weg und kam nicht eher wieder zum Zelte, bis die Nacht einbrach. Einsmals wollte ich zu Mittage essen und legte die Wasser-Bohnen, die ich mir gekocht hatte, auf einen Teller, als ich auf einmal die Stimme eines Vogels hörte, den ich nicht kannte. Ich ließ das Essen stehen, griff nach der Flinte und war mit einem Sprunge zum Zelte hinaus. Nach einer Viertelstunde kam ich mit dem Vogel in der Hand zurück, fand aber zu meinem Erstaunen nicht eine einzige Bohne mehr auf dem Teller. Kees hatte sie mir gestohlen und sich daher aus dem Staube gemacht. Sonst pflegte er sich, wenn er so etwas begangen hatte, immer um die Zeit, wenn ich Thee trank ohne alles Geräusche einzustellen und sich ganz unschuldig als wenn gar nichts vorgefallen wäre, an seinen gewöhnlichen Platz zu setzen; allein diesen Abend ließ er sich gar nicht wieder sehen. Da ihn auch den folgenden Tag niemand zu Gesichte bekam, so fing ich wirklich an unruhig zu werden, und zu besorgen, daß er auf immer verlohren seyn möchte. Am dritten Tage aber sagte mir einer von meinen Leuten, der Wasser geholt hatte: Kees sey ihm in der Nähe zu Gesicht gekommen, habe sich aber, so bald er ihn bemerkt, sogleich versteckt. Augenblicklich machte ich mich auf und durchstrich mit meinen Hunden die

ganze Gegend. Auf einmal hörte ich ein Geschrei, wie Kees es immer zu machen pflegte, wenn ich von der Jagd zurück kam, und ihn nicht mit genommen hatte. Ich blickte umher und sah endlich, wie er sich hinter den großen Zweigen eines Baumes zu verstecken suchte. Nun rief ich ihm freundlich zu und winkte ihm, soviel ich nur konnte, daß er herunter steigen und zu mir kommen möchte. Allein er trauete meinen Freundschaftszeichen nicht, und ich mußte selbst auf den Baum klettern, um ihn zu holen. Er floh nicht, und wir gingen zusammen nach meinem Lager zurück. Hier erwartete er nun sein Schicksal, allein ich that ihm nichts, weil es nichts geholfen hätte.

Wenn ich von der Sonnenhitze verbrannt, von den Arbeiten des Tages ermüdet, im Munde und Halse trokken, mit Staub und Schweiß bedeckt, keuchend in schattenlosen Gegenden niedersinken wollte und mich nur nach dem schmutzigsten Pfützwasser sehnte, aber nach langem vergeblichen Suchen in dem ausgetrockneten Boden alle Hoffnung verlohr, in diesen mißlichen Augenblicken wich mein treuer Kees keinen Schritt von mir. Wir entfernten uns bisweilen von unsern Wagen, und dann führte ihn sein sicherer Instinkt zu einer Pflanze. Oft war der Stengel abgefallen und daher alles sein Springen umsonst. Dann fing er an mit seinen Pfoten in die Erde hinein zu kratzen; ich kam ihm aber, weil er doch nichts ausgerichtet hätte, mit meinem Dolche oder mit meinem Messer zu Hülfe, und wir theilten ehrlich die köstliche Frucht, die er mir entdeckt hatte.

Ein Officier hatte eines Tages die Liebe meines Affens gegen mich auf die Probe gesezt und sich so gestellt, als

wenn er mich schlüge. Hierüber gerieth Kees in Wuth, und seit dem Augenblicke konnte er den Officier durchaus nicht leiden. So wie er ihn nur von weitem erblickte, fing er an zu schreien und machte allerlei Gebehrden, an denen man deutlich genug sah, daß er mich gern rächen wollte; er fletschte die Zähne und wendete alle seine Kräfte an, um ihm ins Gesicht zu springen, allein dies war nicht möglich, weil man ihn an eine Kette gelegt hatte. Vergebens hatte der Beleidiger einigemal versucht, seinen Zorn durch Leckerbissen zu besänftigen: allein Kees blieb lange Zeit unversöhnlich.

Wenn in meinem Lager aus Naschhaftigkeit oder Gefräßigkeit gesündigt worden war, so wurde die Schuld immer zuerst auf Kees geschoben und nur selten war die Anklage ohne Grund. Einstens wurden mir beständig die Eier gestohlen, die mir eine Henne legte; ich wollte mich nun überzeugen, ob ich mich auch bei dieser Gelegenheit an ihn zu halten hätte. Daher stellte ich mich eines Morgens auf die Lauer, um zu warten, bis die Henne durch ihr Gackern verkündige, daß sie gelegt habe. Kees saß gerade auf meinem Wagen, kaum aber hörte er das erste Gackern der Henne, so sprang er augenblicklich herunter, um nach dem Eie hinzulaufen. Als er mich sah, stand er auf einmal still und affektirte eine ganz sorglose Stellung, wiegte sich einige Zeit auf den Hinterbeinen hin und her und blinzte dabei sehr einfältig mit den Augen, kurz, er wandte alle seine List an, um mich von der Spur abzubringen und über das, was er vorhatte, zu täuschen. Sein heuchlerisches Manöver bestärkte mich nur noch mehr in meinem Argwohne; bald aber erhielt ich eine völlige Ueberzeugung

darüber. Um ihn nun auch meinerseits zu betrügen, verstellte ich mich, und kehrte dem Gesträuche, wo die Henne gakkerte den Rücken zu und nun sprang er auf einmal schnell dahin. Ich lief ihm nach und kam gerade dazu als er das Ei zerbrochen hatte und verschluckte. Ich prügelte den Spitzbuben gleich auf der Stelle für seine That ab, allein meine derbe Züchtigung hielt ihn nicht ab, bald wieder frisch gelegte Eier zu stehlen.

Der Affe ist wirklich ein Thier, das sich gar nicht an Zucht gewöhnt. Er besitzt freilich einen so ausgezeichnet vollkommenen Instinkt, daß er sehr wichtige Dienste leisten kann, und der Meinige hatte das bei mehr als einer Gelegenheit wirklich gethan. Allein wenn er auch erfinderisch ist und nützliche Dienste leistet, so hat er doch dabei nur immer sich und nicht seinen Herrn vor Augen. Gewiß ist kein Thier auf der Erde so geschickt und vielleicht auch so listig, als er; allein wenn er irgend etwas thun soll, so findet man ihn linkisch, dumm und ungeschickt. Nur durch öfteres Fasten und viele Schläge bringt man es dahin, ihn zu gewissen Künsten abzurichten; hingegen ist es ganz unmöglich ihm mehrere Naturfehler abzugewöhnen. Er ist geil, gefräßig, diebisch, rachsüchtig und jähzornig, und ein Lügner, sagen die Wilden, ist er nur darum nicht, weil er nicht reden will.

Da ich überzeugt war, daß ich dem Meinigen nie seine Naturfehler abgewöhnen, und daß ich wenn ich anders ihn nicht jeden Morgen an die Kette legte, nie ein Ei bekommen würde, so suchte ich meinen Zweck durch List zu erreichen; ich richtete einen von meinen Hunden ab, daß, so bald die Henne gackerte, er nach dem Neste hinlief und mir ihr Ei

unzerbrochen brachte. In einigen Tagen war der Hund dazu abgerichtet; allein Kees lief, sobald er das Gackern hörte, mit ihm zugleich zur Henne. Nun kam es darauf an, wer von Beiden das Ei bekommen würde. Oft brachte der Hund es nicht, ob er gleich der stärkere war. Trug er den Sieg davon, so kam er freudig auf mich zu gelaufen und legte das Ei in meine Hände. Kees folgte ihm indessen nach und hörte nicht eher zu brummen und ihn mit Grimassen zu bedrohen auf, als bis ich das Ei hingenommen hatte, gleichsam als tröstete er sich über den Verlust seiner Beute, daß sie nur sein Gegner nicht erhielt. Hatte Kees das Ei erhascht, so suchte er auf irgend einen Baum zu springen, verzehrte da sein Ei und warf die Schaale auf seinen Nebenbuhler herab, als wenn er ihn necken wollte. Der Letztere kam nun ganz beschämt zurück, woraus ich sein trauriges Abentheuer errathen konnte.

Wenn noch alles schlief, so war Kees schon munter und weckte zur gehörigen Zeit die Hunde auf, die genau an seine Stimme gewöhnt waren und ihm überhaupt auf den Augenwink oder auf die geringste Bewegung mit dem Kopfe ohne Weigerung folgten, und eiligst denjenigen Platz um das Zelt und den Wagen einnahmen, den er ihnen anwies.

Der Affe mit einem Haarbüschel auf dem Kopfe. (Simia aygula Linn. Aigrette. Buffon.)

Dieser Affe hat in seiner Farbe etwas Aehnliches mit dem Wolfe. Sein Kopf, der ausserordentlich häßlich aussieht, ist groß, seine Nase platt, seine Wangen runzlig, seine Augenbraunen hervorstehend und voller Borsten und seine Lippen mit einer doppelten Spalte versehen. Auf dem Kopfe hat er einen spitzigen Haarbüschel, seine Beine sind schwarz, die Nägel an den Daumen sind rund, an den übrigen Fingern aber länglich. Er ist anderthalb bis zwei Fuß lang, bewohnt Südafrika, Indien und Java, wo er sehr lustig und lebhaft ist, auf die Bäume springt und die Nacht über einen beständigen Lärm macht.

Diese Affen versammeln sich oft heerdenweise und plündern die Pflanzungen und Gärten. So bald sie auf ein Hirsenfeld kommen, fangen sie sogleich an zu rauben: in den Mund packen sie so viel Hirse als sie tragen können, ausserdem nehmen sie noch eine Menge davon unter die Arme und in jede Pfote. So beladen kehren sie nach ihren Wohnorten zurück, und springen den ganzen Weg über auf den Hinterfüßen. Wenn man sie aber verfolgt, so werfen sie nicht etwann ihre ganze Beute weg, um schnell fort zu kommen; sondern sie lassen bloß die Hirsenstengel fallen, die sie unter den Armen und in den Händen haben, damit sie desto schneller auf Vieren laufen können; was sie im Munde tragen, das bewahren sie sorgfältig auf und werfen es nicht weg. Mit der größten Genauigkeit unter-

suchen sie vorher jeden Stengel, den sie aus der Erde herausziehen; diejenigen, die nicht völlig zu ihrer Absicht passen, werfen sie weg und rupfen anstatt derselben Andere aus. Hierdurch richten sie oft durch das, was sie liegen lassen, weit mehr Schaden an, als durch das, was sie mit fort nehmen.

Es sind sanftmüthige und gutartige, aber so häßliche und ekelhafte Thiere, daß wenn sie Fratzen schneiden, man sie kaum ohne Schrecken und Abscheu ansehen kann.

Die Landeseingebornen fangen sie in Schlingen, die sie zwischen den Baumzweigen verstecken, wo diese Thiere beständig herum springen und lächerliche Capriolen machen.

Der chinesische Affe.

Der chinesische Affe hat seinen Namen von der ungewöhnlichen Lage seines Haares oben auf dem Kopfe; es ist in der Mitte getheilt, liegt glatt auf jeder Seite und nimmt eine zirkelformige Richtung, so daß es einigermaßen einer chinesischen Mütze ähnlich sieht.

Diese Thiere trifft man in ungeheuern Schaaren in den Wäldern der Insel Ceylon an, wo sie in den Gärten und Pflanzungen, die sie von ihren Wohnorten aus erreichen können, große Verheerungen anrichten. Sie sind ungefähr so groß, wie eine Katze, und ihre Farbe ist ein blaßgelbliches Braun; sie haben lange Schwänze und die Nägel an den Daumen sind rund, an den übrigen Fingern aber und an den Zehen spitzig.

Wenn sie die Zuckerpflanzungen bestehlen, so stellen sie allemal eine Schildwache auf einem nahe stehenden Baume aus; unterdessen rauben die übrigen und belasten sich mit der Beute. Wird die Schildwache einen Feind gewahr, so ruft sie ihren Gefährten zu, die so viel Zuckerrohrstengel mit fortnehmen, als sie im rechten Arme halten können und sogleich auf Dreien davon laufen. Setzt man ihnen nach und ist ihr Feind in der Nähe, so werfen sie ihre Beute weg und suchen sich auf die Bäume zu retten, welche ihre gewöhnlichen Aufenthaltsorte sind.

Wenn es ihnen an Früchten und saftigen Pflanzen gebricht, so fressen sie Insekten; manchmal gehen sie auch an die Flußufer und Seeküsten und fangen Fische und Krabben. Sie sollen die Schwänze zwischen die Scheeren der Krabben legen und wenn diese zufassen, sie sogleich an sich ziehen und in Ruhe verzehren. Sie pflücken Cocusnüsse und wissen recht gut, wie sie es machen müssen, um den Saft zum Trinken und den Kern zum Essen heraus zu bekommen.

Bei Percivals Aufenthalte (s. dessen Beschreibung von Ceylon) zu Colombo auf der Insel Ceylon gab es daselbst einen sehr boshaften Affen, der auf dem Fort frei herum zu laufen pflegte und so verschlagen war, daß man seiner gar nicht habhaft werden konnte. Eines Tages drang er unvermuthet in Percivals Zimmer hinein, nahm ein Stück Brod vom Tische und ergriff die Flucht. Percival erregte Lärm und machte zugleich einen Officier darauf aufmerksam, den er an der nächsten Thür stehen sah; dieser sprang sogleich in seine Stube hinein, um sein Frühstück in Sicherheit zu bringen, allein zu seinem großen Verdrusse fand er, daß ihm der Affe schon zuvor gekommen

war und mit einem Stücke in jeder Hand schon auf die Dächer der Häuser hinauf kletterte. Den Tag darauf holte der nämliche Affe einen sehr schönen Papagei vor den Augen des Eigenthümers weg, zerriß ihn in Stücken und zeigte ihm dieselben alsdann mit vielen Ausdrücken von Zufriedenheit und Frohlocken über diese Heldenthat.

Die Eingebornen fangen sie oft vermittelst einer Cocusnuß, in die sie ein Loch machen. Diese legen sie in die Nähe ihrer Wohnungen; Einer davon hebt sie auf und preßt seine Pfote mit aller Gewalt ins Loch hinein, um den Kern heraus zu bekommen; allein der Fänger giebt acht, eilt sogleich herbei und erhascht das Thier, ehe es sich wieder los machen kann.

Der Uistiti. (Simia Iacchus Linn. Sustiti. Buffon.)

Dies kleine Thier ist nicht größer als ein Eichhörnchen und ist in Brasilien einheimisch. Es hat einen langen dickbehaarten Schwanz, an dem der ganzen Länge hin schwarze und weise Ringe abwechseln. Der Leib sieht röthlich grau aus und ist leicht mit dunkeln Schattirungen wellenförmig geziert; das Gesicht hat eine dunkle Fleischfarbe und auf jeder Seite befindet sich ein breiter dicker milchweißer Büschel Haare, der an den Ohren hervorragt. Die Tatzen sind mit Haaren versehen und haben scharfe Nägel.

Im Freien und in ihrem Vaterlande sollen diese Affen hauptsächlich von Früchten leben, allein so bald sie einge-

sperrt werden, fressen sie mitunter auch Insekten, Schnekken u. s. w. Man brachte Eines von diesen Thieren in einem ostindischen Schiffe mit nach England; dasselbe fraß Nüsse, allein dahin konnte man es nicht bringen, daß es reife Früchte angerührt hätte. Vorzüglich gern fraß es die kleinen Arten von Spinnen und ihre Eier; die größern aber rührte es nicht an; dies war auch der Fall mit der großen Kornblumenfliege, ob es schon öfters gemeine Fliegen fraß.

Herr Edwards sah und zeichnete einen solchen Affen, der einer Frau, Namens Kennon, gehörte; diese erzählte ihm, daß er verschiedene Arten Futter z. B. Zwieback, Obst, Pflanzen, Insekten und Schnecken fresse, und daß als er einstens einmal losgelassen worden, er einen chinesischen Goldfisch aus einem Wasserbecken herausgehascht, denselben getödtet und begierig verschlungen hätte. Hierauf hätte sie den Versuch mit einigen kleinen lebendigen Aalen gemacht; anfänglich wäre er sehr darüber erschrocken gewesen, allein als sie sich ihm um den Hals geschlungen, hätte er sich gar bald entschlossen, sie zu packen und zu fressen.

Ein paar dieser Thiere, die dem Londner Kaufmann, Herrn Cook zu Lissabon, gehörten, hatten an diesem Orte Junge. Anfänglich sahen die Leztern ausserordentlich häßlich aus und hatten wenige oder gar keine Haare. Oft hingen sie sich sehr fest an die Brüste der Mutter an, als sie aber etwas größer wurden, stiegen sie ihr auch auf den Rücken oder auf die Schultern. Wenn sie müde war, half sie sich damit, daß sie an eine Mauer oder sonst wohin ging, und sich ihrer dadurch entledigte, daß sie dieselben

daran rieb, indem sie sie nicht anders los werden konnte. Wenn die Mutter die Jungen zum Absteigen genöthigt hatte, so hob dieselben sogleich das Männchen auf und ließ sie eine zeitlang rund um sich herumhängen, um dem Weibchen ihre Last zu erleichtern.

Nach Linne's Bemerkung sind diese Affen große Feinde der Katzen.

Der schwarze Brüllaffe. (Der Prediger-Affe.) Simia Beelzebul, Linn. l'Ouarine, Buffon.

Diese Thiere sind in der neuen Welt zu Hause, wo man sie in den Wäldern von Brasilien und Guiana in ungeheuern Schaaren antrift. Sie sind die größten unter den amerikanischen Affen und ungefähr so groß als ein Fuchs; sie haben eine schwarz glänzende Farbe und ein weiches Haar nebst einem Wickelschwanze.

Sie sind so wild und bösartig, daß sie sich weder fangen noch zahm machen lassen; sie beißen fürchterlich um sich und ihr großer Mund, ihre schreckliche Stimme und ihr furchtbarer Anblick flößt schon Schrecken ein. Ihre Stimme hat etwas Aehnliches mit dem Getöse einer Trommel und man soll sie eine Stunde weit hören. Der Capitän Stedmann hörte von den Negern, daß sie ihre unharmonischen Concerte insgemein, sowohl bei Tag als in der Nacht, bei der Fluth wiederholten, die sie aus Instinkt kennen. Ihr Geschrei hat seinen Grund in einer Art von

Knochenfortsatz in der Kehle, durch dessen Wölbung die Töne sehr verstärkt werden. Selbst in einer getrokneten Leibesfrucht war dieser Knochen schon sehr sichtbar.

Sie halten sich gewöhnlich in Partien von zwanzig bis dreißig zusammen und schweifen auf den Gipfeln der Bäume umher, indem sie von einem Baume zum Andern springen. Sehen sie jemanden allein, so necken sie ihn und bedrohen ihn. Dampier sagt, daß er sich jedes mal, wenn er allein gewesen, gescheuet habe, Feuer auf sie zu geben, weil er befürchten mußte, daß sie in ganzen Schaaren von den Bäumen herabstiegen und ihm etwas zu Leide thäten.

Marcgrav erzählt in seiner Geschichte von Brasilien, daß sie sich alle Morgen und Abende in den Wäldern dieses Landes versammelten; daß einer davon auf einem Baume eine höhere Stelle einnähme und den Andern ein Zeichen mit der Hand gäbe, daß sie sich niedersetzen und ihm zuhören möchten. So bald sie sich nun niedergelassen haben, fängt er seine Rede an und macht dabei einen solchen Lärm, daß wenn man ihn in der Ferne hört, man glaubt, daß sie alle zusammen schrien: allein immer schreiet nur ein Einziger, und so lange er fortschreit, hören die Andern mit der größten Stille und Aufmerksamkeit zu. Wenn er aber aufhört, so giebt er den Uebrigen ein Zeichen mit der Hand, daß sie einstimmen möchten und auf einmal fangen alle zusammen zu schreien an, bis er ihnen wieder um mit der Hand Stillschweigen gebietet. Sogleich gehorchen sie und schweigen. Endlich nimmt der Redner wieder das Wort, setzt sein Geschrei fort und erst wenn sie ihm

recht aufmerksam zugehört haben, trennen sie sich und die Versammlung geht aus einander.

Als sich Dexmelin in Südamerika aufhielt, ging er auf die Jagd dieser Thiere und wurde über ihren Scharfsinn in Erstaunen gesetzt. Sie kannten nicht allein mehr als irgend ein ander Thier diejenigen, die ihnen nachstellten und Jagd auf sie machten, sondern sie wußten auch Mittel ausfindig zu machen, wie sie sich gegen diejenigen, die sie angriffen, zu vertheidigen und sich einander beizustehen hätten. Wenn wir uns ihnen näherten, sagt Dexmelin, so traten alle zusammen, fingen an, zu schreien und einen fürchterlichen Lärm zu machen und auf uns mit dürren Zweigen herab zu werfen, die sie von den Bäumen abbrachen. Es gab sogar einige darunter, die ihren Unrath in die Hand nahmen und uns denselben auf den Kopf warfen. Auch bemerkte ich, daß sie sich einander niemals verließen und daß sie mit unglaublicher Schnelligkeit von einem Baume zum Andern sprangen; sie flohen über Hals und Kopf von einem Zweige zum Andern, ohne jemals herunter zu fallen: sie hielten sich entweder mit ihren Tatzen oder mit ihrem Schwanze an. Schießt man daher auf sie und tödtet sie nicht gleich auf der Stelle, so bekommt man sie niemals; denn wenn sie auch tödtlich verwundet sind, so bleiben sie doch auf den Bäumen hängen, wo sie öfters sterben und in Stücken herunter fallen. Ich habe dergleichen mehr als vier Tage nach ihrem Tode gesehen und dennoch hingen sie noch an den Bäumen und zwar so fest, daß man oft funfzehn bis sechzehnmal darnach schießen mußte, ehe man höchstens drei bis vier erhielt: das Sonderbarste aber besteht darin, daß so bald Einer verwundet ist, sie sich um

ihn her versammeln, ihre Finger in die Wunde legen, als ob sie dieselbe untersuchten; werden sie gewahr, daß das Blut stark fließt, so halten Einige die Wunde zu, während Andere Blätter holen, sie kauen und geschickt auf die Oefnung der Wunde legen. Dies habe ich mehrmals mit der größten Verwunderung zu betrachten Gelegenheit gehabt.

Wahrscheinlicher Weise hat Dexmelin eine andere Handlung dieser Thiere mit dieser vollkommen chirurgischen Operation verwechselt. Man hat häufig bemerkt, daß sie die Pfeile aus ihrem Körper gezogen haben, die die Indianer auf sie abgeschossen hatten: diese Thatsache leidet keinen Zweifel.

Die Affen, die Dampier in der Campescheby gesehen hat, sind offenbar Prediger affen gewesen. „Ich sah da einen großen Haufen Affen, die von einem Baume zum Andern über meinen Kopf hinsprangen, mit den Zähnen knirschten und einen schrecklichen Lärm machten. Mehrere darunter schnitten mit dem Munde und den Augen Fratzen und machten tausenderlei närrische Gebehrden. Einige brachen die dürren Zweige ab und warfen mich damit; Andere bep—ßten und bewarfen mich mit Unrath. Uebrigens befand sich einer darunter, der größer als die Andern war; dieser kam auf einen kleinen Ast über meinem Kopfe und sprang gerade auf mich los. Ich trat zurück und der Affe hing sich mit dem Schwanze an den Ast; hier blieb er hängen, schaukelte sich und schnitt mir böse Gesichter. Endlich ging ich fort, allein sie folgten mir mit Drohungen bis zu unsern Hütten nach.“

„Sie sind sehr wild, wenn man sie fängt und ich bin nicht im Stande gewesen, Einen davon zu zähmen, welche Mühe und Kunstgriffe ich auch anwenden mochte. Auch kostet es sehr viel Mühe, sie zu fangen, wenn man sie geschossen hat: denn wenn sie sich mit dem Schwanze oder mit den Pfoten an einen Baumzweig aufhängen können, so fallen sie nicht herunter, so lange ein Funken Leben in ihnen ist. Wenn ich auf Einen gefeuert und ihm entweder ein Bein oder einen Arm entzwei geschossen hatte, so hatte ich Mitleid, wenn ich sah, daß das arme Thier stier auf den verwundteten Theil hin blikte, ihn regieren und von der einen Seite zur Andern drehen wollte, wobei es ausserordentlich traurig aussah.“

Dampier sagt, sie kämen öfters an das Ufer des Meeres, um Schaalenthiere zu fressen. Er sah mehrere solche Affen Austern am Strande aufheben, sie auf einen Stein legen und alsdann so lange mit einem andern Steine darauf schlagen, bis die Muscheln entzwei waren und sie die Austern verzehren konnten. Das nämliche bemerkt auch Wafer auf der Insel Gorgonia: „Sie legten, sagt er, die Austern auf einen Stein und schlugen mit einem Andern so lange darauf, bis die Muschel entzwei war.“

Die Weibchen sollen jedesmal zwei Junge zur Welt bringen: wenn sie daher ausgehen, so nehmen sie das Eine in die Arme, das Andere aber auf den Rücken; das Letztere schlingt seine beiden Vorderpfoten der Mutter um den Hals, mit den beiden Hintern aber hält es sich an der Mitte des Rückens fest. Es ist nicht möglich, ein Junges

zu erhalten, ohne die Mutter zu tödten: denn so lange diese lebt, läßt sie jenes auch nicht los.

Viele Reisende behaupten, daß ihr Fleisch ein vortrefliches Gericht sey und daß es im Geschmacke viele Aehnlichkeit mit dem Schöpsenfleische habe. Dampier sagt, er habe niemals etwas köstlicheres gegessen als das Fleisch von diesen und einigen andern Arten von Affen. Die Europäer nehmen oft die Köpfe zu Brühen, und die Neger verzehren diese Thiere als einen herrlichen Leckerbissen. Andere Reisende hingegen behaupten, daß ihr Fleisch nichts tauge und ausserordentlich hart sey. Ueberhaupt scheint es etwas empörendes zu haben, etwas zu essen, was uns so sehr an den Gedanken eines Nebenmenschen erinnert.

Der Quato. (Quoata.) (Simia panisçus. Linn. Coaita. Buffon.)

Dieser Affe ist in mehrern Gegenden Südamerikas zu Hause. Er ist groß und hat über und über langes schwarzes Haar, bloß das Gesicht ausgenommen, welches kahl und runzlicht ist. Sein Schwanz ist beinahe zwei Fuß lang.

Er ist ein kühnes und lebhaftes Geschöpf, und macht eine Menge Luftsprünge und Grimassen; von Natur ist er sehr sanftmüthig und gelehrig. Die große Menge und Lebhaftigkeit dieser Thiere giebt den öden und einsamen Wäldern Amerikas Leben. Aus Mangel an besserer Nahrung fressen sie manchmal Fische, die sie, wie Büffon

erzählt, mit den Schwänzen fangen. Ja! ein solcher Affe, den man eingesperrt hielt, haschte auf diese Art ein Eichhörnchen, das man ihm zum Gesellschafter gegeben hatte, und zog es an sich. Dies Thier erwarb sich durch seine Vertraulichkeit, ja selbst Schmeicheleien die Liebe aller derjenigen, die um dasselbe waren.

Wenn man diesen Affen die Vorderpfoten auf den Rücken bindet, so gehen sie eine ziemliche Strecke mit einer solchen Leichtigkeit und Sicherheit auf den Hinterfüßen, als wenn dies ihr natürlicher Gang wäre. Ob sie sich schon leicht zähmen lassen und in allen ihren Handlungen eine ungewöhnliche Kunst und Geschicklichkeit zeigen, so verläßt sie doch nicht immer jener Antheil von boshafter Verschlagenheit, durch den sich das ganze Affengeschlecht auszeichnet.

Wenn man, wie Bancroft erzählt, Eines von diesen Thieren in seinem Vaterlande schlägt, so läuft es sogleich davon und klettert auf einen Limonien- oder Pomeranzen-Baum, und verfolgt man es, so bricht es die Früchte ab und wirft sie mit großer Geschicklichkeit seinem Feinde auf den Kopf; ja, es bemüht sich sogar, ihn dadurch zu vertreiben, daß es seinen Unrath auf ihn fallen läßt. Zugleich macht es allerhand Grimassen und nimmt tausend lächerliche Dinge vor, die den Zuschauern kein geringes Vergnügen gewähren. Die Männchen sind sehr geil, und die Weibchen sind nach Bancroft der monatlichen Reinigung unterworfen.

Wenn sie auf den Raub ausgehen, so stellen sie, wie die meisten andern Affenarten, Schildwachen auf die Bäu-

me und Anhöhen, damit sie bei ihren Plünderungen gegen jede sich nähernde Gefahr gesichert sind.

Wenn sie in ihren einheimischen Wäldern, wie Ulloa erzählt, von einem hohen Baumgipfel zum Andern gelangen wollen, und die Entfernung zwischen beiden zu groß ist, als daß sie hinüberspringen könnten, so bilden sie eine Kette, indem sie sich mit den Schwänzen an einander hängen und herab baumeln, und auf diese Art schwingen sie sich fort, bis der Unterste einen Zweig des zunächst stehenden Baumes zu fassen erhält, wo er dann die Andern mit hinauf zieht. Auf diese Art sollen sie auch manchmal über Flüsse setzen, wenn die Ufer derselben sehr steil sind: allein der Capitän Stedman zweifelt an der Richtigkeit dieser Behauptung. Er hatte viele Gelegenheit diese Affen zu beobachten, niemals aber bewerkte er etwas Aehnliches. Er glaubt, daß Ulloa diese Nachricht aus Acosta's Geschichte von Westindien entlehnt habe, wo folgendes von diesen Affen erzählt wird: „wenn sie wohin springen wollen, so schlingen sie ihren Schwanz um einen Ast und geben sich dadurch einen Schwung, und wenn sie nach einer Stelle gelangen wollen, die weiter entfernt ist, als daß sie auf einmal hinkönnen, so brauchen sie das sinnreiche Mittel, daß sie einander bei den Schwänzen anfassen und eine lange Kette bilden und sich auf diese Art an den Ort, wohin sie verlangen, hinüber schwingen.“

Wenn Einer von diesen Affen durch eine Kugel oder einen Pfeil verwundet wird, so fährt er, wie der nämliche Stedman bemerkt, sogleich mit der Hand nach der Wunde, betrachtet das Blut und klettert unter dem klägslichsten Geschrei auf die höchste Spitze des Baumes, wo-

bei ihm seine Gefährten hülfreiche Hand leisten; dort hängt er sich mit dem Schwanze an einen Ast und fährt fort sein Schicksal zu bejammern, bis er endlich durch den Verlust des Blutes entkräftet, todt zu den Füßen seines Feindes herab fällt.

Der nämliche Stedman erzählt auch, daß er einsmals in Surinam Einen von den schwarzen Affen getödtet hätte, den die Eingebornen Micu nennen, und der entweder die nämliche Art ist, oder zu einer bisher noch unbeschriebenen, aber genau verwandten Art, gehört. Da er sich in einem Walde befand und es ihm an frischen Lebensmitteln fehlte, so schoß er zwei von diesen Thieren und wollte sich Fleischbrühe davon machen lassen, allein die Tödtung des Einen von diesen Affen war mit solchen Umständen begleitet, daß er nachmals nie wieder auf die Affenjagd ging. „Als mich das Thier, sagt er, nahe an dem Flußufer in meinem Canoe sah, machte es Halt und sprang seinen Gefährten nicht nach; es wiegte sich auf einem Zweige, der über das Wasser herüber hing, besah mich aufmerksam und verrieth die größte Neugier, indem es mich unstreitig für einen Riesen von seinem Geschlechte hielt; zugleich klapperte es stark mit den Zähnen und bewegte den Zweig hin und her, auf dem es sich mit unglaublicher Anstrengung und Geschicklichkeit zu erhalten wußte. Ich legte meine Flinte an, zielte und schoß den Affen von dem Baume in den Strom herab; allein nie wünsche ich wieder Zeuge von einer solchen Szene zu seyn! Das arme Thier war noch nicht todt, doch aber tödtlich verwundet. Ich faßte es bei dem Schwanze, packte es mit beiden Händen an, schwang es herum und schlug es

mit dem Kopfe an die Seite des Bootes, um seinem Quaaken ein Ende zu machen, allein immer lebte es noch und sah mich auf die bemitleidenswürdigste Weise an, und da ich kein anderes Mittel wußte es vollends zu tödten, so hielt ich es so lange unter das Wasser, bis es todt war. Dies Schauspiel zerriß mir das Herz; denn seine kleinen sterbenden Augen folgten mir so lange und schienen mir Vorwürfe zu machen, bis sie sich nach und nach schlossen und das Thier das Leben gänzlich verlohren hatte. Niemals konnte ich nachmals Affenfleisch essen, ob ich schon sah, daß Andere einen Leckerbissen daraus machten."

Ferner erzählt Stedman, daß er eines Tages in seinem Fahrzeuge einen solchen Affen an den Rand des Wassers kommen und den Mund ausspielen gesehen habe; auch habe es ihm geschienen, als wenn er sich mit dem Fingern die Zähne reinigte.

Der Buschschwanzaffe (furchtsame Affe.)

Simia trepida Linn. Fearful Monkey.

Pennant.

Dieser Affe ist Einer der gewandtesten, geschicktesten und angenehmsten des ganzen Geschlechts. Er ist fast so groß wie eine kleine Katze; sein Körper sieht braun aus; sein Gesicht und seine Ohren sind fleischfarbig. Ob er schon in Surinam zu Hause gehört, so scheint er doch auch in unserm gemäßigten Klima fort zu kommen; er befindet sich den Winter hindurch in einem ungeheizten Zimmer ganz

leidlich. Es ist bekannt, daß diese Affenart in Europa Junge gehabt hat, welches bei den Affen ein sehr ungewöhnlicher Fall ist.

Er liebt seine Jungen ausserordentlich. Im Jahre 1764 befanden sich ein Paar Junge zu Bordeaux, die da zur Welt gekommen waren; man konnte nichts schöneres sehen, als die beiden Alten, wie sie mit der Pflege und Wartung derselben beschäftigt waren, wie sie dieselben beständig hin und her trugen oder liebkoseten. Das Männchen liebte sie am meisten. Beide Eltern trugen sie Eins um das Andre; nur manchmal, wenn sie sich nicht gut aufführten, versezten sie ihnen einen ziemlich derben Biß. Es giebt wenige Thiere, die in ihrem Geschmacke und in ihrer Zuneigung eigensinniger wären als diese Affen; manchmal sind sie jemanden mit der größten Parteilichkeit zugethan, während sie gegen Andere den größten Abscheu zeigen.

Der Saimiri (das Todtenköpfchen.)

Simia Sciurea, Linn. Saimiri, Buffon.

Wegen seiner angenehmen Bewegungen, seiner kleinen Gestalt, seiner glänzenden Farben und seiner großen lebhaften Augen giebt man diesem kleinen Thiere allgemein den Vorzug vor den übrigen Affen.

Dies scheint die nämliche Art zu seyn, die Stedman in seinen Nachrichten von Surinam erwähnt, wo

sie die Eingebornen Kysih-Kysih nennen. Sie ist so groß, wie ein Kaninchen und ausserordentlich behende. Die Farbe ihres Körpers ist röthlich und der Schwanz am Ende schwarz. Die vordern Füße sind orangefarb. Der Kopf ist sehr rund, das Gesicht milchweiß mit einem runden schwarzen Fleck in der Mitte, wo der Mund und die Nasenlöcher sind. Hierdurch erhält dieser Affe das Ansehn, als wenn er eine Maske trüge. Seine Augen sind schwarz und sehr lebhaft.

Diese Affen sah Stedman täglich längs den Ufern von Baume zu Baume hüpfen. Sie folgten einander in einer regelmäßigen Ordnung wie eine kleine Armee; ihre Jungen hatten sie auf den Rücken, wodurch sie einigermaßen das Ansehen erhielten, als ob sie Schnappsäcke trügen. Die Art, wie sie reisen ist folgende: der Vorderste stellt sich an das Ende eines Astes, und springt von diesem auf den zunächst stehenden Baum, und zwar oft in einer ausserordentlichen Entfernung und mit einer solchen bewundernswürdigen Geschicklichkeit und Genauigkeit, daß er niemals seinen Zweck verfehlt. Die Andern folgen Einer nach dem Andern, ja selbst die Weibchen mit ihrtn Jungen auf den Rücken, die sich fest an sie anklammern, ihrem Anführer nach, und thun eben so leicht und sicher denselben Sprung. An den Nebis oder den natürlichen Tauen, mit denen viele Theile der Wälder durchwebt sind, klettern sie ohne Schwierigkeit hinauf.

Dieser Affe ist ein sehr artiges Geschöpf, und ist so viel als uns bekannt ist, noch niemals nach Europa gekommen.

Der ceyloneſiſche Affe. Simia Selenus. Thunberg.

Dieſen Affen führt der Profeſſor Thunberg in ſeinen Reiſenachrichten von der Inſel Ceylon an; er nennt ihn auch Rollaway, allein er ſcheint nicht mit der Beſchreibung, die wir von dieſem haben, übereinzuſtimmen. Nach Thunbergs Beſchreibung iſt er ungefähr ſo groß, wie eine kleine Katze und hat einen ſehr langen, haarigen, und gegen das Ende immer ſchmäler zulaufenden Wickelſchwanz; ein ſchwärzliches, plattes, nur ſehr wenig mit Haaren ſchattirtes Geſicht; einen weißen Knebel- und Backenbart, der hinterwärts zu läuft, deſſen Haare aber faſt gerade in die Höhe ſtehen, und von vorne die Ohren ganz bedecken. Hände und Beine ſind ſchwarz und nackt. An den Hintertheilen ſind harte und nakte Schwielen.

Man trift dieſe Affen in vielen Häuſern auf Ceylon zahm an. Ueberhaupt laſſen ſie ſich leicht zähmen; in dieſem Zuſtande gehen ſie gemeiniglich aufrecht, und haben ihre Hände über einander geſchlagen. Wenn ſie einen Bekannten erblicken, ſo hüpfen ſie ſogleich auf ihn los, ſchmeicheln ihm, blecken die Zähne und bezeugen ihm durch eine beſondere Art von Geſchrei ihre Freude. Sie haben einen ſehr freundlichen und gefälligen Charakter und beiſſen nie, auſſer wenn ſie aufgebracht werden. Küßt und liebkoſet jemand in ihrer Gegenwart ein Kind, ſo wollen ſie daſſelbe auch thun; ſchlägt man hingegen daſſelbe, und ſehen ſie dies, ſo richten ſie ſich auf den Hinterbeinen in die Höhe, blecken mit den Zähnen, heulen auf eine fürchterliche Art und wenn man ſie losläßt, ſo fallen ſie über

denjenigen her, der das Kind schlägt. Sie hüpfen schneller als sie laufen können, weil die Hinterbeine länger als die Vorderbeine sind, und in Ansehung ihres Schwanzes sind sie sehr sorgsam und zärtlich. Der Professor Thunberg wollte einen solchen Affen mit nach Europa nehmen, allein als er ihn in einen kältern Himmelsstrich brachte, und zwar kurz vor seiner Ankunft am Cap der guten Hoffnung, starb er. Sie sind so zärtlich, daß sie nicht den geringsten Grad von Kälte ertragen können.

Der Roloway. (Simia Rolowai Linn. le Rolowai oder la Palatine. Buffon.)

Der Roloway ist auf der Insel Ceylon zu Hause, wo er wie Percival (siehe dessen Beschreibung von Ceylon deutsch. Uebers. von Bergk 1803. S. 359.) ausserordentlich zahlreich ist. Er ist so groß als unsere größern Hunde, und zeichnet sich durch ein langes gespaltenes Haar aus, das platt auf der Stirne liegt.

Diese Affen sind eine große Plage für den Landmann, indem sie ihm seine Felder und Gärten vor seinen Augen bestehlen und ihn noch dazu ausspotten. Sie rauben ihm, wie Wolf (in seiner Reise nach Ceylon 1r Theil S. 131.) erzählt, den Reiß, die Früchte und den Punat (eine Art von Kuchen aus dem Fleische der reifen Früchte der Weinpalme;) gleichwohl läßt der Landmann dies zu und verfolgt ihn nicht; ja er betrübt sich sogar noch, wenn er sieht und hört, daß ein Europäer einen solchen Affen verwundet oder

getödtet hat. Da der Roloway zu wissen scheint, daß ihm der Landmann alles erlaubt, so besucht er ihn selbst in seinem Schlafzimmer: allein hier leidet man ihn wegen der Frau nnd Töchter nicht: denn man weiß, daß er gerne nascht. Sonst erlaubt man ihm alles: öfters nimmt er einem Schwarzen ein Kind weg, steigt damit auf einen Baum, betrachtet es, bringt es ohne Beschädigung wieder herunter und legt es dahin, wo er es weggenommen hat. Dies sieht man als eine gute Vorbedeutung für das Kind an.

Wenn das Weibchen des Roloway geboren hat, dann wird der junge Affe von allen anwesenden erwachsenen Affen betrachtet und beschauet, die sich in einem Kreise herum setzen und sich ihn einander überreichen; ist dies geschehen, so bekommt es die Mutter wieder; diese legt es an die Brust, wo sich das Junge fest hält und sauget. — Wenn man diesen Affen auf einen Baum getrieben und unter den Schuß gebracht hat, so versteckt er sich zwischen den Zweigen und Blättern; ist der Baum für ihn vortheilhaft gestaltet, so kann man lange zielen und schießen ehe man ihn trift; wird aber Einer geschossen und fällt herunter, so bleibt keiner mehr in der Gegend herum auf einem Baume; alle kommen herunter und retten sich mit der Flucht. Mit den Hunden kann man ihnen nicht beikommen, weil diese sich vor ihnen fürchten und davon laufen. Wenn der Roloway sieht, daß er sich auf dem Baume nicht verstecken kann, so wirft er alles, ja selbst seinen Unrath, auf seinen Feind hernnter. Wenn man diese Affen auf freiem Felde antrift, so sieht man, daß allemal die größten von dem Haufen als Schildwachen ausgestellt sind, die, so bald sie

Gefahr merken, ein Geschrei erheben, worauf sich die ganze Heerde entfernt. Die Art, wie man ihn am besten fangen kann, ist folgende: man nimmt eine Cocosnuß, die noch in ihrer Schaale und schwer ist, in diese macht man an dem einen Ende ein Loch, das so groß ist, daß der Affe seine Pfote hineinstecken kann: in der Nuß stößt man etwas von dem Kerne los, und läßt sie alsdann liegen. Der neugierige und zugleich näschige Roloway findet diese Nuß, besiehr das Loch und entdeckt in demselben den Kern; da er diesen gern frißt, so steckt er seine Pfote ins Loch, faßt das Stück von der Nuß und ballt die Faust zusammen, die er nunmehr nicht wieder heraus bringen kann. Die Nuß bleibt an seinem Fuße hängen; er kann daher nicht geschwind fortlaufen und wird auf diese Art gefangen. Er ist nicht so klug, daß er den Kern der Nuß fahren ließ, um alsdann seine Pfote heraus zu ziehen und sich zu retten.

Bei der Gelegenheit, wo d'Obsonville von den heiligen Aufenthaltsorten der Affen in verschiedenen Theilen Indiens spricht, erzählt er, daß er auf seinen Reisen gelegentlich diese alten Tempel besucht, um darin aus zu ruhen, und daß seine indische Kleidung wenig Verdacht bei diesen Thieren erweckt habe: denn ob sie schon nicht, wie er sagt, aufmerksam zu seyn schienen, so waren sie doch sehr achtsam. Er sah, wie Mehrere darunter ihn erst betrachteten und dann aufmerksam nach der Speise guckten, die er zu sich nehmen wollte. Ihre Augen und ihre Bewegungen verriethen allemal ihre Unruhe, ihre Freßbegierde

und ihren großen Appetit, wenigstens einen Theil von seiner Mahlzeit zu haben.

Um sich bei solchen Gelegenheiten ein Vergnügen zu machen, versah er sich allemal mit einer Quantität gedörrter Erbsen. Anfänglich streuete er etliche auf die Seite, wo der Anführer stand (nach seiner Behauptung sollen sie allemal einen vornehmen Affen zum Anführer haben), das Thier trat nach und nach näher herbei und laß sie begierig zusammen. Er reichte hierauf die ganze Hand voll hin, und da sie gewöhnlich niemand als bloß friedfertige Leute zu sehen bekommen, so wagte sich das Oberhaupt, aber wankenden Trittes zu nähern, als wenn es recht sorgfältig Acht gäbe, daß kein böser Streich dahinter stecke. Nunmehr wurde es kühner, faßte den Daumen der Hand, in der sich die Erbsen befanden, mit der einen Pfote an und fraß mit der Andern, indem es zugleich seine Augen beständig auf d'Obsonvilles Augen gerichtet hatte. Wenn ich, fährt d'Obsonville fort, lachte oder mich rührte, so unterbrach es seine Mahlzeit, arbeitete mit dem Lippen und ließ eine Art von Murren hören, dessen Bedeutung mir seine langen Hundszähne, die es gelegentlich zeigte, recht gut erklärten. Wenn ich etliche Erbsen etwas weiter hinwarf, so schien es sich darüber zu freuen, daß sie Andere auflasen, allein manchmal brummte er auch und fiel über diejenigen her, die mir zu nahe kamen. Sein Geschrei und seine Besorgniß, die zwar zum Theil vielleicht von seiner Begierde herrühren mochten, verriethen doch offenbar seine Furcht, daß ich ihre Schwäche benutzen und sie fangen möchte. Auch sah ich, daß diejenigen, die mir am nächsten kommen durften, allemal die größten und stärksten

Männchen waren; die Jungen und Weibchen durften mir nicht zu nahe kommen, sondern mußten sich immer in einer beträchtlichen Entfernung von mir halten.“

Die Sorgfalt und die Zärtlichkeit, welche die Weibchen in diesem völlig wilden Zustande gegen ihre Jungen hatten, fiel sehr deutlich in die Augen; sie hielten sie unter gehöriger Aufsicht und im Gehorsame. D'Obsonville sah die Mütter die Jungen säugen, liebkosen, reinigen und ihnen das Ungeziefer ablesen, und wenn sich die Mütter auf die Kniee nieder gelassen hatten, so sahen sie mit Vergnügen den Spielen ihrer Jungen zu. Diese rangen mit einander, warfen und jagten sich, und wenn irgend Eines einen boshaften Streich machte, so sprang die Mutter herbei, faßte es mit der einen Tatze beim Schwanze und maulschellirte es tüchtig mit der Andern durch. Einige retteten sich mit der Flucht; so bald sie sich aber auffer Gefahr sahen, näherten sie sich in einer bittenden und schmeichelnden Stellung, ob sie schon nachher wieder in dieselben Fehler verfielen; ein andermal fand sich jedes sogleich auf den ersten Schrei der Mutter ein. Wenn diese eine kleine Strecke fort ging, folgten ihr die Jungen langsam nach; so bald sie aber geschwind laufen mußte, stiegen diese ihr allemal auf den Rükken oder sie klammerten sich vielmehr um ihren Bauch.

Ueberhaupt leben die Affen ziemlich friedlich mit einander. In großen und fruchtbaren Einöden plaudern bisweilen Schaaren von verschiedenen Arten mit einander, ohne daß dabei eine Unordnung oder Störung vorfiele, oder ohne daß sich eine Art mit der Andern vermischte. Allein wenn kühne Herumstreicher Lust haben, ihr Glück an Orten zu versuchen, die eine andere Heerde schon im Besitz

hat, so vereinigt sich diese sogleich, um ihre Rechte zu behaupten. Herr von Maisonpr`e und sechs andere Europäer waren Augenzeugen von einem solchen Kampfe, der innerhalb der Ringmauer der Pagode von Cheringam entstand. Es hatte sich nämlich ein großer starker Affe heimlich hinein gestohlen, der aber bald entdeckt wurde. Auf das erste Alarmgeschrei vereinigten sich sogleich viele Männchen und fielen über den Fremdling her. Ob dieser schon weit größer und stärker als jene war, so merkte er doch, daß er in Gefahr sey; er floh daher auf den Gipfel einer Pyramide, die eilf Stockwerk hoch war, wohin ihm aber augenblicklich seine Feinde nachfolgten; als er sich aber oben auf dem Gebäude befand, das sich in einen schmalen runden Dom endigte, nahm er eine feste Stellung ein, und indem er seine Lage benutzte, packte er drei bis vier der Verwegensten an und stürzte sie hinunter. Diese Beweise von seiner Tapferkeit machten die Andern schüchtern, und diese fanden für gut, sich nach vielem Lärmen zurück zu ziehen. Der Sieger blieb bis zum Abend daselbst und dann suchte er sich einen Sicherheitsort.

Ihr Betragen gegen diejenigen von ihren Mitbrüdern, die zu Gefangenen gemacht worden sind, ist sehr merkwürdig. Wird Einer in ihrer Nähe in Ketten gelegt, zumal wenn dies Einer von ihrer Gesellschaft ist, so versuchen sie eine Zeit lang mancherlei Mittel, ihm die Freiheit zu verschaffen; allein wenn ihre Mühe vergeblich ist, und wenn sie ihn täglich sich seinem Sklavenjoche unterwerfen sehen, so nehmen sie ihn hernach, wenn er etwann zufälliger Weise entkommen sollte, niemals wieder unter sich auf, sondern

fallen über ihn her und jagen ihn ohne Gnade und Barmherzigkeit mit Prügeln fort.

Ihr Hang zum Stehlen ist so groß, daß sie, nicht zufrieden mit dem, was ihnen die Natur überflüssig in den Wäldern darreicht, häufig noch alles aus den Gärten und Häusern weg stehlen, was sie fortbringen können. Sieht Einer ein Kind mit Brod oder Obst in den Händen, so läuft er sogleich hin, setzt es in Furcht und nimmt ihm sein Essen ab. Wenn ein Frauenzimmer Getraide in der Sonne dürrt, welches in Indien häufig der Fall ist, so kostet es ihm bisweilen viele Mühe, sich der Affen zu entwehren. Einige springen herum und thun als wenn sie stehlen wollten; und wenn dasselbe nun hinläuft, um sie fort zu jagen, so kommen die Andern, welche die Gelegenheit abpassen, sogleich herbei und bemächtigen sich in größter Geschwindigkeit des Getraides.

D'Obsonville hat Affen durch einen sehr einfachen Kunstgriff fangen sehen, so verschlagen sie auch sonst seyn mochten. Der Jäger wählte einen Platz in der Nähe ihrer Aufenthaltsorte, und machte ein kupfernes Gefäß mit einer Oefnung von ungefähr zwei Zoll im Durchmesser, am Fuße eines Baumes fest; wenn dies geschehen war, streuete er einige Körner umher und entfernte sich etwas. Diese verschlangen die Affen begierig. Der Jäger brachte mehr. Vorzüglich that er das dritte Mal viele Körner um das Gefäß herum und in dasselbe hinein, an welchem fünf bis sechs Schlingen fest gemacht waren, die sich einander in verschiedenen Richtungen durchkreuzten. Kaum hatte er sich versteckt, so liefen schon mehrere Affen mit ihren Jungen herbei und stritten sich, wer zuerst etwas bekommen

sollte. Gar bald hatten sie das Gefäß ausgeleert, allein ihre Hände waren auch gefesselt. Der Jäger lief herbei, ehe sie sich losmachen konnten, warf einen Teppich über sie und fing auf diese Art zwei Weibchen mit ihren Jungen.

Das Makigeschlecht.

Die Thiere dieses Geschlechts haben sowohl in ihrer Lebensart und in ihrem Charakter als in ihren Händeähnlichen Tatzen eine große Aehnlichkeit mit den Affen, von denen sie sich hauptsächlich durch die Form ihres Kopfes, der etwas Aehnliches mit dem Fuchskopfe hat, und durch die langen Hinterbacken unterscheiden.

Die Geschlechtskennzeichen sind vier Vorderzähne in der Obernkinnlade, sechs lange, zusammengedrückte und parallellaufende in der Unternkinnlade. Die Hundszähne stehen abgesondert und die Backenzähne wackeln etwas. Die Schnautze ist gestrekt und der eines Fuchses ähnlich. Dies Geschlecht enthält dreizehn Arten, von denen aber, Eine oder ein paar ausgenommen, nicht viel mehr als die bloße Beschreibung bekannt ist.

Der träge Maki oder Coucang. (Lemur tardigardus, Linn. Loris. Buffon.*)

Der träge Maki lebt in den Wäldern von Bengalen und auf der Insel Ceylon, und ist ungefähr so groß wie eine kleine Katze; sein Körper hat eine schöne blaßbraune oder Mäusefarbe; sein Gesicht ist etwas flach; die Nase ist zu einer spitzigen Form eingebogen; die Augen stehen ausserordentlich hervor und sind mit einem dunkelbraunen Kreis umgeben, und ein Streifen von der nämlichen Farbe läuft bis auf die Mitte des Rückens hinunter.

Alle seine Bewegungen sind wie beim Faulthiere träg und langsam. Er geht blos des Nachts umher, und schläft den größten Theil des Tages über; wenigstens regt und bewegt er sich nicht. Er nährt sich vorzüglich von Früchten, frißt aber auch Eier; in der Gefangenschaft lebt er von gekochtem Reiß, kleinen Vögeln, oder Insekten, und braucht seine Pfoten, wie das Eichhörnchen. Er soll einen unangenehmen Geruch haben, und sein widriges Geschrei klingt wie Ai Ai.

Sir William Jones hat uns im 4 Bande der asiatischen Untersuchungen eine Beschreibung von diesem kleinen Thiere geliefert, wovon wir hier einen Auszug mittheilen wollen: dieser aufmerksame Beobachter hatte Gelegenheit, es in seinem Vaterlande, obschon bloß in seinem zahmen Zustande, zu beobachten.**)

*) Der Verfasser scheint diesen Maki in manchen Stücken mit dem ungeschwänzten Maki oder dem Loris zu verwechseln.

**) Sir William Jones aber nennt dies Thier Loris und beschreibt es ohne Schwanz: es wäre also nicht der träge,

„Sein Betragen war größtentheils artig und sanft, nur wenn es kalt war, schien es seine ganze Natur verändert zu haben. Der Schöpfer der Natur, der es gegen die Kälte so empfindlich machte, welcher es doch öfters auch in seinen vaterländischen Wäldern ausgesezt gewesen seyn muß, gab ihm wahrscheinlicher Weise in dieser Hinsicht den dicken Pelz, den man selten an Thieren in heißen Himmelsstrichen zu sehen bekommt. Gegen mich, der ich es nicht allein beständig fütterte, sondern auch wöchentlich zweimal in Wasser badete, das ich nach der Jahreszeit einrichtete, und den es deutlich von allen Andern unterschied, bewies es sich stets dankbar. Wenn ich es aber im Winter störte, so war es gewöhnlich unwillig, und schien mir wegen der unangenehmen Empfindungen, die es fühlte, Vorwürfe zu machen, ob ich gleich alle mögliche Vorsicht anwandte, es in einem gehörigen Grade von Wärme zu erhalten. Das Streicheln auf dem Kopfe oder am Halse behagte ihm sehr, und oft konnte ich seine äußerst scharfen Zähne anrühren; demohngeachtet aber blieb es immer sehr empfindlich, und wenn man es zur unrechten Zeit störte, so drükte es seine Unzufriedenheit durch ein dunkles Murren, wie die Eichhörnchen aus; war es sehr unzufrieden, so schrie es empfindlich, besonders war dies im Winter der Fall, wo es, so bald es häufig gestört wurde, so wüthend als ein wildes Thier wurde.

Eine halbe Stunde nach Sonnenaufgang bis eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang schlief es ununterbrochen, sondern der ungeschwänzte Maki, obschon seine Lebensart den trägen Maki zu verrathen scheint.

und hatte sich wie ein Igel zusammengerollt. So bald es aufwachte, fing es sich auch zu den Arbeiten seines annähernden Tages vorzubereiten an, indem es sich wie eine Katze lekte und putzte; dies konnte es wegen der Biegsamkeit seines Halses und seiner Gliedmaßen sehr leicht verrichten: hierauf war es zu einem leichten Frühstück bereit, worauf es gemeiniglich wieder ein kurzes Schläfchen machte; so bald aber die Sonne völlig untergegangen war, erhielt es alle seine Lebhaftigkeit wieder."

„Seine gewöhnliche Nahrung bestand in süßen asiatischen Früchten. Pisangfrüchte und Mangos fraß es beständig, so lange sie dauerten; zu Pfirschen aber hatte es keine Lust, so wie es auch keine Maulbeeren, ja selbst keine Guajavas liebte. Milch lekte es begierig, und es wollte sich nicht mit bloßem Wasser begnügen lassen. Im Ganzen war es nicht gefräßig, doch schien es niemals mit Grashüpfern zufrieden zu seyn, ob es schon, so lange die heiße Jahreszeit dauerte, ihnen die ganze Nacht über nachstellte; ließ sich ein Grashüpfer (gryllus,) oder ein anderes Insekt in seiner Nähe nieder, so glüheten seine Augen, die starr auf diese Beute geheftet waren, von einem ungewöhnlichen Feuer; und wenn es sich etwas zurück gezogen hatte, um mit desto größerer Gewalt auf seine Beute los springen zu können, so haschte es dieselbe mit seinen beiden Vorderpfoten, hielt sie aber bloß mit der Einen, und verzehrte sie mit der Andern. Wollte es etwas anders vornehmen, oder auch manchmal sein Futter halten, so bediente es sich aller seiner Pfoten ohne Unterschied wie Hände, und öfters faßte es mit der Einen den obern Theil seines Käfigs, während es mit den drei Andern unten auf dem

Boden desselben auf verschiedene Art beschäftigt war. Allein am meisten schien es ihm zu gefallen, wenn es sich mit allen Vieren an die obern Drähter anklammern konnte, so daß sein Körper nach unten zu gekehrt war. Abends stand es gewöhnlich etliche Minuten aufrecht, spielte mit den Fingern auf den Drähtern, und bewegte seinen Körper schnell von der einen Seite zur Andern, gleich als wenn es wüßte, daß ihm diese Art von Leibesbewegung in seinem unnatürlichen Zustande der Einsperrung dienlich sey."

„Kurz vor Tagesanbruch, wo ich es zu beobachten häufige Gelegenheit hatte, schien es meine Aufmerksamkeit vorzüglich zu verlangen. Wenn ich ihm einen Finger hinreichte, so lekte oder nagte es sehr sanft daran, fraß aber begierig die Frucht, die ich ihm hinhielt, ob es gleich selten zu seinem Frühstück viel verzehrte; wenn es Tag wurde und seine Nacht eingetreten war, verlohren seine Augen allen ihren Glanz und alle ihre Stärke, und es machte sich zu einem zehn bis eilfstündigen Schlummer bereit."

Herr Vosmaer (s. Buffon Histoire naturelle, edit. Sonnini XXXIII, Tom. p. 70.) hatte im Jahre 1768 Gelegenheit, auch ein solches Thier zu beobachten, und aus seinen Bemerkungen wollen wir dasjenige ausheben, was Sir Williams Jones nicht angemerkt hat. Vosmaer hielt diesen Maki ebenfalls in einem Käfig in seiner Stube, ob er schon einen unangenehmen Geruch hatte. Im Sommer erwachte er Abends um halb neun Uhr. Wenn er schlief, saß er allemal auf seinem Hintern ganz nahe am Gitter, und hatte den Kopf vorwärts zwischen den Vorderpfoten hängen, welche er an den Bauch drückte. Im Schlafe hielt er sich mit den beiden Hinterpfoten am Gitter

sehr fest, oft nahm er auch Eine von den Vorderpfoten dazu, woraus Vosmaer schließt, daß das Thier gewöhnlich auf Bäumen schläft, und sich an die Aeste fest hängt. Wenn es erwachte, war seine Bewegung äuserst langsam, und so blieb sie vom Anfange an bis ans Ende. Auch wenn es auf der Erde auf dem Heue kroch, so bewegte es sich immer mit derselben Langsamkeit, und daher hob es den Körper nicht hoch in die Höhe; die Entfernung zwischen seinem Bauche und der Erde betrug öfters kaum einen Zoll. Vergeblich schlug man mit einem Stocke nach ihm, es bewegte sich nicht schneller, und wenn man es zu derb schlug, so biß es in den Stock: hierin bestand seine ganze Vertheidigung.

So bald es gegen Abend erwachte, war das Erste, was es that, daß es fraß. Sein Urin hatte einen starken durchdringenden unangenehmen Geruch. Nach dem Berichte des Capitäns hatte es am Bord des Schiffes bloß sehr dicken gekochten Reiß gefressen; nie hatte man es aber trinken gesehen. Vosmaer warf ihm einen Lindenzweig mit seinen Blättern vor, allein es fraß nicht davon. Früchte als Birnen und Kirschen waren mehr nach seinem Geschmacke; vorzüglich gern fraß es trocken Brod und Zwiebak; so bald man diesen aber ins Wasser tauchte, rührte es ihn nicht an; wenn man ihm manchmal Wasser vorsezte, so beroch es dasselbe, trank aber nicht davon. Auf Eier war es aufferordentlich erpicht: wenn es fraß, bediente es sich seiner Vorderpfoten und Finger wie die Eichhörnchen. Da es Eier fraß, so glaubte Hr. Vosmaer, daß es auch Vögel fressen müsse, und dies war auch wirklich der Fall; als man ihm einen lebendigen Sperling hinhielt, so tödtete

es ihn erst auf einen Biß und fraß ihn dann sehr begierig ganz hinein. Da Vosmaer zu erfahren wünschte, ob es auch Insekten fresse, so warf er ihm einen lebendigen Maikäfer vor; diesen nahm es in die Pfote und verschlang ihn ganz. Oft hat es Vosmaer noch um zwei Uhr nach Mitternacht wach gesehen, allein um halb sieben Uhr Morgens fand er es allemal fest eingeschlafen, so daß man seinen Käfig reinigen konnte, ohne daß man es dadurch in seiner Ruhe störte. Wenn man es bei Tage durch gewaltiges Necken aufwekte, so war es unwillig und biß in den Stock; alles dies aber that es mit einer langsamen Bewegung und unter dem beständigen Geschrei Ai, ai, ai."

Im Jahre 1755 hatte d'Obsonville Gelegenheit, ein solches Thier von einem Indianer zu kaufen. Es war in seinen Bewegungen sehr langsam, und wenn es auch geschwind laufen wollte, so konnte es doch in einer Minute nicht weiter als höchstens vier Toisen weit kommen. Seine Stimme war eine Art von nicht unangenehmen Pfeiffen, und wenn man ihm seine Beute wegnehmen wollte, so schienen sich seine Mienen sogleich zu verändern, und es ließ mit zitternder Stimme einen scharfen Ton hören. Es war traurig, still und geduldig. Gemeiniglich schlief es den Tag über und hatte dabei den Kopf auf den Händen, und den Elbogen auf den Schenkeln gestüzt. Obschon seine Augen geschlossen waren, so war es doch mitten im Schlafe gegen alle äußern Eindrücke äusserst empfindlich, und pakte alles an, was ihm zu nahe kam. Das helle Sonnenlicht schien ihm sehr unangenehm zu seyn, gleichwohl merkte man nicht, daß sich seine Augäpfel zusammen zögen.

In den ersten Zeiten hatte man dies Thier an einen Strick gehängt, nachmals aber ließ man es frei herum laufen. Beim Annähern der Nacht rieb es sich die Augen, hierauf sah es sich nach allen Seiten aufmerksam um, und spazierte auf den Geräthschaften oder vielmehr Seilen, die d'Obsonville deshalb aufgezogen hatte, herum.

D'Obsonville nahm seine Wartung selbst über sich, und wurde anfänglich vier bis fünfmal gebissen, wenn er es störte oder aufhob, allein eine gelinde Züchtigung gewöhnte ihm bald diese Unart ab. Vorzüglich gern fraß es kleine Vögel und Insekten, und wenn es Eines von den Leztern bemerkte, so näherte es sich ihm mit einem verlängerten und vorsichtigen Schritte, gerade so wie jemand, der auf der Fußspitze herbei schleicht, um den Andern unvermerkt zu überraschen. War es etwann noch einen Fuß weit von seiner Beute entfernt, so machte es halt, richtete sich auf den Beinen in die Höhe, ging vorwärts, indem es allmälig seine Arme ausstrekte, hierauf fiel es plözlich über dieselbe her, pakte sie und tödtete sie mit ausserordentlicher Geschwindigkeit.

Dies kleine Thier, das d'Obsonville sehr zugethan war, kam durch einen Zufall um: wenn er ihm zu fressen gegeben hatte, liebkoſete er dasselbe. Zur Erkenntlichkeit faßte es ihn am Ende der Hand und drükte dasselbe an seine Brust, und hatte seine halboffenen Augen beständig auf die Augen seines Herrn gerichtet.

Zwei solche Thiere, die Thevenot in Ostindien sah, kamen von der Insel Ceylon. Sie konnten auf den Hinterfüßen stehen, umarmten einander öfters und sahen bestän-

dig nach der Menge von Zuschauern hin, die sie besuchten, ohne im geringsten darüber unruhig zu seyn.

Der ringelschwänzige Maki oder Makoko. (Loris Catta, Linn. Macoco, Buffon.)

Der Makoko ist ein artiges Thier, mit einer schönen Gesichtsbildung, von schöner schlanker Gestalt und glänzenden Haaren. Er zeichnet sich vorzüglich durch seine großen Augen, seine hohen Hinterbeine, die weit länger als die Vorderbeine sind, und durch seinen großen Schwanz aus, den er immer in die Höhe hält, beständig bewegt, und an dem gegen dreisig weiße und schwarze Ringe mit einander abwechseln, die man von einander sehr deutlich unterscheiden kann.

Dies Thier ist von Natur sanft, und ob es schon in vieler Hinsicht den Affen gleicht, so hat es doch nichts von ihrem bösartigen Charakter. Im Zustande der Freiheit lebt es in Gesellschaft, und auf Madagascar sieht man es in Heerden von dreisig bis vierzig beisammen. In der Gefangenschaft ist der Makoko bloß durch seine ungeheuer schnelle Bewegung beschwerlich; daher hängt man ihn gewöhnlich an Ketten, und ob er gleich sehr lebhaft und munter ist, so ist er doch weder boshaft noch wild; er wird so zahm, daß man ihn frei herum gehen lassen kann, ohne daß er davon läuft. Er kann besser und leichter springen als gehen. Er ist sehr still und läßt bloß ein abgebrochenes scharfes Geschrei hören, wenn man ihn etwann überfällt

oder aufbringt. Er schläft sitzend und hat keinen dickern Leib als eine Katze, allein derselbe ist länger. Er findet, wie die Affen, viel Geschmack an Frauenzimmern. Einige Beobachter wollen bemerkt haben, daß diese Thiere sich oft vor die Sonne hinstellen und sie zu bewundern oder sich über sie zu freuen scheinen. Sie sollen sich niedersetzen und die Hände ausstrecken, während sie ihre Augen nach diesem Gestirne gerichtet haben; dies sollen sie täglich mehrmals thun und damit ganze Stunden zubringen; sie wenden sich nach der Sonne hin, so wie sie in die Höhe steigt oder sich senkt. Sonnini versichert, daß er dies an einem Makoko zu Cayenne gesehen habe, der von den moluckischen Inseln auf einem Schiffe dahingekommen war. Vielleicht rührt dies auch davon her, daß dies Thier sehr frostig ist, und sich daher an der Sonne wärmen will. Büffon hatte mehrere Jahre lang in Bourgogne einen Makoko, der immer sehr nahe am Feuer saß und die Arme ausstrekte, um sie desto besser wärmen zu können.

Der wolligte Maki oder Mongos. (Loris Mangos, Linn. Mongous Buffon.)

Dieses Thier ist so groß, wie eine ansehnliche Hauskatze, und wohnt auf Madagaskar nnd auf einigen andern Inseln. Es schläft auf Bäumen, und braucht seinen Schwanz zum Schutze gegen den Regen. Seine Nahrung besteht in allerhand Früchten. In der Gefangenschaft hält

es sich sehr gut, wie dies selöst in Teutschland der Fall ist, und frißt Obst, Backwerk, Sallat, Rosinen, Brod und s. w. und bringt seine Speisen nicht, wie die Affen, mit den Vorderpfoten zum Maule, sondern hebt sie mit der Schnautze in die Höhe. Es ist sehr gutartig, zutraulich, einschmeichelnd und läßt sich leicht zähmen.

Büffon hatte mehrere Jahre lang einen Mongos, der gern an seinem Schwanze fraß, und auf diese Art die vier bis fünf äussersten Wirbelbeine weggefressen hatte. Er war ein sehr schmutziges und lästiges Thier. Man mußte ihn daher an die Kette legen, und wenn er davon los kam, so lief er in die Läden in der Nachbarschaft und suchte Früchte, Zucker und besonders Backwerk, wo er die Schachteln öf= nete, in denen sich dasselbe befand. Es kostete jedesmal viele Mühe, wenn man ihn wieder haschen wollte; er biß als= dann selbst diejenigen, die ihm am besten bekannt waren, ganz fürchterlich. Er grünzte fast beständig, aber leise; wenn er aber Langeweile hatte und man ihn allein ließ, so ließ er ein Quaken hören, das ganz dem Quaken der Frösche ähnlich war und das man sehr weit vernahm. Er lief den Katzen nach und büßte seine Lust mit ihnen, ohne sich aber jemals genau mit ihnen zu begatten und Junge zu zeugen. Er fürchtete sich vor der Kälte und Feuchtigkeit, und entfernte sich daher niemals vom Ofen und stand auf= recht, um sich zu wärmen. Im Jahre 1750 tödtete ihn der kalte Winter, ob er schon nicht vom Feuer weg gekom= men war. In seinen Bewegungen war er sehr ungestüm, und auf Augenblicke sehr muthwillig; indessen schlief er doch

oft bei Tage; sein Schlaf aber war bloß eiu leiser Schlummer, aus dem ihn das geringste Geräusch erweckte.

Das Fledermausgeschlecht.

Auf den ersten Anblick scheinen diese sonderbaren Thiere eine Art von Mittelgeschlecht zwischen den vierfüßigen Thieren und den Vögeln aus zu machen; allein sie können sich doch bloß vermittelst der florähnlichen Haut, die zwischen den Armen, den Fingern, den Beinen und Zehen ausgespannt ist, in die Höhe heben: durch diese Eigenschaft sind sie also zwar mit den Vögeln verwandt, nach ihrem innern und äussern Baue aber, gehören sie zu den vierfüßigen Thieren.

Ihre Bildung kann man nicht ohne Bewunderung ansehen; die Beine haben an den Enden lange und dünne Fortsätze, die durch eine sehr feine Haut mit einander verbunden sind, die das Thier, wegen ihrer dünnen Beschaffenheit, nach Belieben in zahllosen Falten zusammen legen kann, so daß sie einen kleinen Raum einnehmen, so bald es ruhet; hingegen lassen sie sich, wenn es fliegt, sehr weit ausdehnen.

Ob nun schon diese Haut die Fledermäuse in Stand sezt, in der Luft fort zu fliegen, wenn sie sich einmal von dem Boden in die Höhe gehoben haben, welches sie aber mit einiger Schwierigkeit thun, so sind doch alle ihre Bewegungen, wenn man diese mit dem Fluge der Vögel vergleicht, plump und ungeschickt. Wollen sie nicht herunter fallen, so müssen sie ihre Flughaut unaufhörlich bewegen

und also flattern. Beim Gehen erscheinen ihre Beine mit den Flügeln verwickelt, so daß sie ihren Körper kaum fortschleppen können. Wollen sie sich ausserdem noch fortbewegen, so haken sie sich mit ihrem gekrümmten Daumen an irgend einen Gegenstand an, und ziehen den Leib nach. Auf diese Weise klimmen sie an alten ungleichen Mauern, Felsen u. s. w. hinauf. Wollen sie ruhen, so lassen sie sich nicht leicht auf plattem Boden nieder, sondern halten sich vielmehr an irgend einem Gegenstande z. B. einer Mauer oder einem Felsen fest, an dem sie so lange hängen bleiben, bis sie wieder fliegen wollen.

In wüsten Gegenden bewohnen sie Felsenklüfte, Baumhöhlen, in Städten und Dörfern aber halten sie sich in Mauerlöchern, in Ritzen und Spalten der Gebäude u. s. w. auf. Die meiste Zeit ihres Daseyns verschlafen oder verschlummern sie: dies ist vorzüglich der Fall bei den Fledermäusen, die sich in unsern nördlichen Gegenden aufhalten. So bald es im Herbste kalt wird, ziehen sich diese in grösfern oder kleinern Schaaren, in die erwähnten Schlupfwinkel zurück, haken sich mit den Krallen der Hinterfüße an, so daß der Kopf nach der Erde herab hängt, und umhüllen sich so mit ihrer Flughaut, daß bloß die Spitze der Schnautze unbedeckt bleibt. In dieser Lage schlafen sie allmählig ein und erstarren so, daß wenn man sie anfühlt, sie eiskalt sind. Wann aber in gelinden Wintern manchmal ungewöhnlich warme Tage eintreten, dann erwachen sie aus ihrem Winterschlafe und fliegen umher; dies geschieht auch, wenn man sie in die Stube bringt und sie nicht etwann allzu plözlich der Wärme ausezt.

Ihre Nahrung besteht in Insekten, die in der Dämmerung herum fliegen, z. B. Mücken, Dämmerungsfaltern u. s. w. welche sie sehr geschickt im Fluge weg zu fangen wissen. So bald die Abenddämmerung eintritt, verlassen die Fledermäuse ihre Schlupfwinkel und fliegen herum. Man hört sie öfterer als man sie sieht. Ihre kurz abgebrochene Stimme ist ein helldurchdringendes, dem Laute der Spitzmaus ähnliches Pfeifen. Sie spielen in der Luft, jagen und haschen sich einander. So bald es aber ganz dunkel wird, kehren sie wieder in ihre Löcher zurück, weil nunmehr die Eulen, ihre gefährlichsten Feinde, zum Vorschein kommen.

Die Fledermäuse lieben die Wärme, und scheuen sich sehr vor der Kälte, vor rauher und regnichter Witterung; daher suchen sie Schornsteine auf und fliegen selbst im Sommer bei rauher Witterung nicht aus, sondern fasten lieber, welches sie sehr lange aushalten können.

Sie gebähren lebendige Junge, deren Anzahl sich aber jedesmal bloß auf Eins bis Zwei beläuft.

Die langöhrige Fledermaus. (Vespertilio auritus, Linn. Oreillar, Buffon.)

Die langöhrige Fledermaus ist bloß einen und dreiviertel Zoll lang, und die ausgespannten Flügel betragen sieben Zoll. Ihre Ohren sind über einen Zoll lang, sehr dünn und beinahe durchsichtig; in jedem Ohre befindet sich noch ein zweites Ohr oder eine Haut, die einem Ohre gleicht,

das so angebracht ist, daß es dem Gehörgange zur Klappe dient.

Dies ist eine von den gewöhnlichsten Arten unter den englischen Fledermäusen, so wie sie auch in Teutschland hin und wieder nicht selten ist. In den Sommer- und Herbst-Abenden fliegt sie nach Insekten herum; dann fängt man sie bisweilen, wenn man Klettenköpfe in die Höhe wirft und diese mit Mehl bestreuet. Die Fledermäuse, die nun diese entweder für eine Beute ansehen oder zufälliger Weise an sie stoßen, bleiben an den Stacheln hängen, fallen herab und werden auf diese Art gefangen.

Die langöhrigen Fledermäuse bringen, wie alle europäischen Arten, den Winter aus Mangel an Nahrung in einem Zustande der Erstarrung zu. Während dieser Zeit hören alle thierischen Verrichtungen so gänzlich auf, daß man fast keine Spur davon bemerkt. Die Thätigkeiten des Herzens und der Pulsadern gehen so träg und langsam vor sich, daß man kaum einen Pulsschlag fühlt, und wenn sie ja athmen, so wird man doch beinahe nichts davon gewahr. Die natürliche Wärme sinkt unter ihren gewöhnlichen Grad tief herab und die Verdauung hört gänzlich auf. Alle sichtbaren Absonderungen stehen stille und keine von den thierischen Verrichtungen scheint ihren Fortgang zu haben; bloß ein sehr unbedeutender Grad von Ernährung und eine Verwechselung einer alten mit einer neuen Materie in den Verwahrungszellen des Körpers ausgenommen: wann sie erstarren, ist der Leztere sehr fett, und wenn sie wieder erwachen, sehr mager; es scheint also, daß dies Oel in den Fetthäutchen der Zellgewebehaut nach und nach durch die Einsaugegefäße in eine langsame Circulation übergeht, um

die verhältnißmäßige Abnahme zu ersetzen, welche durch die mehr als zur Hälfte aufgehörte Thätigkeit der Scheidungsdrüsen verursacht wird. Diese Bemerkung läßt sich auf alle Thiere anwenden, die in einen Winterschlaf verfallen.

Die Fledermaus läßt sich wie die Maus, bis auf einen gewissen Grad zähmen. Herr White (s. dessen Naturgeschichte von Shelborne) erzählt, daß ihm eine zahme Fledermaus einstens vieles Vergnügen gemacht habe. „Wenn man ihr Fliegen hinhielt, so nahm sie Einem dieselben aus den Händen. Gab man ihr etwas zu fressen, so hielt sie die Flügel rund herum vor den Mund, ließ den Kopf hängen und verbarg ihn; wie die Raubvögel, wenn sie fressen. Die Geschicklichkeit, mit der sie den Fliegen die Flügel abschor, welche sie allemal wegwarf, war in der That merkwürdig. Insekten schienen ihre liebste Nahrung zu seyn; doch fraß sie auch rohes Fleisch, wenn man ihr dergleichen gab. Wenn ich mich mit diesem sonderbaren Thiere vergnügte, so sah ich mehrmals die gangbare Meinung, daß die Fledermäuse, wenn sie sich auf dem ebenen Boden befänden, nicht in die Höhe heben könnten, dadurch widerlegt, daß sie mit großer Leichtigkeit von der Erde aufflog. Sie lief mit mehr Schnelligkeit, als ich geglaubt hätte, allein ihr Laufen sah sehr lächerlich und sonderbar aus.“

Aus den Versuchen, die Spallanzani mit der langöhrigen Fledermaus, mit der Fledermaus mit der Hufeisennase und mit der Speckfledermaus angestellt hat, erhellt, daß diese Thiere noch einen eigenen sonderbaren Sinn besitzen: denn wenn man sie des Gesichtes beraubt, so wissen

sie doch noch eben so geschickt Hindernisse zu vermeiden, als wenn sie noch sehen könnten. Verbindet man ihnen die Augen oder sticht sie ihnen sogar heraus, so fliegen sie in einem dunkeln Zimmer herum, ohne irgend wo an eine Wand anzustoßen, und halten allemal an solchen Stellen, wo sie sich bequem niederlassen können, mit ihrem Fluge ein. Mitten in einer dunkeln Wasserleitung, die rechte Winkel machte, wußten sie ihren Flug, obschon in einer beträchtlichen Entfernung von den Mauern, allemal mit großer Behutsamkeit einzurichten. Hing man Baumzweige in einem Zimmer auf, so wichen sie ihnen allemal aus und flogen zwischen Fäden hindurch, die senkrecht von der Decke herab hingen, ob dieselben sich schon so nahe bei einander befanden, daß die Fledermäuse ihre Flügel anziehen mußten, wenn sie hindurch fliegen wollten.

Herr Jurin glaubt, daß der Sinn, der sie in Stand setzt, diese unbegreiflichen Dinge zu verrichten, seinen Sitz in den ausgedehnten Nasennerven habe; allein bei dieser und einigen andern Arten fehlt die Haut, in der dieselben sich endigen. Einige sind der Meinung, daß die Fähigkeit, Hindernissen im Finstern auszuweichen, hauptsächlich von ihren Ohren abhänge: denn wenn man den geblendeten Fledermäusen die Ohren verstopfte, so stießen sie allenthalben an und schienen nicht im geringsten zu bemerken, wo sie sich befanden.

Um dergleichen Versuche anzustellen, nahm man Mehrere von den langöhrigen Fledermäusen zusammen und bewahrte sie eine Woche lang in einer Kiste auf. Verschiedene Tage lang wollten sie durchaus nichts fressen. Den Tag über suchten sie sehr begierig die Finsterniß und Ein-

samkeit auf, und während sie sich in der Kiste befanden, regten und bewegten sie sich nicht, auch machten sie keinen Versuch heraus zu kommen, so lange es hell war: wenn man sie aber auf dem Teppich ausbreitete, so blieben sie gewöhnlich einige Minuten lang still sitzen; hierauf fingen sie sich umzusehen an und schlichen langsam nach einem dunkeln Winkel oder nach einer Spalte hin. Bei Sonnenuntergang aber veränderte sich die Scene gänzlich: alle suchten ihren Weg aus der Kiste heraus zu finden; man hörte ein beständiges Zwitschern und so bald ihr Gefängniß geöfnet wurde, so suchte jede zu entkommen und floh entweder sogleich fort oder lief schnell nach einem Orte hin, um fort zu fliegen.

Als man diese Fledermäuse fing, hatten einige Weibchen Junge, die ihnen an den Brüsten hingen, um zu saugen. Die Eine flog mit vollkommener Leichtigkeit fort, obschon zwei Kleine an ihr hingen, die doch beinahe eben so schwer als die Mutter selbst waren. Die Jungen hatten insgesammt keine Federn und sahen schwarz aus (Shaws General Zoology I Vol. S. 129.) Zu Ende des Aprils oder zu Anfang des May's erwacht der Geschlechtstrieb. Dann halten sich Männchen und Weibchen zusammen; das Leztere hängt sich irgendwo an einem Dachsparren oder an einem Ziegel an, schlägt die Flughaut und den Schwanz zurück und gestattet dem Männchen auf diese Weise Zugang. Nicht selten fallen beide vom Genusse der Liebe betäubt auf die Erde herab. Das Weibchen trägt ungefähr vier Wochen und bringt dann zwei Junge zur Welt.

Nach Linne's Beobachtung bauet das Weibchen kein Nest, sondern legt ihre Jungen in die erste beste Höhle oder

Spalte, die es findet. Es säugt dieselben einige Wochen lang, und wenn es Gefahr bemerkt, so trägt es sie an der Brust hängend von einem Orte zum Andern.

Die langöhrige Fledermaus hat ein zartes Leben: man darf sie bloß etwas derb anrühren, so fällt sie schon wie betäubt nieder und stirbt bei der geringsten Verletzung.

Der Vampyr. (Vespertilio vampyrus, Linn. Roussette. Buffon.)

Der Vampyr ist ungefähr einen Fuß lang, und wenn er die Flügel ausbreitet, so beträgt seine Größe fast vier Fuß. Es giebt aber noch größere: denn man hat Vampyrs gefunden, die sechs Fuß groß gewesen sind. Er hat im Allgemeinen eine dunkelröthliche braune Farbe. Sein Kopf ist wie ein Fuchskopf gestaltet; die Nase ist scharf und schwarz; die Zunge spitzig und am Ende mit scharfen Stacheln versehen. Die Ohren sind nakt, schwärzlich und spitzig und die Flügel kommen in Ansehung ihrer Farbe den Flügeln der gemeinen Fledermaus gleich.

Diese Thiere sind sehr weit verbreitet; man findet sie in verschiedenen Theilen von Ostindien und auf allen indischen Inseln, in Neuholland, auf den freundschaftlichen Inseln, in Neuschottland und in Südamerika.*)

*) Der Verfasser verwechselt durch diesen ganzen Artikel den Vampyr und den Blutsauger (vespertilio Spectrum) mit einander. Den Leztern findet man nirgends in der alten Welt, sondern bloß in Südamerika; man wird daher leicht dasjenige, was von dem Einen dieser Thiere gilt, von dem, was bloß auf das Andere Bezug hat, unterscheiden, so bald man seinen Aufenthaltsort bemerkt.

Sie fliegen von Sonnenuntergang bis zu Sonnenaufgang umher und halten sich bei Tage in hohlen Bäumen auf. Sie fressen kein Fleisch, sondern leben hauptsächlich von Früchten: von dem Safte der Palmbäume sind sie so große Liebhaber, daß sie sich so voll davon saufen, daß sie sinnlos zu Boden fallen. Wenn sie recht lustig sind, so streifen sie leicht über dem Wasser hin und tauchen auch öfters unter, um sich zu baden.

J. R. Forster und mehrere andere Reisende erzählen, daß sie gleich Bienen herum schwärmen und sich in großen Klumpen an einander hängen. Jener berühmte Reisende sagt, (s. dessen Bemerkungen auf einer Reise um die Welt S. 165) daß sie auf den freundschaftlichen Inseln zu Hunderten in Heerden beisammen wohnen, und einzeln sieht man sie den ganzen Tag herum fliegen. Er fand einen sehr großen Keulenbaum (casuarina equisetifolia), an dem über fünfhundert in verschiedenen Stellungen, bald an den Vorder- bald an den Hinterfüßen hingen. Sie halten sich gern am Wasser auf, um durch Baden das Ungeziefer los zu werden. Sie haben einen widrigen Geruch und beißen scharf, wenn man sie reizt oder böse macht; sonst aber sind sie harmlos.

Finch erzählt in seinen Reisen nach Ostindien, daß sie sich mit den Klauen an die Aeste der Bäume hängen und daß man sie in der Gegend von Surat in solchen ungeheuern Klumpen beisammen antrift, daß man darüber erstaunt. Sie machen ein abscheuliches Getöse und Geschrei, und es würde eine Wohlthat für das Land seyn, wenn man es von einer solchen Plage befreien könnte.

Auf einer kleinen philippinischen Insel traf sie Dampier in unglaublicher Menge an, sie waren so groß, daß keiner von seiner Gesellschaft mit ausgespannten Armen von der einen Flügelspitze bis zur Andern reichen konnte. Die Flügel sahen mausefarben aus, und an den Gelenken befanden sich scharfe gekrümmte Klauen. So bald Abends die Sonne untergegangen war, kamen sie zum Vorschein und flogen wie die Bienen in Schwärmen nach einer benachbarten Insel; man sah sie in unermeßlichen Schaaren dahin ziehen, bis man sie wegen der Finsterniß nicht mehr unterscheiden konnte; von Tagesanbruch an, bis zum Sonnenaufgange brachten sie die ganze Zeit damit zu, daß sie nach ihrem ersten Aufenthaltsorte zurück kehrten. Diese Reise machten sie alle Tage, so lange das Schiff vor dieser Insel liegen blieb.

Zu Rose Hill bei Port Jackson in Neuholland, sollen sie so zahlreich seyn, daß man innerhalb einer englischen Meile mehr als zwanzig tausend zu sehen bekam.

Einige, die man in Neuholland lebendig gefangen hatte, fraßen fast sogleich darauf gekochten Reiß und anderes Futter aus der Hand, und in wenig Tagen waren sie so kirr, als wenn sie ganz im Hause aufgewachsen wären. Der Gouverneur Philipps hatte ein Weibchen, das sich einen ganzen Tag lang mit einem Beine fest hing, ohne seine Stelle zu vreändern, und in dieser hängenden Stellung, wo es seine Brust artig mit Einem seiner Flügel bedeckt hatte, fraß es alles, was man ihm gab und leckte es, wie eine Katze aus der Hand.

Linne' hat dieser Fledermaus den Namen Vampyr gegeben, weil er sie für die Art hielt, die den Menschen

während des Schlafes das Blut aussaugt; allein es ist wahrscheinlich, daß dieser Blutdurst nicht bloß auf diese einzige Art eingeschränkt, sondern daß er den meisten Arten dieses Geschlechts eigen ist.

Man erzählt, daß die Fledermäuse auf Java selten jemand verschonen, der mit seinen Beinen oder Händen bloß liegt, wo sie also an ihn kommen können. Manche sind auf diese Art aus einem tiefen Schlafe beinahe in die Ewigkeit übergegangen. Diese Fledermaus ist ein so geschickter Aderlasser, daß sie mit ihrer spitzigen Zunge in eine Ader hinein dringt, ohne daß man etwas davon merkt, und so lange Blut saugt, bis sie gesättigt ist. Die ganze Zeit über fächelt sie mit ihren Flügeln und kühlt die Luft in diesem heißen Klima so angenehm ab, daß der Schlafende in einen noch tiefern Schlaf sinkt.

Diese Thiere (so heißt es in der Beschreibung und Geschichte der Hauptstadt in dem holländischen Ostindien, Batavia, im 4 Theil. S. 177) sind sehr verwegen und kommen des Nachts, wenn man die Fenster offen läßt, in die Häuser, um die Schlafenden in die Füße zu beißen und ihnen das Blut auszusaugen, welches aber keine gefährlichen Folgen hat, weil ihr Biß nicht giftig ist.

In Gujana in Südamerika sind diese Fledermäuse sehr zahlreich, und wissen (wie Bancroft in seiner Naturgeschichte von diesem Lande teutsch Uebers. S. 87 sagt) sehr geschickt das Blut auszusaugen. Die meisten Einwohner, sowohl Europäer als Eingeborne, schlafen in dieser Gegend in Haugematten, um gegen die Schlangen und anderes giftiges Ungeziefer gesichert zu seyn; allein ihre Füße sind eben deshalb diesen Thieren desto mehr bloß ge-

stellt; denn dieselben wissen mit großer Geschicklichkeit und ganz unvermerkt die Adern zu öfnen, und saugen so lange Blut, bis sie gesättigt sind. Es ist daher nichts ungewöhnliches, daß sich Leute beim Aufwachen ganz entkräftet fühlen und sich mit Blut beschmuzt sehen.

Condamine (s. dessen Reise nach Südamerika) und Bancroft versichern, daß sie ihre Blutgier nicht bloß auf Menschen beschränken, sondern auch die Thiere überfallen und ihnen das Blut aussaugen. Jener erzählt, daß sie bei seinem Aufenthalte in Südamerika in gewissen Bezirken alles große Vieh, das die Missionarien daselbst eingeführt, getödtet hätten.

Nach Berkel's Erzählung (s. dessen Reisen nach Rio de Berbice und Surinam) nähern sich diese Thiere des Nachts dem Menschen im Schlafe, und wenn sie einen Fuß entblößt finden, so thun sie einen Biß, worauf sie wegfliegen und Acht geben, ob der Mensch darüber erwacht; ist dies nicht der Fall, so kommen sie wieder und saugen sich dick voll Blut. Ueberfallen jemand mehrere auf einmal, so kann er wirklich getödtet werden. Noch gefährlicher aber sind sie dem Rindvieh, den Schaafen, Schweinen und dem Geflügel. Auf diese Thiere setzen sie sich des Nachts auf der Weide und zapfen ihnen so viel Blut ab, daß sie davon sterben müssen. Junge Tauben findet man oft durch sie getödtet, und häufig beißen sie in Surinam den Schweinen die Säugwarzen weg. Daher sterben viele dieser Thiere und die Anzahl der Schweine ist daselbst sehr gering.

Der Capitän Stedman, (s. dessen Nachrichten von Surinam) wurde bei seinem Aufenthalte in diesem Lande

einstmals im Schlafe von einem dieser Thiere angefallen, und da seine Nachricht davon nicht uninteressant ist, so wollen wir ihn selbst sprechen lassen: „ich erwachte morgens gegen vier Uhr in meiner Hängematte, und da ich sah, daß ich in geronnem Blute schwamm und doch keine Schmerzen empfand, so war ich darüber sehr beunruhigt. Ich fuhr in die Höhe und klingelte nach einem Wundarzte: jedoch sah ich bald, daß mich ein Vampyr gebissen hatte. Diese Thiere lassen sich gemeiniglich zu den Füßen der Person nieder, die sie angreifen wollen, und fächeln sie mit ihren ungeheuern Flügeln: dieses Fächeln verursacht eine angenehme Kühlung, und alsdann beißen sie ein Stück aus der Spitze der großen Zehe heraus. Ob nun gleich die Wunde so klein ist, daß man kaum einen Nadelkopf in ihre Oefnung stecken kann und daher nicht schmerzt, so saugt der Vampyr doch durch sie das Blut heraus, und fährt damit so lange fort, bis er sich erbrechen muß. Hierauf fängt er wieder von neuem an und fährt mit dem Saugen und Erbrechen so lange fort, bis er kaum mehr die Flucht zu ergreifen im Stande ist. Man weiß, daß Leute auf diese Art ihr Leben verlohren haben.“

„Das Rindvieh beißen sie gemeiniglich in die Ohren, jedoch aber allemal an solchen Stellen, wo das Blut von freiem Stücken fließt. Ich legte Tabaksasche als das beste Mittel auf meine Wunde, und als ich mich und meine Hängematte vom geronnenen Blute reinigte, bemerkte ich mehrere kleine Haufen solchen Blutes auf der Stelle, wo ich gelegen hatte; der Wundarzt sagte mir, daß ich in der Nacht wenigstens zwölf bis funfzehn Unzen Blut verlohren hätte.“

Diese Thiere haben einen stärkern und üblern Geruch als die Füchse, und doch essen sie die Indianer und halten ihr Fleisch für einen Leckerbissen. In gewissen Jahreszeiten werden sie ausserordentlich fett, und dann sollen sie eine herrliche Speise seyn. Selbst die Franzosen, die sich auf der Insel Bourbon aufhalten, geben sie für ein herrliches Gericht aus.

Auf Neuschottland brauchen die Eingebornen die Haare dieser Fledermäuse zu Seilen und zu den Quasten ihrer Keulen, indem sie Fäden von Cyperus squarrosus darunter mischen.

Das Faulthiergeschlecht.

Bisher sind bloß drei Arten von diesem Geschlechte bekannt, worunter zwei hauptsächlich in Südamerika gefunden werden. In seinen Bewegungen ist dieses Thier ausserordentlich langsam; dies rührt aber weder von wirklicher Faulheit, noch vom Mangel an Lust zu Anstrengungen, sondern vielmehr von seiner Unfähigkeit zu raschen und schnellen Bewegungen her. Sein ganzer Gliederbau verräth Plumpheit, und sein Blick Dummheit und Gefühllosigkeit. Sein Gang, der auf Vieren geschieht, ist äusserst langsam, und mit Mühe klettert es auf Bäume, von deren Laub und Früchten es sich ernährt. Seine Füße haben starke gekrümmte Klauen, um auf die Bäume klettern zu können.

Das dreizehige Faulthier. Bradypus Tridactylus. Linn. Ai. Buffon.

Dieses Thier hält sich in den heißern Gegenden von Südamerika z. B. in Guiana, Brasilien u. s. w. auf, und ist das langsamste unter allen bekannten Thieren. Zu der geringsten Bewegung muß es seine Kräfte sehr stark anstrengen und dennoch kommt es den ganzen Tag nicht über eine englische Viertelmeile weit. Es lebt meistens auf Bäumen, jedoch hält es sich auch unten auf der Erde auf. Wenn es die Bäume hinan klimmen will, so muß es alle seine Kräfte aufbieten, und hat es einen Fruchtbaum erstiegen, so bricht es alle Früchte ab, läßt sie hinunter fallen, und stürzt sich in einen Klumpen gerollt selbst auf die Erde hinab, wo es so lange liegen bleibt, bis es die herabgeworfenen Früchte aufgezehrt hat; ja selbst dann bleibt es noch lange liegen, weil es sehr lange Hunger ertragen kann.

Ulloa erzählt, daß ein Faulthier, das sich mit den Beinen in einem Schlagbaume gefangen hatte und auf diese Art herab hing, vierzig Tage lang ohne alle Nahrung gelebt und bloß getrunken und geschlafen hätte. Allein nach Blumenbachs Behauptung soll dies Thier gar nicht trinken.

Nach Kirchers Erzählung, der seine Nachrichten hauptsächlich von einem Provinzial der Jesuiten in Amerika erhalten hat, bewegt es sich so langsam, daß es in vierzehn Tagen kaum so weit kommt, als ein Bogenschuß reicht, ob es gleich beständig in Bewegung ist. Es braucht zwei Tage, ehe es auf einen Baum hinauf kommt, und eben

so viele Zeit muß es haben, ehe es wieder auf der Erde anlangt. Die Natur hat es auf eine doppelte Art gegen seine Feinde gesichert: 1) besizt eine solche Stärke in seinen Füßen, daß es dasjenige, was es einmal gefaßt hat, so fest hält, daß es sich nicht losmachen, sondern vor Hunger umkommen muß: 2) hat es ein so elendes und jämmerliches Ansehn, daß es niemand ohne Mitleiden ansehen kann, wenn es seinen Blick auf ihn gerichtet hat; ja es vergießt sogar Thränen und nicht leicht wird jemand so gefühllos seyn, einem solchen hülflosen und elenden Thiere etwas zu Leide zu thun.

Der Provinzial hatte ein solches Faulthier mit ins Jesuitercollegium nach Carthagena genommen, um einen Versuch damit anzustellen. Man hielt demselben eine lange Stange unter die Füße, welche es fest anfaßte und nicht wieder fahren lies. Man hing alsdann das Thier so auf, indem man die Stange zwischen zwei Balken legte; hier blieb es vierzig Tage lang ohne alle Nahrung hängen, und hatte seine Augen beständig auf diejenigen gerichtet, die es besuchten und die es nicht ohne das innigste Mitleid ansehen konnten. Endlich nahm man es herunter und hezte einen Hund auf dasselbe. Allein das Faulthier ergriff ihn mit den Klauen und hielt ihn vier Tage lang fest, bis er vor Hunger starb. Der Tiger kann sich nicht aus seinen Klauen befreien, wenn es ihm dieselben einmal in den Leib geschlagen hat.

Es hat ein äusserst zähes Leben und seine Unempfindlichkeit übertrift beinahe jede Vorstellung. Man mag es noch so stark schlagen, es geht doch nicht schneller als gewöhnlich, oft rührt es sich nicht einmal dabei; ja man hat

es sogar entzwei geschnitten und ihm lebendig die Eingeweide und das Herz herausgenommen, ohne daß es ein besonderes Zeichen des Schmerzes von sich gegeben hätte. Es lebte vielmehr noch eine Zeit lang in diesem Zustande fort. Bancroft hingegen erzählt, (s. dessen Naturgeschichte von Guiana S. 88) daß das Faulthier ein höchst jämmerliches Geschrei und die kläglichsten Geberden mache, wenn man es durch Schläge zwingen wolle sich zu bewegen. Nach ihm ist es nicht im Stande, in einem Tage über vierzig bis funfzig Schritte weit fort zu kommen.

Jede Bewegung dieses Thieres ist mit einem kläglichen und wehmüthigen Tone begleitet, welcher auf die in seinem Vaterlande befindlichen Raubthiere einen solchen Eindruck machen soll, daß sie die Gegend verlassen, wenn sie ihn hören. Dieser unangenehme Ton klingt wie Ai, ai!

Wenn es auf einen Baum steigen will, so strekt es langsam Eines von seinen Vorderbeinen und zwar so weit aus, als es an demselben hinauf reichen kann. Auf diese Art hält es sich mit seinen langen Klauen fest, hebt dann den Körper sehr schwerfällig und langsam nach, sezt die andere Klaue an und fährt auf diese Weise hinauf zu klimmen fort. Wenn es einmal auf einem Baume ist, so soll es ihn nicht eher wieder verlassen, bis es alles Laub und alle Knospen abgefressen hat. Bisweilen hängt es sich mit seinen Klauen an einen Baumzweig an, den es durchaus nicht fahren läßt, ob man ihn schon abhauet; es fällt lieber mit ihm herab, ehe es ihn los läßt.

Jemand von der Expedition unter Woodes Rogers fing ein Faulthier und brachte dasselbe mit an Bord des Einen von den Schiffen, wo man es unten auf den

Besammast that. Es kletterte nach dem Mastkorbe hinauf, und brachte damit zwei Stunden zu, wozu ein Affe keine halbe Minute gebraucht hätte. Es rückte so langsam und mit einem solchen gleichen Schritte fort, als ob alle seine Bewegungen durch eine Maschine geleitet würden.

Des Nachts sind sie immer noch am thätigsten, und lassen während dieser Zeit ihr klägliches Geschrei hören. Als die Spanier zum erstenmal in Amerika landeten und diesen ungewöhnlichen Lärm hören, glaubten sie sich in der Nähe einer Nation zu befinden, die eine Kenntniß von unserer Musik hätte.

Wenn man ein Faulthier im Hause hat, so bleibt es niemals unten auf dem Boden, sondern klimmt allemal an einer Pfoste oder Thüre hinan, um da aus zu ruhen. Hält man ihm einen Stock hin, wenn es sich auf der Erde befindet, so klammert es sich daran fest und steigt bis an die Spitze hinauf, wo es sich fest hält; denn es bleibt nicht gern unten auf der Erde.

Das Weibchen bringt ein Junges zur Welt, das es öfters auf den Rücken trägt.

Der große Ameisenfresser. Myrmecophaga jubata. Linn. Tamanoir. Buffon.

Dieses Thier ist in Südamerika zu Hause und geht so langsam, daß es ein Mensch bald erhaschen kann. Seine langen Klauen sind ihm beim Gehen hinderlich, allein ob

es gleich nicht schnell fort laufen kann, so besizt es doch eine große Geschicklichkeit im schnellen Besteigen der Bäume. Es hat keine Zähne und weicht gemeiniglich gern jedem Kampfe aus, allein wenn es angegriffen wird, und seine Leidenschaften in Bewegung gesezt werden, so ist es ein wüthender und gefährlicher Gegner. Selbst die stärksten amerikanischen Raubthiere müssen alsdann mit Schanden abziehen oder ihr Leben aufopfern: denn es vertheidigt sich so muthig mit seinen furchtbaren Klauen, und schlägt sie öfters so tief in den Leib seines Gegners, daß es sie nicht wieder heraus ziehen kann. Beide setzen alsdann den Kampf hartnäckig so lange fort, bis alle beide todt niederfallen: denn man erzählt, daß in Amerika nicht selten ein Ameisenfresser mit einem Raubthiere auf diese Art vereinigt todt gefunden werde.

Dies Thier lebt von Ameisen, welche es auf folgende Art fängt: wenn es zu einem Ameisenhügel kommt, so scharrt es ihn mit seinen langen Klauen tief auf und stekt dann seine gegen zwanzig Zoll lange Zunge hinein, welche genau einem Wurme gleicht, und da nun diese mit einer klebrigen Materie überzogen ist, so bleiben die Ameisen in großer Menge daran hängen. Hierauf zieht es sie in den Mund zurück und verschlingt auf diese Art tausende von Ameisen lebendig. Es klettert auch auf die Bäume, um Holzläuse und wilden Honig zu suchen; ist es aber in seinem Suchen nicht glücklich, so kann es auch eine beträchtliche Zeit ohne die geringste Unbequemlichkeit hungern. Mit ziemlicher Leichtigkeit schwimmt es über große Flüsse, wo es seinen Schwanz, der einem Pferdeschweife gleicht, auf den Rücken nimmt.

Diese Art von Ameisenfresser soll sich auch zähmen lassen, und in diesem Zustande Brodkrümelchen und kleine Stücke Fleisch fressen. Das Weibchen bringt ein Junges zur Welt, welches aber in vier Jahren erst zu seiner völligen Reife gelangt.

Sein Fleisch hat zwar einen starken unangenehmen Geruch, demungeachtet aber wird es von den amerikanischen Indianern häufig gegessen.

Der Armadil oder das Gürtelthier.

Dasypus tricinctus. Linn. Tatou. Buffon.

Das Thiergeschlecht, zu dem der Armadil mit drei Gürteln gehört, hat weder Vorder- noch Eckzähne, der Kopf und der Leib sind oben mit einem hornartigen sehr festen Schild bedeckt, und der Schwanz ist gänzlich davon umgeben. Die Seiten des Kopfes, die Ohren, die Kehle, die Brust, der Bauch und die Beine sind auf allen Seiten unbepanzert und bloß mit einigen Haaren versehen.

Der Armadil lebt in Brasilien und ist ein harmloses Geschöpf. Wenn er in Gefahr ist, so rollt er sich wie ein Igel zusammen, zieht seinen Kopf unter das Schild und läßt weiter nichts als die Nase sehen; die Füße verbirgt er unter den Leib und so vereinigt er die beiden Enden mit einander, während der Schwanz ein Vereinigungsband bildet, welches seiner Lage eine große Festigkeit verleiht. In dieser Stellung hat er einige Aehnlichkeit mit einer großen Kugel, die an den Seiten platt ist; er bleibt

so lange in diese Lage liegen, die ihn gegen jeden Angriff schüzt, bis die Gefahr vorüber ist; oft behält er diese zusammengerollte Stellung auch lange nachher noch bei. Wenn er sich an einem Abhange befindet, so rollt er sich bisweilen hinab und soll gemeiniglich unbeschädigt hinunter kommen. Finden ihn die Indianer so zusammengerollt, so legen sie ihn ans Feuer, wenn sie dergleichen bei der Hand haben und die Hitze zwingt das arme Thier gar bald, sich auf zu rollen und andern Qualen preiß zu geben.

Diese Thiere wühlen wie die Schweine in die Erde, um Wurzeln auf zu suchen. Sie leben in Gruben, die sie in die Erde machen und die sie selten anders als in der Nacht verlassen. Man sieht in Guiana solche Höhlen in großer Menge auf allen Sandhügeln, die von der See etwas entfernt liegen.

Die Indianer jagen den Armadil mit kleinen Hunden, die sie ausdrücklich dazu abrichten. Wird das Thier unversehens überfallen, so läuft es gemeiniglich in seine Höhle; ist aber diese nicht in der Nähe, so sucht es sehr schnell eine Neue zu machen, da es an den Vorderbeinen starke Klauen hat, mit denen es sich so fest an den Boden anhält, daß wenn man es während des Grabens beim Schwanze faßt, es einen solchen starken Widerstand leistet, daß man den Schwanz bisweilen in der Hand behält. Damit dies aber nicht geschieht, nimmt der Jäger seine Zuflucht zu einem Kunstgriffe; er kitzelt es mit seinem Stocke, worauf es losläßt und lebendig gefangen wird. Durch Wasser oder Rauch kann man es leicht aus seinem Loch heraus bringen.

Sie sind jährlich drei bis viermal trächtig und bringen jedesmal mehrere Junge zur Welt. Ihr Fleisch hat, wie Bancroft (s. dessen Naturgeschichte von Guiana S. 87) behauptet, wenn es noch jung ist, einen sehr guten Geschmack: ist es aber alt, so schmekt es ranzicht und bisamartig, weshalb es den Europäern zuwider ist. Die Eingebornen hingegen essen es alsdann mit desto größerm Appetit.

Das einhornige Nashorn, Rhinoceros vnicornis Linn. oder das asiatische Nashorn. Rhi. asiaticus. Rhinoceros. Buffon.

Das asiatische Nashorn unterscheidet sich von dem afrikanischen nicht bloß durch das einfache Horn, das vorn auf der Nasenspitze steht, und bisweilen viertehalb Fuß lang ist, sondern auch durch die Schneide- oder Vorderzähne in jeder Kinnlade. An Größe übertrift dies Thier auf dem festen Lande bloß der Elephant, und an Stärke und Kraft steht es keinem andern Thiere nach. Das Horn hat unten an der Basis achtzehn Zoll im Umfange, und mit demselben vertheidigt es sich gegen die Angriffe aller andern wilden Thiere. Der Tiger greift lieber den Elephanten als das Nashorn an, weil er besorgen muß, daß es ihm die Eingeweide aus dem Leibe reißt. „Mit diesem Horn, sagt Martial, hebt es einen Stier, wie einen Fangeball in die Höhe.“ Pennant führt einen Engländer an, dem ein Nashorn in Ostindien den Bauch aufgerissen

hatte. Glücklicher Weise war die Verletzung nicht tödtlich und der Verwundete wurde wieder hergestellt.

Den Leib und die Glieder des Nashorn schüzt eine solche harte Haut, daß nirgends eine Waffe, ausser am Bauche, hindurch dringen kann (dies scheint aber nach dem, was Levaillant von dem afrikanischen Nashorn erzählt, nicht richtig zu seyn.) Will man daher ein völlig ausgewachsenes und schon bejahrtes Nashorn schießen, so soll man von eisernen Kugeln Gebrauch machen müssen, indem sich die bleiernen auf der Haut umlegen und platt werden.

Die Oberlippe scheint bei diesem Thiere die nämliche Stelle, wie der Rüssel beim Elephanten, zu vertreten. Es strekt sie in Form einer länglichen Spitze über die Unterlippe hinaus, und da sie ausserordentlich biegsam ist, so reißt es die Sprößlinge der Pflanzengewächse u. s. w. damit ab und führt sie nach dem Munde.

Das Nashorn ist insgemein ein ruhiges und friedliches Geschöpf und thut niemand etwas zu Leide, wer ihm aus dem Wege geht; allein wenn man es angreift oder erzürnt, so wird es gewaltig wüthend und gefährlich; ja es ist sogar bisweilen Anfällen von Wuth ausgesezt, welche es nicht zu unterdrücken vermag. Diejenigen, die der König von Portugal, Emanuel, im Jahr 1513 dem Papste schickte, zerstörten das Schiff, auf dem sie transportirt wurden.

Im Jahr 1743 machte der D. Parsons einen Aufsatz bekannt, in dem er eine sehr umständliche Nachricht von dem Nashorn mittheilte, das aus Bengalen nach Europa gekommen war *) Es war erst zwei Jahr alt, und

*) Im Jahr 1684 brachte man das Erste nach England.

seine Unterhalts- und Reisekosten beliefen sich beinahe auf 6000 Thlr. Es fraß jeden Tag und zwar auf drei Mahlzeiten, sieben Pfund Reiß, unter welche drei Pfund Zucker gemischt waren; ausser dem bekam es noch Heu und grüne Pflanzen; auch trank es eine große Menge Wasser. Es war von Natur sehr friedfertig und man konnte es an allen Theilen anrühren und befühlen. War es aber hungrig oder wurde es von jemand geschlagen, so wurde es böse und man konnte es bloß durch Futter wieder besänftigen. Es war damals nicht größer als eine Kalbe.

Im Jahre 1748 zeigte man zu Paris ein Nashorn, das von Atchem im Gebiete des Königs von Ava gekommen war. Es war sehr zahm, sanft und selbst liebkosend, und lebte vorzüglich von Heu und Getraide. Hauptsächlich aber liebte es scharfe und stachelige Pflanzen und dornige Baumzweige. Die Wärter gaben ihm öfters Aeste, an denen sich sehr scharfe und starke Dornen befanden, die es aber im Munde so zermalmte, daß sie ihm nicht die geringste Unannehmlichkeit zu verursachen schienen. Es ist zwar wahr, daß bisweilen der Mund und die Zunge bluteten, allein, sagt der Pater Lecomte, der uns diese Beschreibung liefert, dies mochte die Speise um so schmackhafter machen, und die geringen Wunden mochten bei diesem Nashorn bloß eine ähnliche Empfindung verursachen, dergleichen auf unsern Zungen das Salz, der Pfeffer oder der Senf erregt.

Es hat ein kurzes, blödes Gesicht, aber ein feines Gehör und einen scharfen Geruch. Mit einer tiefen und langangestrengten Aufmerksamkeit horcht es auf jede Art von Geräusch und ob es schon frißt, liegt oder ein anderes

dringendes Bedürfniß der Natur verrichtet, so hebt es doch den Kopf in die Höhe und horcht so lange, bis das Geräusch aufhört.

Es lebt einsam in den dicken und schattenreichen Wäldern von Bengalen, Siam, Cochinchina, in den südlichen Provinzen des chinesischen Reiches, auf Java und Sumatra und hält sich in der Nachbarschaft von Flüssen und Sümpfen auf, in denen es sich gern herumwälzt.

Das Nashorn soll mit großer Schnelligkeit laufen, und wegen seiner Stärke und undurchdringlichen Haut kann es mit unwiderstehlicher Gewalt durch die Wälder hindurchbrechen und jedes Hinderniß besiegen; im Vorbeigehn biegt es die kleinen Bäume wie Zweige um. In seiner Lebensart hat es im Ganzen viel Aehnliches mit dem Elephanten.

Bisweilen machen die Asiaten Nashorne zahm und nehmen sie mit in die Schlacht, um unter ihren Feinden Schrecken zu verbreiten, allein sie sind im Ganzen so unlenksam, daß sie mehr Unheil anrichten als Vortheil bringen, und es nichts ungewöhnliches ist, daß sie sich in der Wuth selbst gegen ihre Herren kehren.

In Siam muß man die Ochsen und anderes Lastvieh sehr wohl verwahren, um sie gegen das Nashorn zu schüzzen, das ihnen sehr nachstellt.

Christoph Borri (s. dessen Beschreibung von Cochinchina) wohnte einer Nashornjagd bei, welche der Statthalter von Nuncmon in der Provinz Palucambi in einem benachbarten Walde mit mehr als hundert Personen anstellte. Als das Nashorn aufgejagt war, ging es ohne einige anscheinende Furcht vor der Menge der Menschen

auf seine Feinde los, und als diese bei seiner Annäherung links und rechts aus einander prallten, so lief es ganz durch die von ihnen gebildete Linie, an deren Ende es auf den Statthalter stieß, der auf einem Elephanten saß. Das Nashorn fiel sogleich über den Elephanten her und suchte ihn mit seinem Horne zu verwunden, da hingegen der Elephant alle seine Kräfte aufbot, dasselbe mit seinem Rüssel zu fassen. Endlich nahm der Statthalter die Gelegenheit wahr, wo er dem Nashorn an der einzigen Stelle, die verwundbar ist, mit seinem Pfeile Eines versetzen konnte, wodurch er demselben den Leib durchbohrte. Hierauf fiel sogleich alles über das Nashorn mit großem Freudengeschrei her, warf es auf einen Scheiterhaufen und stekte diesen sogleich in Flammen. Als die Schuppen weg gebrannt und das Fleisch gebraten war, schnitt man das Leztere in Stükken und aß es auf der Stelle. Das Herz, das Gehirn und die Leber wurden als Leckerbissen für den Statthalter angerichtet.

In Ostindien ißt man das Fleisch des Nashorns; die Haut, die Zähne, die Hufe, Hörner, ja selbst der Unrath werden als Arzneimittel gebraucht. Wenn man das Horn in der Mitte von einander schneidet, so soll es auf jeder Seite die grobgearbeitete Figur eines Menschen darstellen.

Mehrere indische Fürsten trinken aus den Bechern, die sie sich aus diesem Horn machen lassen, weil sie glauben, daß wenn das Getränk vergiftet sey, dasselbe in eine so heftige Gährung gerathe, daß es gänzlich aus dem Becher herauslaufe. Die Becher von den Hörnern der jungen Rhinocerosse schäzt man am meisten. Als sich der Professor Thunberg am Cap der guten Hofnung aufhielt, stellte

er verschiedene Versuche mit diesen Hörnern, sowohl mit solchen die man zu Bechern verarbeitet, als auch mit denen an, die man noch nicht zu diesem Zwecke gebraucht hatte; er hatte Hörner von alten und jungen Nashörnern gewählt, that verschiedene Arten von Gift sowohl in kleinen als in großen Portionen hinein, allein er konnte nicht die geringste Bewegung oder Gährung bemerken: wenn er aber eine Auflösung von ätzendem Sublimat in Eines that, so entstanden wirklich einige Blasen, die von der in den Poren des Horns eingeschlossenen Luft herrührten, welche sich nunmehro daraus entwickelte. Nach dem Martial brauchten die römischen modischen Damen diese Hörner, um ihre Riech- und Oelfläschchen hinein zu thun. Die Japaner machen Schilde daraus.

Das Weibchen bringt bloß ein Junges zur Welt.

Das afrikanische (Rhinoceros Africanus) oder zweihörnige Nashorn, Rhinoceros bicornis. Linn.

Als eigenthümlichen Charakter des afrikanischen Naßhorn giebt Blumenbach den Mangel der Vorder- oder Schneidezähne an. Es bewohnt Afrika, besonders den südlichen Theil desselben. Ehemals hielt es sich auch am Cap der guten Hofnung auf, allein es hat sich weiter nach dem Innern des Landes zurück gezogen, seitdem sich holländische Colonisten daselbst verbreitet und das Land in Besitz genommen haben. Es hat, wie Barrow behauptet, durchaus zwei Hörner, und seine Größe ist nicht immer

gleich. Das Kleinste von denen, die Sparrmanns Gefährten erlegten, war von der Schnautze bis zum Anfange des Schwanzes 11½ Fuß lang, 7 Fuß hoch und in der Mitte des Leibes zwölf Fuß vom Umfange. Das eine Horn ist kleiner, als das Andere, und nach Schaws. Versicherung sollen diese Hörner locker seyn, so bald das Thier ruhig ist; wird es hingegen wüthend, so sind sie fest und unbeweglich.

Levaillant (s. dessen Reisen teutsch Ueb. 2r Band S. 112) traf auf seiner Reise im Innern von Afrika zwei solche Nashörner beisammen an, wovon das Eine viel grösser als das Andere war. Er hielt sie daher für das Männchen und das Weibchen. Sie standen unbeweglich neben einander, hielten die Nasen in den Wind und zeigten ihm den Rücken. Diese Thiere stellen sich, wenn sie still stehen, immer gegen den Wind, um durch den Geruch zu erfahren, ob sie Feinde zu befürchten haben. Nur von Zeit zu Zeit drehen sie den Kopf herum, um hinter sich zu sehen und so auf allen Seiten für ihre Sicherheit zu sorgen; doch dauert dies Umdrehen mit dem Kopfe allemal bloß einen Augenblick. Levaillant wollte sie schießen und Einer von seinen Leuten erbot sich, dies zu thun und sich an sie hinan zu schleichen. Levaillant beobachtete sie durch eine Lorgnette und sah jezt zwei furchtbare Ungeheuer, die ihren häßlichen Kopf bisweilen nach ihm hinwendeten. Bald fingen ihre beobachtenden und scheuen Bewegungen häufiger zu werden an, und er fürchtete, sie möchten die Unruhe seiner Hunde schon gemerkt haben, die durchaus auf sie losstürzen wollten. Jonker (so hies derjenige, der sie schießen wollte) ging, obschon langsam, immer weiter vor-

wärts, wobei er die beiden Thiere gar nicht aus den Augen ließ. Sah er, daß sie den Kopf umdreheten, so blieb er sogleich so unbeweglich stehen, daß man ihn für ein Felsenstück hätte halten sollen. Endlich kam er so nahe, daß er schießen konnte, wo er das Größte verwundete. Es stieß ein fürchterliches Geschrei aus und lief mit seinem Weibchen hinter sich wüthend nach der Gegend hin, wo der Knall hergekommen war. Levaillant erwartete schon, daß die beiden Ungeheuer das Gebüsch, in dem sich Jonker verborgen hatte, umstürzen, den Unglücklichen mit Füßen treten und ihn in Stücken zerreißen würden. Allein dieser hatte sich mit dem Bauch auf die Erde gelegt, und diese List gelang ihm vollkommen: die beiden Thiere liefen vor ihm vorbei, ohne ihn zu bemerken, und stürzten gerade auf Levaillant los, dessen Hunde sich bei deren Annäherung so zerarbeiteten, daß man sie nicht länger halten, sondern loslassen mußte.

Bei dem Anblicke der Hunde machten die Nashörner eine Seitenwendung und wollten durch einen Schlupfwinkel entwischen; hier bekamen sie aber von Einem der Jäger einen zweiten Schuß und dann wieder an einer andern Stelle einen Dritten. Die Hunde fielen nunmehr mit großer Heftigkeit über sie her, wodurch ihre Wuth immer größer wurde. Sie schlugen fürchterlich nach ihnen aus, arbeiteten mit ihrem Horne in den Boden, machten darinn sieben bis acht Zoll lange Furchen und schleuderten einen Hagel von Steinen und Kieseln um sich her.

Während dieser Zeit zogen sich Levaillants Leute insgesammt näher zusammen, um sie enger einzuschließen und alle ihre Kräfte gegen sie zu vereinigen. Ueber die

Menge Feinde, mit denen sie sich nunmehro umringt sahen, geriethen sie in eine unbeschreibliche Wuth. Auf einmal machte das Männchen halt, bot den Hunden die Spitze und suchte ihnen den Leib aufzureissen. Während es aber die Hunde angriff, nahm das Weibchen einen andern Weg und entwischte.

Das Männchen vertheidigte sich nun desto wüthender, als es aber diesen Kampf eine Zeitlang fortgesezt hatte, zog es sich zurück und schien nach einem Busche hin zu wollen: wahrscheinlich wollte es sich daran lehnen, damit es nur noch von vorne angegriffen werden könnte. Levaillant merkte diese List, und um ihre Ausführung zu verhindern, lief er nach dem Gebüsche zu und gab den beiden Jägern, die sich am nächsten bei ihm befanden, ein Zeichen, daß sie sich ebenfalls dahin begeben möchten. Endlich schossen alle Drei ihre Kugeln zugleich auf das Thier ab; dieses stürzte nieder und konnte sich nicht wieder aufheben.

Obgleich das Nashorn tödtlich verwundet war, so zerarbeitete es sich dennoch jezt auf der Erde liegend eben so wie erst stehend. Es schleuderte mit den Füßen ganze Haufen von Steinen um Levaillant und seine Leute her und weder sie noch die Hunde wagten sich an dasselbe hinan. Levaillant wollte ihm die Qualen des Todeskampfes durch eine Kugel verkürzen, allein seine Leute hielten ihn durch Bitten davon ab, weil sie fürchteten, das Nashorn möchte durch eine neue Wunde noch mehr Blut verliehren als es schon verlohren hatte. Diese Leute trinken nämlich dies Blut sehr gern, und schreiben ihm eine große Heilkraft zu.

Kaum lag daher das Thier todt auf der Erde, so eil=ten Alle begierig herbei, um sich eine Quantität Blut auf zu fangen. In dieser Absicht öfneten sie den Bauch des Thieres, nahmen die Blase heraus, und machten sie leer. Als dies geschehen war, hielt Einer von ihnen die Oefnung an Eine der Wunden und ließ sie voll laufen. Dieser Zweck war bald erreicht und Levaillant behauptet, daß man mit dem Blute, was verlohren gegangen, wohl noch zwanzig Blasen voll hätte füllen können. — Das Haupt=horn des Nashorns war neunzehn Zoll und drei Linien lang. Die Höhe des Thieres betrug 7 Fuß 5 Zoll, und seine Länge von der Schnautze bis zum Anfange des Schwanzes 11 Fuß 6 Zoll.

Zu seiner Verwunderung fand Levaillant, daß das fuchtbare Horn, mit dem das Thier so tiefe Furchen in die Erde riß und sehr große Steine weit weg schleuderte, nicht in die Knochen des Kopfes eingepflanzt war, sondern nur an der Haut saß, so daß es sich, wenn er diese verschob, mit bewegte.

Das Auge des Nashorns ist gegen den ungeheuern Körper viel zu klein und sizt auch zu tief im Kopfe. Das Thier sieht bloß solche Gegenstände, die es in gerader Linie vor den Augen hat, weil die äußere Haut über der Augen=höhle mehrere cirkelförmige Falten und eine Art von Röhre bildet, die einige Zoll lang ist. Daher glauben auch die Wilden, selbst wenn sie sehr nahe bei einem Nashorne und nur nicht in der geraden Richtung vor ihm stehen, völlig sicher zu seyn, weil sie das Thier alsdann nicht bemerke.

Eine besondere Eigenheit des afrikanischen Nashorns ist die, daß es im Laufen die Erde mit seinem Horne

aufreißt, und während es gewissermaßen mit den Hinterbeinen aus schlägt, seinen Urin zugleich weit zurück sprizt. Noch ist eine andere Angewohnheit an diesem Thiere bemerkbar, welche darin besteht, daß es seine Excremente niemals ganz läßt, wie der Elephant, sondern sie mit den Füßen zerstampft.

Die Schilderung, die Bruce von dem Charakter des afrikanischen Nashornes macht, verdient hier eingerückt zu werden. „Die Nashörner, sagt er, leben in großen Wäldern, halten sich gewöhnlich an unzugänglichen Orten auf, wo es ihnen selten an Futter fehlt, sind nicht Fleischfressend, fressen aber auch weder Heu noch Gras, sondern leben von den Zweigen der Bäume. Besonders scheint dies Thier die dornichten Arten zu lieben und sein Hunger verschont keinen Zweig. Es hat acht und zwanzig Zähne; in seinen Excrementen fand ich bisweilen unverdauete Stücken Holz, die drei Zoll im Durchmesser hatten. In den ungeheuern Wäldern von Habesch giebt es Bäume, die sehr weich und saftig sind, und diese scheinen vorzüglich zu seiner Nahrung bestimmt zu seyn. Es kann die Oberlippe auserordentlich verlängern, und auf diese Art die höchsten Zweige erreichen, wie der Elephant mit seinem Rüssel. Mit dieser Lippe und mit Hülfe der Zunge bricht es die obern Zweige ab, welche die meisten Blätter haben, und frißt diese zuerst; hat es nun einen Baum gänzlich seiner Zweige beraubt, so verläßt es ihn doch nicht, sondern legt seine Schnauze so tief in den Baum, als sein Horn hinein geht, zerspaltet den Stamm des Baumes, schneidet ihn in dünne Latten und verschlukt alsdann diese Stücken mit

seinem ungeheuern Rachen, und zwar mit eben der Leichtigkeit, mit der ein Ochse Kraut und Gras frißt.

Einige behaupten, die Zunge des Nashorns sey so scharf, daß es damit das Fleisch von den Knochen ablecken könne; Andere hingegen versichern, daß sie so weich wie von einem Kalbe sey: Beide scheinen recht zu haben, indem die Zunge eines jungen Nashorn wirklich weich ist.

Wenn man dies Thier verfolgt, oder wenn es in Angst ist, so ist es trotz der anscheinenden Schwerfälligkeit seines Körpers, seiner großen Schwere von vorne und der Kürze seiner Beine doch erstaunlich geschwind und schnell. Es ist lang, läuft eine Art von Trab, der aber nach einigen Minuten immer stärker wird. Es ist ungegründet, daß es auf einer Ebene ein Pferd an Schnelligkeit übertreffe; denn ich bin ohne Mühe vor ihm voraus gekommen, und habe dies auch von mehrern Andern gesehen, die weit schlechter als ich beritten waren; und ob es schon nicht zu leugnen ist, daß es ein Pferd sehr selten mit diesem Thiere aufnehmen kann, so liegt dies an ihrer List und nicht an ihrer Schnelligkeit. Sie laufen immer aus einem Walde in den Andern und dringen in das dikste Gebüsch hinein. Bäume, die abgestorben oder faul sind, stürzt das Nashorn mit eben der Leichtigkeit nieder, als ob sie mit Kanonen niedergeschossen würden; sie fallen hinter und neben ihm nach allen Richtungen nieder; Andere, die biegsamer, frischer oder saftreicher sind, beugt es durch die Schwere und Schnelligkeit seiner Bewegungen zurück, und wenn es vorbei ist, so nehmen solche Bäume, wie ein grüner Zweig, wieder ihre vorige Stellung ein; wenn sich daher der Jäger nebst seinem Pferde nicht recht vorsieht, so wird er von dem

wieder in die Höhe steigenden Baume gefaßt und an die Umstehenden geschleudert und zerschmettert.

Da es bloß dasjenige sieht, was gerade vor ihm ist, so findet es oft seinen Untergang: denn es entwischt nie, wenn man ihm auf einer Ebene mit dem Pferde den Vorsprung abgewinnen kann. Vor Stolz und Wuth läßt es dann jeden Gedanken an die Flucht fahren; es macht sich bereit, seinen Gegner zu besiegen. Es steht anfänglich einen Augenblick still und stürzt alsdann wie ein Pfeil gerade auf das Pferd los; hierin hat es viele Aehnlichkeit mit dem wilden Schweine. Das Pferd entgeht ihm leicht, indem es sich etwas auf die Seite beugt und dies ist der entscheidende Augenblick: der nakte Mensch, der hinter dem Reiter auf dem Pferde sizt, und den das Nashorn nicht bemerkt, welches bloß in dem Pferde seinen Feind sieht, springt mit dem Schwerte in der Hand herunter und hauet ihm am Fuße die Flechse entzwei, so daß es weder entfliehen noch weitern Widerstand leisten kann.

Das Nashorn braucht nicht bloß eine große Menge Futter, sondern auch eine große Quantität Wasser zu seinem Unterhalte. Das Land der Schangallas, das voller Wälder ist, wird durch einen sechsmonatlichen Regen so stark überschwemmt, daß viele Flüsse, Bäche und stehende Seen entstehen; und nur ein solch wasserreiches Land kann den nöthigen Wasservorrath für solche ungeheuere Thiere liefern; allein nicht bloß des Trinkens wegen sucht es wasserreiche und sumpfige Gegenden auf, sondern es hoft hier auch Schutz gegen einen Feind zu finden.

Dieser Feind ist eine Fliege, wahrscheinlich von dem Oestrus-Geschlecht, welche der schwarze Sumpfboden er-

zeugt, und die das Nashorn unablässig verfolgt, dieses aber rettet sich durch eine List. Wenn die Fliege in der Nacht ruht, so wählt das Nashorn eine bequeme Stelle und wälzt sich da so lange im Kothe herum, bis es davon eine Decke über den ganzen Körper bekommt, welche ihm den folgenden Tag gegen seinen Feind Schutz gewährt. Die Runzeln und Falten seiner Haut halten diese Kothdecke fest, bloß die Hüften, Schultern und Schenkel ausgenommen, wo sie durch die Bewegung abfällt und es den Angriffen der Fliege bloß stellt. Der Schmerz und das Jucken, das auf den Stich der Fliege folgt, macht, daß es sich mit diesen Theilen an den rauhesten Bäumen reibt, und dies ist eine Ursache von den Blattern, welche man bei ihm bemerkt.

Es scheint an diesem Reiben ein Vergnügen zu finden, denn es grunzt und stöhnt dabei so laut, daß man es in einer ziemlichen Entfernung hört. Die Wollust, die ihm dies gewährt, und die Dunkelheit der Nacht ist alsdann Ursache, daß es nicht so wachsam als gewöhnlich ist; die Jäger, die seinem Geräusch folgen, stehlen sich alsdann sachte an dasselbe heran und verwunden es, während es auf dem Boden liegt, mit ihren Wurfspießen in den Unterleib, wo die Wunde tödtlich ist.

Seine Haut ist keinesweges so hart und undurchdringlich, als man gewöhnlich glaubt. In seinem wilden Zustande erlegt man es mit Wurfspießen, welche einige Fuß tief in seinen Körper hinein dringen. Eine Flintenkugel, die auf keinen Knochen trift, geht durch und durch, und die Schangallas, ein abyssinischer Volksstamm, töd-

ten es mit den elendesten Pfeilen und schneiden es hierauf mit eben so elenden Messern in Stücken.

Im Ganzen zeigt das Nashorn wenig List und Verschlagenheit, und ist überhaupt ziemlich träge. Es fällt, wie Kolbe behauptet, nie einen Menschen an, der es nicht vorher gereizt hat, ausser wenn er roth gekleidet geht. Sein Geruch und sein Gehör sind äusserst fein, und diese beiden Sinne ersetzen ihm einigermaßen sein kurzes Gesicht. Am Tage pflegt es still zu liegen, wenn man es nicht etwann aufscheucht; allein des Abends und des Morgens, vielleicht auch die ganze Nacht hindurch, geht es auf Nahrung aus. Die Art seiner Fortpflanzung ist noch nicht genau bekannt. Man hat bisweilen Junge gefangen, welche so zahm worden sind, daß sie aus den Händen fraßen, aber wegen ihrer Dummheit und Plumpheit konnte man sie zu nichts brauchen.

Die Afrikaner essen das Nashornfleisch gern; es ist dem Schweinefleische am Geschmacke ähnlich, das Fleisch aber von den Alten ist grob und hart, das von den Jungen hingegen mürbe. Das Fett kann als Butter gebraucht werden: aus der getrokneten Haut macht man in Afrika Peitschen, Spazierstöcke, Schilde und Panzer.

Der Elephant. Elephas. Linn.
Elephant. Buffon.

Kaum giebt es ein Thier, das jemals mehr die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich gezogen hat, als der Elephant, der nicht nur an Größe des Körpers, sondern

auch an geistigen Fähigkeiten alle bekannte Thiere der Erde übertrift; er besizt einen großen Grad von Verstandesfähigkeit und ist darin dem Orangutang weit überlegen. Er ist ganz besonders zum Dienste der Menschen in heißen Himmelsstrichen geeignet; er ist stark, thätig, arbeitsam, sanft, scharfsichtig und so ausserordentlich gelehrig, daß man ihn zu einer Menge von Dingen abrichten kann.

Die Elephanten leben in Asien und Afrika, allein zwischen Beiden findet ein großer Unterschied in Ansehung ihrer Größe und anderer Umstände statt. Der asiatische Elephant ist größer als der Afrikanische, und unser Naturforscher Blumenbach führt noch mehrere Unterschiede als diesen zwischen beiden an. Der asiatische Elephant wird gewöhnlich 15 bis 16 Fuß hoch; es giebt aber auch noch größere, und Joh. Reinh. Forster sah im Jahre 1756 zu Petersburg zwei Elephanten, wovon jeder 17 Fuß hoch war. Das gewöhnliche Gewicht eines solchen Thieres, das etwann 20 Jahre alt ist, beträgt 7000 Pfund.

In beiden Welttheilen trift man sie wild in schattigen Wäldern an, wo sie in großen Heerden beisammen leben. Der asiatische Elephant bewohnt die heißen Gegenden Asiens; in Hindostan, Bengalen, Cochin, Tunkin, Pegu und in andern Bezirken giebt es überall Elephanten. Auf der Insel Ceylon sollen die schönsten seyn. Im Innern von Afrika aber sind sie noch weit zahlreicher als in Asien. Sie leben von Gewächsen, jungen Baumschößlingen, Getraide und mancherlei Arten von Früchten: die zahmen Elephanten kosten viel zu unterhalten, weil sie ausserordentlich stark fressen. Ein ausgewachsener Elephant braucht täglich ungefähr 100 Pfund gekochten Reiß, der ihm in großen Bal-

len gereicht wird. In seinem wilden Zustande richtet er oft auf den Reißfeldern ungeheuere Verherungen an, indem er nicht allein eine Menge davon frißt, sondern auch mit seinen großen Füßen vieles zu Boden tritt und zu Grunde richtet.

Er lebt sehr lange, und ob gleich sein Alter noch nicht genau bekannt ist, so glaubt man doch, daß er gegen zwei hundert Jahr alt wird. Das Weibchen bringt selten mehr als ein Junges zur Welt.

Der Elephant hat lange Ohren, die er wie einen Fächer brauchen und damit klatschen kann. Seine Augen scheinen viel Nachdenken zu verrathen. Allein am aller merkwürdigsten bei diesem Thiere ist die Nase, die sich in einen Rüssel von sieben bis acht Fuß verlängert, welchen er aber nach Belieben wieder bis auf 2 Fuß einziehen kann. An der Wurzel beträgt der Umfang dieses bewundernswürdigen Organes 3 bis 4, gegen das Ende hin aber bloß einen halben Fuß. Die äußerste Spitze endigt sich mit einem Rande, welcher sich oben in der Gestalt einer Fingerspitze verlängert. Dieser Rüssel, der ganz aus Häuten, Nerven und Muskeln besteht, ist das Werkzeug des feinsten Gefühles, und der Elephant macht den selben Gebrauch davon, wie der Mensch von seinen Händen. Er kann damit dit mannigfaltigsten Bewegungen machen, und ihn drehen und wenden wie er will; auch besitzt er darin eine solche ungeheure Stärke und Kraft, daß er den stärksten bengalischen Tiger damit zu Boden schlägt und 200 Pfund schwere Dinge in die Höhe hebt. Auch kann er damit die kleinsten Geldstücke und zwar mehrere zugleich von der Erde aufnehmen, Knoten auflösen, Thüren durch Umdrehung des

Schlüssels aufmachen, Pröpfe aus den Flaschen ziehen, Blumen abpflücken u. s. w. Alles dieses verrichtet er vermittelst der fingerähnlichen Spitze, worin sich der Rüssel endigt. In der Mitte dieser Spitze ist eine Oefnung, auf deren Grunde man die beiden Nasenlöcher wahrnimmt. Büffon sagt daher mit Recht, daß der Elephant die Nase in der Hand habe. Auch macht er von der Vereinigung dieser beiden Organe einen sonderbaren Gebrauch, indem er durch den Rüssel eine ziemliche Menge Wasser einzieht und sie alsdann mit großer Gewalt wieder von sich sprizt.

Vermittelst des Rüssels schaft der Elephant das Futter nach dem Munde, der so tief im untern Theile des Kopfes liegt, daß er beinahe ein Theil der Brust zu seyn scheint. Er hat einen sehr feinen Geruchssinn, und wenn eine Menge Personen um ihn herum stehen, so wird er jedesmal diejenige ausfindig machen, die etwas für ihn zu fressen in der Tasche hat, aus welcher er es mit großer Geschicklichkeit heraus langt. Kurz dieser Rüssel ist das vollkommenste Organ, welches irgend ein Geschöpf unserer Erde besizt. Allein dasselbe sezt ihn auch Gefahren aus: er soll sich ausserordentlich vor den Mäusen fürchten, weil er besorgen muß, daß sie durch den Rüssel in die Lunge hinein schlüpfen und ihn auf diese Art ersticken; wenn er daher schläft, so hält er den Rüssel so dicht auf die Erde, daß nichts weiter als Luft darzwischen eindringen kann.

Gegen dieses vollkommene Organ sticht sein ganzer übriger Körper auf eine auffallende Art ab. Der Elephant kann seinen kurzen Hals fast gar nicht biegen; die Haut, welche den Leib bedeckt, ist hart, dick und voller Runzeln; nur

hier und da bemerkt man einige Haare oder vielmehr Borsten. Ob nun aber gleich seine Haut sehr dick ist, so ist sie doch ausserordentlich empfindlich. In den Falten und an andern Stellen, wo sie feucht und weich ist, fühlt er den Stich der Fliegen so lebhaft, daß er sich nicht allein auf die Flucht begiebt, um sich gegen diese Insekten zu retten, sondern auch zu seiner Klugheit seine Zuflucht nimmt. Er schlägt mit dem Schwanze, den Ohren und dem Rüssel nach denselben. Er zieht seine Haut zusammen und zerdrückt sie zwischen den Falten. Er bricht Baumzweige ab und jagt sie mit denselben fort. So nimmt er auch lange Büschel Stroh und schlägt nach ihnen. Will alles dies nichts helfen, so sammelt er mit dem Rüssel Staub und bedeckt alle empfindliche Stellen damit. Man hat bemerkt, daß er sich auf diese Art mehrmals des Tages mit Staub bedekt hat; hierzu sah man ihn allemal den bequemsten Zeitpunkt wählen, nämlich wenn er sich gebadet hatte.

Ob gleich der Elephant eine große plumpe Masse bildet, so kann er sich doch sehr schnell vorwärts bewegen: dies rührt von seinen hohen Beinen her. Sein gewöhnlicher Gang kommt dem Trabe des Pferdes an Geschwindigkeit gleich und sein Traben gleich dem Galopp desselben. Den Menschen holt er augenblicklich im Laufen ein, und dieser könnte ihm unmöglich entrinnen, wenn das Thier seine große Körpermasse so schnell seitwärts und rückwärts wenden könnte, als es sie vorwärts bewegt. Will sich daher der Elephant umkehren, so muß er einen beträchtlichen Umweg nehmen. — Er kann auch sehr gut schwimmen; man kann ihm schwere Lasten aufladen und er bringt sie glücklich über einen Strom. Beim Schwimmen hält er sei-

nen Rüssel in die Höhe, um Luft zu schöpfen. Auffallend aber ist es, daß man dieses Thier nur mit Mühe über eine Brücke bringen kann, weil er sich gewaltig vor dem unten befindlichen Wasser scheuet, ob er dieses schon sonst sehr begierig aufsucht. Will man ihn daher über eine Brücke bringen, so muß man die beiden Seiten derselben dicht mit Baumzweigen bestecken, damit er das Wasser nicht sieht.

Der Elephant ist sehr gesellig; selten sieht man ihn allein, gewöhnlich zieht er in Heerden herum. Die Alten ziehen voran, die Jungen und die Schwachen befinden sich in der Mitte, und die Mitteljährigen machen den Beschluß. Die Mütter halten ihre Jungen mit den Rüsseln fest. Diese Ordnung aber beobachten sie bloß, wenn sie Gefahr befürchten und wenn sie auf die Weide auf angebauete Felder gehen. In den Wüsten und Wäldern wandern sie mit weniger Vorsicht herum; nie aber trennen sie sich so weit von einander, daß sie einander im Falle der Noth nicht beistehen könnten.

Auf Ceylon, wo die Elephanten sich nach Percival (s. dessen Beschreibung von Ceylon. teutsch. Uebers. 349) nicht sowohl durch ihre Größe, als vielmehr durch ihre Kühnheit und Stärke, durch ihre Gelehrigkeit und Freiheit von Fehlern und Leidenschaften auszeichnen, und daher den Vorzug vor allen Andern verdienen, leben die wilden Elephanten in abgesonderten Heerden oder Familien beisammen, und eine jede scheint jede fremde Heerde mit besonderer Sorgfalt zu vermeiden. Wenn eine Familie weiter zieht, so stellen sich die Männchen mit den größten Rüsseln an die Spitze, und kommen sie an einen Fluß, so setzen sie zuerst hinüber. Sind sie auf dem gegenüberlie-

genden Ufer angelangt, so stellen sie eine Untersuchung an, ob der Landungsplatz auch sicher sey: ist das Leztere der Fall, so geben sie mit ihren Rüsseln ein Zeichen, worauf ein anderer Theil von den alten Elephanten hinüberschwimmt, dann folgen die Jungen, welche einander dadurch fest halten, daß sie ihre Rüssel in einander schließen. Der Ueberrest der Alten macht den Nachtrapp aus.

Einen Beweis von der Stärke und Kühnheit des Elephanten liefert folgendes Beispiel, das Boßmann erzählt: im Jahre 1700 im Decembermonat kam ein Elephant Morgens um 6 Uhr auf das Fort Mina an der Goldküste zu, und nahm seinen Weg längs dem Flusse unter dem Berge von St. Jago. Einige Neger liefen unbewafnet um ihn herum, und dies litt er, ohne das geringste Mißtrauen darüber zu äussern. Allein ein holländischer Officier schoß nach ihm und verwundete ihn über dem Auge: das Thier veränderte seinen Weg nicht, sondern sezte ihn mit gespizten Ohren nach dem holländischen Garten fort, wo es der Generaldirektor und die andern Bedienten des Forts unter den Palmbäumen sahen. Es hatte mit der größten Leichtigkeit ungefähr ein Dutzend von diesen Bäumen umgeworfen, als man mehr als hundert Kugeln auf dasselbe abschoß. Nun blutete es, wie ein Ochse, dem man die Kehle durchschnitten hat, aber es hielt sich doch auf den Beinen und wankte nicht im geringsten. Als dies geschehen war, wollte ein Neger den Elephanten necken und zerrte ihn am Schweife; dieser aber nahm es übel, pakte ihn mit dem Rüssel, warf ihn zu Boden, trat ihn zwei bis dreimal mit den Füßen und bohrte ihm mit den Zähnen zwei Löcher in den Leib, die so groß waren, daß man eine

Hand hinein legen konnte. Als der Neger todt war, wandte er sich von ihm weg, und ließ die andern Neger ungestört den Leichnam fortschaffen. Nun blieb er noch über eine Stunde im Garten und schien sein Augenmerk auf die Holländer gerichtet zu haben, die funfzehn bis sechzehn Schritte von ihm entfernt saßen. Da diese ihr Pulver verschossen hatten und besorgten, der Elephant möchte über sie herfallen, so gingen sie fort. Unterdessen war der Elephant zu einer andern Thür gekommen, und ob gleich die Gartenmauer aus einer doppelten Reihe von Steinen bestand, so riß er sie doch mit geringer Mühe um, und ging durch diese Oefnung aus dem Garten. Ganz langsam wanderte er nach einem Fluße hin, wo er sich das Blut abwusch, mit dem er bedeckt war; hierauf kehrte er unter die Palmbäume zurück, und zerbrach daselbst einige Breter, die zum Baue eines Fahrzeugs bestimmt waren. Die Holländer hatten sich unterdessen wieder mit Pulver und Blei versehen, und ihre wiederholten Schüsse sezten endlich den Elephanten auffer Stand, ihnen längern Widerstand zu leisten. Hierauf hieben sie ihm mit großer Mühe den Rüssel ab, und der Elephant, der bisher keinen Laut von sich gegeben hatte, brüllte nunmehr ganz fürchterlich, als sie diese Grausamkeit an ihm verübten. Er warf sich unter einen Baum und starb daselbst.

Die Mütter haben eine große Vorliebe zu ihren Jungen: wenn sie sehen, daß Eines von ihnen in eine Fallgrube gefallen ist, so stürzen sie sich sogleich nach, ob sie schon dadurch ihre Freiheit, ja selbst ihr Leben einbüßen. Sie gehen muthig jeder Gefahr entgegen, in der sich

etwann ein Junges befindet, und suchen es mit Aufopferung ihres eigenen Lebens zu retten.

Auf Ceylon leben, wie Percival erzählt, die Elephanten in einer beständigen Furcht vor einem kleinen kriechenden Thiere, gegen welches sie weder ihre Scharfsicht noch ihre Stärke sichern kann. Dies kleine Geschöpf kriecht dem Elephanten in den Rüssel und sezt seinen Weg bis in den Kopf fort, wo es fest sitzen bleibt, das Thier in beständiger Angst erhält und endlich zu Tode martert. Gegen diesen gefährlichen Feind ergreifen die Elephanten eine Menge Vorsichtsmaßregeln, sie legen z. B. ihren Rüssel niemals auf die Erde, ausser wenn sie Futter suchen oder auflesen u. s. w.

Da die Elephantenjagd und die Bezähmung dieses Thieres besonders merkwürdig ist, so wollen wir hier eine kurze Beschreibung von der Art einrücken, wie den Elephanten einige Nationen in den Morgenländern fangen und zahm machen.

Die Art, wie man zu Tepura in Ostindien ein einzelnes Männchen fängt, unterscheidet sich gar sehr von der, die man zur Einfangung einer ganzen Heerde anwendet. Das Männchen wird vermittelst Kumkies oder weiblicher Elephanten gefangen, die man besonders dazu abrichtet; eine ganze Heerde hingegen treibt man in einen starken Verschlag und fängt sie da.

Da die Jäger die Orte wissen, wohin die Elephanten auf die Weide gehen, so begeben sie sich des Abends mit vier Kumkies dahin; aus dieser Anzahl besteht jede Jagdpartie. Sind die Nächte finster, so entdekt man die männlichen Elephanten durch den Lärm, den sie bei der

Reinigung und Säuberung ihres Futters machen, welches sie dadurch bewirken, daß sie es an den Vorderbeinen abwischen und abschlagen. Ist aber Mondenschein, so sieht man sie deutlich in einer ziemlichen Entfernung.

So bald die Jäger ein solches Thier fangen wollen, führen sie sachte und langsam drei von den Kumkies und zwar in einer kleinen Entfernung von einander in die Nähe des Ortes, wo das Männchen auf der Weide ist. Die Kumkies gehen mit vieler Vorsicht vorwärts und fressen unter Weges, so daß man glauben sollte, sie wären wilde Elephanten, die aus dem Walde heraus gekommen sind. Sieht sie das Männchen näher kommen und wird es darüber unruhig, so schlägt es mit dem Rüssel auf die Erde, macht einen großen Lärm, giebt deutlich sein Mißfallen zu verstehen und läßt sich merken, daß es sie nicht näher heran kommen lassen will; beharren die Weibchen demohngeachtet auf ihrem Vorsatze, so fällt es sogleich über sie her und durchbohrt sie mit seinen Zähnen; daher suchen sich diese auch bei Zeiten zurück zu ziehen. Gewöhnlich aber läßt der Elephant die Kumkies näher kommen; ja bisweilen geht er ihnen sogar entgegen.

Nunmehro führen die Treiber zwei von den Weibchen und zwar auf jeder Seite Eines zu ihm hin, und richten es so ein, daß dieselben ihn sanft an den Hals und Schultern drücken; jezt kommt auch das dritte Weibchen herbei und stellt sich gerade seinem Schwanz quer gegen über; weit entfernt aus dieser Stellung etwas Böses gegen seine Freiheit zu ahnden, fängt er vielmehr an, mit den Weibchen zu spielen und sie mit seinem Rüssel zu liebkosen. Während der Zeit bringt man auch das vierte Weibchen nebst

Stricken und gehörigen Begleitern herbei, die sogleich hinten am Schwanze dem Thiere unter den Bauch kriechen und einen dünnen Strick um seine Hinterbeine schlingen. Bemerkt es diese leichte Fessel nicht, so setzen die Jäger ihre Arbeit fort und binden ihm die Beine mit einem stärkern Stricke, den man vermittelst eines Gabelstockes und einer Art von Hacken von einem Beine zum Andern zieht, und der daher eine Figur wie die Zahl 8 bildet. Gewöhnlich braucht man sechs bis acht solche Stricke, bindet Einen über den Andern und befestigt sie da, wo sie sich durch schneiden, mit einem andern Stricke, den man so bindet, daß er senkrecht auf und abwärts läuft. Hierauf schlingt man ein starkes Tau mit einer Schlinge, sechzig Ellen lang, um jedes Hinterbein und zwar oberhalb der Stricke, alsdann macht man sechs bis acht andere Stricke kreuzweise von einem Beine zum Andern und zwar oberhalb der Taue fest. Das Festmachen dieser Stricke und Taue erfordert gewöhnlich eine Zeit von etwann zwanzig Minuten, während welcher man die größte Stille beobachtet.

Wenn man den Elephanten auf diese Art befestigt hat, so läßt man ihn gehen und zieht die Kumkies etwas zurück; er will ihnen nachfolgen, allein seine Beine sind gefesselt, und da er nunmehro seine gefährliche Lage bemerkt, so zieht er sich sogleich gegen das Gebüsch zurück. Die Treiber folgen ihm auf den zahmen Elephanten nebst einer Menge Leuten, die sich bisher verborgen gehalten haben, in geringer Entfernung nach, und so bald er sich einem Baume nähert, der stark genug ist, um ihn fest halten zu können, so winden sie die langen Taue, die er hinter sich herschleppt, etlichemal um denselben herum. Da er nun auf diese Art

nicht weiter fort kommen kann, so wird er wüthend und bietet alle seine Kräfte auf, um sich los zu machen. Jezt wagen es die Kumkies nicht, sich ihm zu nähern; in seiner Wuth stürzt er auf die Erde nieder und zerwühlt sie mit seinen großen Hauern. Manchmal gelingt es ihm, daß er bei diesem Toben die Taue zerreißt und daß er ins Dickicht entwischt; hierhin wagen sich die Treiber aus Furcht vor andern wilden Elephanten nicht, und müssen ihn daher seinem Schicksal überlassen; in dieser mißlichen und verwickelten Lage soll er sogar manchmal von seinen ehemaligen Gefährten angefallen werden. Da aber die Taue stark sind und sehr selten nachgeben, so bringt man ihm, wenn er seine Kräfte durch die Anstrengung erschöpft hat, die Kumkies wieder näher, und dieselben nehmen, Eines auf jeder Seite und die Andern hinten, ihre vorige Stellung wieder ein. Hat man ihn näher an den Baum gebracht, so schlingen die Leute die Enden von den langen Tauen zwei bis dreimal um denselben herum, so daß ihm alle Möglichkeit zur Flucht benommen ist. Seine Vorderbeine bindet man nunmehro auf die nämliche Art wie seine Hinterbeine zusammen, und die Taue befestigt man und zwar Eines auf jeder Seite an Bäumen oder Pfählen, die man tief in die Erde geschlagen hat.

Wenn er ruhiger geworden ist und Futter haben will, womit man ihn sogleich nach seiner Gefangennehmung versorgt, so bringt man wieder die Kumkies herbei und schlingt ihm dann dicht an den Vorderbeinen ein starkes Seil zweimal wie einen Sattelgurt um den Leib, und bindet dasselbe auf den Schultern fest; das lange Ende zieht man bis dicht an den Hintern hin und befestigt es hier,

nachdem man es ihm vorher noch ein paarmal um den Leib geschlungen hat. Hierauf bindet man ein anderes Seil an dieses an, zieht es von da bis hinter unter den Schwanz wie einen Schwanzriemen, und befestigt es nachmals an beiden Sattelgurten. Nunmehro macht man ein starkes Seil um seine Hintertheile und befestigt es auf jeder Seite an dem Gurte und an den Schwanzriemen, so, daß es die Bewegung seiner Schenkel hemmt, und daß das Thier keinen vollkommenen Schritt machen kann. Alsdann macht man ihm ein Paar große Taue mit Schlingen um den Hals, befestigt sie da, und bindet sie auf jeder Seite an die Seile an. Auf diese Art wird der Elephant völlig gefesselt und die Taue um seinen Hals werden an den beiden Kumkies auf den Seiten fest gemacht.

Nachdem alles so weit fertig und der Weg vom Gebüsch gereinigt ist, nimmt man ihm alle Seile von den Beinen ab, bloß das Starke um seinen Hintertheile ausgenommen, welches man ihm läßt, damit seine Hinterbeine in ihrer Bewegung gehemmt sind. Die Kumkies treiben ihn fort, welches bisweilen viele Mühe kostet, weil er sich gewaltig dagegen sträubt. Hat man ihn an die Stelle gebracht, wo man ihn hin haben will und daselbst fest gebunden; so behandelt man ihn mit einer Mischung von Strenge und Gelindigkeit; gemeiniglich wird er in ein paar Monaten lenksam, und scheint sich völlig mit seinem Schicksale ausgesöhnt zu haben.

Es scheint auffallend zu seyn, daß, ob gleich dies Thier alle seine Kräfte aufbietet, um sich los zu machen, wenn man es gefangen hat, und jeden, der ihm in den Weg käme, ermorden würde, es doch niemals oder wenigstens

selten den Weibchen etwas zu Leide zu thun versucht, ob sie gleich an seinem Unglücke schuld sind; es scheint vielmehr, so oft man sie ihm nähert, um ihm Fesseln an zu legen, für den Verlust seiner Freiheit durch ihren Anblick getröstet zu werden.

Die Art, wie man eine ganze Heerde wilder Elephanten fängt, ist beschwerlicher und erfordert mehr Zeit.

Wenn man eine Heerde Elephanten entdekt, die gemeiniglich aus vierzig bis hundert besteht und die ältesten und stärksten Männchen und Weibchen zu Anführern hat, so sind gegen fünfhundert Personen nöthig, um sie zu umzingeln. Vermittelst Feuer und Lärmen gelangt man in einigen Tagen dahin, sie nach der Stelle hinzubringen, wo man sie fangen kann. Diese heißt der Keddah: derselbe besteht aus drei Einfassungen, welche mit einander durch enge Oefnungen oder Thüren in Verbindung stehen. Die Aeußere ist die größte, die Mittlere kommt dieser insgemein an Größe am nächsten, und die Dritte ist die kleinste.

Wenn die Elephanten bei der ersten Einfassung ankommen, deren Pallisaden und zwei Thüren man so viel als möglich durch Baum = und Bambuszweige, die man in die Erde gestekt, verborgen hat, damit die Thiere ein natürliches Gebüsch zu sehen glauben, so kostet es große Mühe, sie hinein zu bringen. Der weibliche Anführer hat allemal Verdacht wegen irgend einer Falle, und nicht ohne große Bedenklichkeiten geht er hinein; so bald er aber einmal hinein ist, so folgen die Uebrigen ohne weitere Umstände nach. Wenn sie durch die Thüre hindurch sind, so zündet man sogleich um den größten Theil der Einfassung herum, besonders aber an den Eingängen, Feuer an, um

den Elephanten den Rückweg zu versperren und abzuschneiden. Die Jäger machen von außen durch Schreien, Trommeln, Schießen u. s. w. einen schrecklichen Lärm, um die Thiere nach der zweiten Einfassung hinzutreiben. Wenn die Elephanten merken, daß sie gefangen sind, so erheben sie ein fürchterliches Geschrei und Getös, und da sie keine andere Oefnung gewahr werden, als jene, welche nach der zweiten Einfassung hin führt, so folgen sie endlich, obschon nicht eher, als bis sie eine ziemliche Zeit ihre jetzige Lage untersucht haben und herum gesprungen sind, ihrem Führer nach, und gehen hinein. Sogleich schließt man die Thür hinter ihnen zu, zündet Feuer an und macht eben so wie vorher, ein gewaltiges Geschrei, bis sie endlich durch eine andere Thüre in die lezte Einfassung gekommen sind, wo sie auf eine ähnliche Art sicher gemacht werden. Da sie nunmehro völlig von allen Seiten umringt sind und keinen Ausweg gewahr werden, durch den sie entfliehen können, so scheinen sie in Verzweiflung zu gerathen; in ihrer Wuth laufen sie häufig nach dem Graben hin, der darum herum läuft, um die Pallisaden nieder zu reißen, blasen ihren Rüssel auf und schreien laut; so bald sie aber irgendwo einen Angriff machen, da werden sie von den Jägern durch Feuer, Lärmen und Triumpfgeschrei vertrieben. Hierauf füllt man den Graben mit Wasser an, und es dauert nicht lange, so laufen sie zu demselben hin, um ihren Durst zu stillen und sich abzukühlen, welches sie dadurch bewirken, daß sie das Wasser in den Rüssel ziehen und alsdann alle Theile ihres Körpers damit bespritzen.

Sind die Elephanten etliche Tage in dieser Einfassung gewesen, wo man sie von einem außen angebrachten Gerüste

regelmäßig, ob schon knapp füttert, so öfnet man die Thüre des Ruhmieh, d. i. eines Ausganges, der gegen sechzig Fuß lang, aber sehr schmahl ist, in den man Einen von den Elephanten dadurch hinein lokt, daß man Futter vor ihm hinstreuet. Ist das Thier weit genug vorwärts, so schließt man die Thüre zu und verwahrt sie auf beiden Seiten sehr gut. Wenn es nun sieht, daß ihm der Rückweg abgeschnitten und daß der Steig so enge ist, daß es sich nicht herum drehen kann, so geht es vorwärts und bietet alle seine Kräfte auf, um die vordern Schlagbäume nieder zu reissen; es rennt gegen diese an, schreiet und brüllt ganz gewaltig, stößt gleich einem Widder mehrmals mit dem Kopfe daran, und läuft mit der größten Wuth vor- und rückwärts. In seiner Wuth hebt es sich in die Höhe und lehnt sich mit den Vorderbeinen an die Schlagbäume und sucht sie durch sein ungeheures Gewicht zu Boden zu werfen. Wenn es sich nun auf diese Art etwas abgemattet hat, so schlingt man nach und nach Seile um dasselbe und bemächtigt sich seiner fast auf eben die Art, wie man ein einzelnes Männchen fängt. Auf diese Art werden sie nach und nach alle gefangen.

Nunmehro werden die Elephanten von einander getrennt; jeder wird der Aufsicht eines Wärters übergeben, der ihn pflegen und unterrichten muß. Unter diesem Wärter stehen drei bis vier andere Personen, die ihm das Thier füttern und mit Wasser versorgen helfen, bis es selbst frißt. Um es zu besänftigen und zu beruhigen, bedient man sich einer Menge Kunstgriffe: bald droht ihm der Wärter mit einem langen, vorn mit Eisen beschlagenen Stocke, bald stachelt er es damit, noch häufiger aber schmeichelt und

liebkoset er es, indem er ihm Kopf und Rüssel mit einem Bambusrohr krabbelt, das an dem einen Ende in viele Stücke zerspalten ist und von den Wunden und Geschwüren die Fliegen wegjagt. Damit es kühl bleibt, besprüzt er es über und über mit Wasser, nimmt sich aber dabei sehr in Acht, daß er seinem Rüssel nicht zu nahe kommt. In etlichen Tagen tritt er ihm vorsichtig näher an die Seite, krabbelt und streichelt es mit der Hand und spricht zugleich mit ihm in einem sanften Tone: und in kurzem fängt es seinen Wärter zu kennen und seinen Befehlen zu gehorchen an. Nach und nach werden beide mit einander vertrauter und endlich springt er ihm von Einem der zahmen Elephanten auf den Rücken. Nunmehro geht es immer besser, indem das Thier nach und nach zahmer wird, bis es ihm sich selbst auf den Hals zu setzen gestattet. Von dieser Stelle aus lenkt und regiert er nachmals alle Bewegungen des Elephanten. Während dieses Unterrichtes führen die zahmen Elephanten die Andern nach der Reihe aus, damit sie sich eine Bewegung machen, und eine Erleichterung erhalten, indem ihnen die Seile, womit sie gebunden sind, äusserst viele Schmerzen verursachen, wenn sie nicht gehörig locker und nachgelassen werden.

In einem Zeitraume von fünf bis sechs Wochen lernt der Elephant seinem Wärter gehorchen, nach und nach nimmt man ihm seine Fesseln ab, und in ungefähr sechs Monathen läßt er sich von ihm führen, wo er hin will. Doch muß der Wärter sich beständig vorsehen, daß er dessen ehemaligen Aufenthaltsorten nicht zu nahe kommt, damit der Elephant sich nicht seiner Freiheit erinnere und etwann davon laufe.

(Aus einem Aufsatze des Herrn J. Corse in den asiatic researches über den Fang der wilden Elephanten zu Tipura in Ostindien.)

Die Art, wie man die Elephanten auf der Insel Ceylon fängt, weicht beträchtlich von der auf dem festen Lande von Indien gewöhnlichen ab. Schon einen bis zwei Monate vor dem Anfange der Jagd zäunen die Einwohner, wie Percival erzählt, eine große Strecke Landes mitten in einem Cocosbaumwalde ein, und fügen einen Wasserbehälter hinzu, welchen man auch bisweilen einschließt. Die Einzäunung besteht aus großen starken Pfählen, die man in die Erde schlägt, mit starken Stricken befestigt und mit Zweigen von den daran stehenden Bäumen durchflicht und mit einander verbindet. Ferner bedeckt man sie mit Gebüschen und Aesten, damit man die Pfähle und Stricke nicht sieht. Der Weg, der in diesen eingeschlossenen Raum führt, ist von allen Seiten mit langen schmalen, und zirkelförmigen Steigen versehen, die sich ihm in allen verschiedenen Richtungen nähern. Ausser diesen Steigen, die aber doch breit genug für einen Elephanten sind, giebt es noch verschiedene Andere, die sehr schmal sind und auf denen die Jäger auf das Thier losgehen, sich aber gelegentlich zurückziehen können, ohne daß es sie verfolgen kann. Innerhalb der großen Einfassung giebt es verschiedene kleinere Abtheilungen, nach denen Steige führen, und an dem jenseitigen Ende befindet sich ein gerader Pfad, um den Elephanten hinaus zu führen, wenn man ihn in Sicherheit gebracht hat. Das Ganze sieht wie ein großes Labyrinth aus.

So bald dies Werk fertig ist, läßt die Landesobrigkeit die Landleute von allen Orten aufbieten, und es kommt schnell eine große Menge Männer, Weiber und Kinder mit Trommeln und andern lärmenden Instrumenten zusammen. Dieser Haufe schließt sogleich die Wälder auf allen Seiten ein, und wenn es ihm an Tageslicht gebricht, so findet er den Weg bei Fackelschein durch das Dickig hindurch; er hat sich mit Feuergewehren versehen, um sich gegen jeden plözlichen Anfall der Raubthiere zu vertheidigen, welche die Wälder unsicher machen. Der Durst sezt die Elephanten um diese Zeit in die äusserste Noth, weil man einige Tage vorher an allen Seen und Teichen Wachen ausgestellt hat, um sie von da wegzujagen: überdies werden sie noch jezt durch den großen Lärmen und durch den Fackelglanz auf allen Seiten aus ihren Aufenthaltsorten vertrieben. Bloß die oben erwähnte Einfassung wird ungestört gelassen, wo sie sowohl einen ruhigen Zufluchtsort als Wasser in Menge finden. Alle laufen daher nach dieser Stelle hin, und der sich nähernde Lärm, welcher sie unaufhörlich im Rücken verfolgt, nöthigt sie häufig ihre Schritte zu beschleunigen. Kommen sie an den Eingang des Steiges, der nach der Einfassung führet, so merken sie vermittelst ihres natürlichen Scharfsinnes sogleich das veränderte Ansehen des Platzes; die Einfassung und die Steige, wo ihnen so wenig Spielraum zur Aeusserung ihrer Stärke bleibt, lassen sie ahnden, daß sie Gefahr laufen und daß man ihnen eine Schlinge gelegt hat. Alle fangen Kennzeichen von Furcht und Bestürzung zu äussern an: allein man läßt ihnen keine Zeit zur Ueberlegung; auch können sie nirgends

hin entkommen: denn rechts und links, so wie von hinten verfolgt sie das Geschrei und der Lärmen ihrer Feinde.

Auf diese Art gedrängt und verfolgt betreten sie endlich die Steige und stürzen vorwärts, bis sie den großen Platz der Einfassung erreichen. So bald man sie auf diese Art in Sicherheit hat, schickt man ihnen zahme Elephanten nach, und alle Irrgänge werden gesperrt, bloß die schmalen Steige ausgenommen, auf denen sich ihnen die Eingebornen nähern. Auf diesen rücken die Jäger von allen Seiten hervor und bedienen sich jedes Mittels, um die Elephanten von einander zu trennen und sie einzeln in die kleinern Abtheilungen zu treiben, die sich innerhalb der großen Einfassung befinder. Hat man diesen Zweck erreicht, so ist das Einzige, was man noch zu thun hat, daß man sie an Stricke befestigt. Hierbei leisten die zahmen Elephanten den Jägern die herrlichsten Dienste und stehen ihnen bei, daß sie den wilden Thieren Stricke um den Hals und um die Beine schlingen können. Hat man den wilden Elephanten an den Stricken fest gemacht, so führt man ihn sogleich auf dem geraden Pfade hinaus und befestigt ihn auf der Aussenseite des Labyrinthes an die stärksten Bäume. Auf diese Art fahren die Jäger in diesem Geschäfte fort, bis sie alle Elephanten in Sicherheit gebracht haben.

Die so eben gefangenen Elephanten sind häufig sehr widerspenstig und ungestüm; in diesem Falle nimmt man zu der Stärke und dem Scharfsinne der Zahmen seine Zuflucht. Wenn daher die Leztern gewahr werden, daß sich ihr wilder Bruder nicht lenken lassen will, so fallen sie über ihn her, stoßen und durchprügeln ihn so lange mit ihren Rüsseln, bis sie ihn völlig ruhig und nachgiebig gemacht

haben. Alle seine Bewegungen bewachen sie sehr aufmerksam und sorgen dafür, daß er nicht etwann unversehens einen Angriff auf seinen Wärter thut. Im Jahre 1797 wurden auf Ceylon 176 gefangen, und als Thunberg der Elephantenjagd auf dieser Insel beiwohnte, fing man bloß hundert.

Man hat behauptet, daß der Elephant so vielen Scharfsinn und ein so gutes Gedächtniß besitze, daß er ein angethanes Unrecht nicht wieder vergesse, und daß, wenn er einmal aus der Gefangenschaft entkommen sey, er sich durch keine List wieder fangen lasse. Folgende Beispiele, die aus den philosophischen Verhandlungen auf das Jahr 1799 genommen sind, beweisen jedoch das Gegentheil.

„Im Jahre 1765 hatte der Rajah Kischun Maunick einen weiblichen Elephanten gefangen, den er etwann sechs Monate nachher einem angesehenen Manne, Namens Abdoor Rezah, schenkte. Im Jahr 1767 ließ der Rajah Truppen gegen diesen Leztern marschiren, und auf seinem Rückzuge ließ Abdoor Rezah den Elephanten wieder in den Wald laufen, nachdem er ihn zwei Jahre zum Reiten gebraucht hatte. Nachmals fing man dies Weibchen wieder, allein in einer stürmischen Nacht riß es sich nochmals los und entkam zum zweiten Male. Im Jahre 1782, und also über zehn Jahre nach seiner zweiten Flucht, wurde es von den Elephantenjägern des Hrn. Leeke in die Einfassung getrieben und da gefangen. Den Tag darauf besah Hr. Leeke die gefangene Heerde und seine Jäger zeigten ihm das Weibchen, dessen sie sich noch sehr wohl erinnerten. Sie nannten es oft beim Namen, und es schien auf

dieſes Rufen einigermaßen aufmerkſam zu ſeyn, indem es ſogleich nach ihnen hinſah, wenn ſie ſeinen Namen nannten; auch ſchien es keinen Gefallen an den wilden Elephanten zu finden, die unaufhörlich und voller Wuth um die Einfaſſung herumrannten, ſondern völlig mit ſeiner Lage ausgeſöhnt zu ſeyn.“

„Achtzehn Tage lang kam es dem Ausgange niemals ſo nahe, daß man ſeiner hätte habhaft werden können: vielleicht erinnerte es ſich noch an das, was ihm ſchon zweimal wiederfahren war, denn wenn die Elephanten hier gefangen werden, zerſtoßen ſie ſich ganz ſchrecklich. Herr Leeke kam endlich ſelbſt herbei, als ſich bloß noch dieſer Elephant, ein anderes Weibchen und acht Junge in der Einfaſſung befanden. Nachdem man das Weibchen mit Hülfe der zahmen Elephanten gefangen hatte, ruften die Jäger jenen beim Namen. Er kam ſogleich an den Rand des Grabens innerhalb der Einfaſſung; hierauf brachten einige Wärter einen Platanusbaum herein, deſſen Blätter er ihnen mit ſeinem Rüſſel aus der Hand nahm, ja ſie öfneten ihm ſogar den Mund, um ein Blatt hinein zu ſtecken, welches ſie dadurch bewirkten, daß ſie ihn ſtreichelten und ſchmeichelten und beim Namen nannten. Jezt ließ man einen zahmen Elephanten an ihn hinan; aufänglich wollte er dieſen nicht zu nahe an ſich kommen laſſen, ſondern zog ſich mit offenbarem Unwillen etwas zurück; allein als die Wärter, die zu Fuße waren, ihn riefen, kam er ſogleich wieder herbei, und ließ ſich wie vorher ſtreicheln und ſchmeicheln, und in wenigen Minuten war er mit den zahmen Elephanten vertraut. Ein Wärter ſchlang ihm alsdann ein Seil um den Leib und ſchwang ſich ſogleich auf ſeinen Rücken hinauf; anfänglich

wollte er ihn zwar nicht leiden, allein es dauerte nicht lange, so war er dies zufrieden. Hierauf machte man ihm einen Strick um den Hals, in den der Treiber seinen Fuß setzen sollte; dieser sezte sich nunmehro wie gewöhnlich auf den Hals, und ritt auf ihm wie auf einem zahmen Elephanten nach der Einfassung hin.“

„Hierauf befahl er ihm, sich nieder zu legen, welches er auch sogleich that, und nicht eher wieder aufstand, als bis er es verlangte. Von seinem Sitze herab fütterte er ihn, gab ihm seinen Stab zu halten, den er mit seinem Rüssel faßte, in den Mund that, trug und ihn wieder zurück gab, so wie man es von ihm verlangte, und wie er es sonst gemacht hatte. Kurz aus allem sah man, daß er wirklich ehemals schon gezähmt worden war.“

In Juni 1787 reiste ein Männchen, welches man das Jahr vorher gefangen hatte, in Gesellschaft mit einigen andern Elephanten mit Gepäck beladen nach Chittigong; da es aber auf die Spur eines Tigers stieß, welche die Elephanten sehr leicht wittern, so gerieth es in Furcht und rannte troz aller Anstrengung von Seiten seines Führers nach einem Walde zu. Als es in diesem anlangte, suchte sich der Führer durchs Springen zu retten und hing sich an einem Baumast an, unter welchem der Elephant weglief. Da dieser seinen Führer los war, so suchte er sich auch bald seiner Last zu entledigen. So bald er wegrannte, schickte man ihm ein gezähmtes Weibchen nach, allein es kam zu spät an, als daß es sein Entkommen hätte hindern können.

Als man nun achtzehn Monate nachher eine Heerde Elephanten gefangen und einige Tage in der Einfassung

gelassen hatte, sah Einer von den Treibern ein Männchen sehr aufmerksam an, und erklärte, daß es einem Elephanten gliche, der fortgelaufen wäre. Alles kam vor Neugierde herbei gelaufen und besah ihn; als ihm aber jemand zu nahe kam, schlug er ihn mit seinem Rüssel, und schien eben so wild und wüthend als die übrigen Elephanten zu seyn.

Endlich kam auch ein alter Jäger herbei, besah ihn, und sagte, daß es der nämliche Elephant wäre, der davon gelaufen sey.

Völlig davon überzeugt, ritt er auf einem zahmen Elephanten kühn auf ihn los, und befahl ihm, sich nieder zu legen, indem er ihn zugleich bei dem Ohre zupfte. Das Thier schien ganz erstaunt zu seyn, gehorchte aber augenblicklich dem Befehle und machte zugleich mit dem Rüssel ein sonderbares gellendes Quieken: nunmehro erkannte ihn sogleich jeder, der etwas von dieser Sonderbarkeit wußte.

Man sieht also, daß der Elephant in acht bis zehn Tagen, während welchen er sich in der Einfassung befunden hatte, eben so wild und wüthend als die kühnsten Elephanten worden war, die man eben erst gefangen hatte; daß er sich aber auch, so bald man ihn anredete, sogleich wieder seines vorigen unterthänigen Zustandes erinnerte. Ohne Schwierigkeit ließ er nunmehro den Treiber auf seinen Hals setzen, und war in wenigen Tagen eben so lenksam als vorher.

Ein weiblicher Elephant, der einem Herrn zu Calcutta gehörte und der aus den obern Gegenden nach Chotygone unter Weges war, riß sich zufälliger Weise von seinem Führer los und verlohr sich in den Wäldern.

Der Treiber entschuldigte sich deswegen, allein sein Herr lies seine Entschuldigung nicht gelten; er glaubte, er hätte ihn verkauft; seine Frau und Familie wurden daher als Sklaven verkauft und der Treiber selbst wurde zum Strafenbau verurtheilt. Etwann zwölf Jahre nachher erhielt derselbe Befehl, wilde Elephanten fangen zu helfen. Er glaubte hier seinen lang vermißten Elephanten unter einer Heerde zu erblicken, die sich vor ihm befand, er entschloß sich daher auf ihn loszugehen, und ob man ihn gleich die große Gefahr vorstellte, die er dabei liefe, so lies er sich doch nicht von seinem Vorsatze abhalten. Als er sich dem Thiere näherte, erkannte es ihn, grüßte ihn dreimal, indem es seinen Rüssel hin und her schwang, kniete nieder und ließ ihn aufsteigen. Nachher half es die andern jagen und brachte zugleich seine drei Jungen mit, die es während seiner Abwesenheit geworfen hatte. Der Wärter erhielt seine Stelle wieder, und als eine Vergütung für seine Leiden und seine Unerschrockenheit empfing er einen Jahrgehalt auf Lebenszeit. Dieser Elephant wurde nachmals ein Eigenthum des Gouverneur Hastings.

Diese und mehrere andere dergleichen Beispiele lehren deutlich, daß die Elephanten nicht so klug sind, einer Schlinge aus dem Wege zu gehen, in welche sie schon mehr als einmal gefallen sind; zugleich aber beweisen sie auch, daß dieses große Thier ausserordentlich folgsam ist.

Wenn der Elephant gezähmt ist, so wird er das sanfteste und folgsamste Geschöpf unter allen Hausthieren. Seinen Wärter liebt er so sehr, daß er ihn liebkost, seine Befehle im voraus erräth, und alles, was ihm angenehm ist, voraus sieht. Er lernt bald die Zeichen verstehen, und

sogar die Töne begreiffen. Er weiß die Commandoworte, die Aeusserungen des Mißfallens und des Beifalls zu unterscheiden, und folglich sein Verfahren darnach einzurichten. Nie mißkennt er die Stimme seines Herrn, dessen Befehle er mit Aufmerksamkeit anhört, und mit Klugheit und Eifer vollzieht, ohne sich aber im geringsten dabei zu übereilen: denn seine Bewegungen sind allemal gleichsam abgemessen, und sein Charakter scheint sehr gesezt und ernsthaft zu seyn. Leicht lernt er so niederknien, daß man ohne Mühe hinaufsteigen kann. Seine Freunde liebkoset er mit seinem Rüssel, grüßt damit diejenigen, die man ihm weißt, hebt damit Lasten in die Höhe und hilft sich selbst beladen. Er läßt sich anschirren: denn er scheint es gern zu sehen, daß man ihm mit vergoldetem Geschirre und glänzenden Satteldekken ausschmückt; man braucht ihn zum Karren- Pflug und Wagenziehen. Er zieht vortreflich und bleibt nie müßig, wenn man ihn nur nicht durch eine ungeschickte Züchtigung aufbringt, und die Leute, die mit ihm arbeiten, mit seiner Arbeit zufrieden zu seyn scheinen. Er ist äußerst folgsam: als der Pater Borri (s. dessen Beschreibung von Cochin China) einstmals einem Elephantenführer sein Vergnügen über das Fressen dieses Thieres bezeugte, rief dieser Eines zu sich und sagte zu ihm, daß der Pater es gern einen solchen Ast möchte fressen sehen, als es gestern verzehrt hätte. Sogleich ging der Elephant fort, holte sich einen Ast, fraß ihn und entfernte sich wieder, nachdem er sich vorher noch etwas verbeugt hatte. Allein diesen Gehorsam leistet er bloß seinem Führer: denn wenn sich jemand Anders auf ihn sezt, so verbindet man ihm die Augen, damit er ihn nicht sieht, sonst würde er die Kutsche und alles was darin-

nen ist, zerstören. Gemeiniglich sizt der Führer auf den Nacken und schlägt ihn mit einem eisernen Stabe auf die Stirne, wenn er nicht gehorchen will. Gewöhnlich aber sind schon Worte hinlänglich, besonders wenn das Thier Zeit genug gehabt, vollkommen mit seinem Führer bekannt zu werden und ihm sein völliges Vertrauen zu schenken. Die Anhänglichkeit der Elephanten geht manchmal so weit, daß sie vor Gram sterben, wenn sie in einem Anfalle von Wuth ihren Führer getödtet haben. Nach der Erzählung des Pater Borri soll er, wenn er ausgewüthet hat, ganz beschämt zu seinem Führer zurück kommen, den Kopf hängen und gleichsam zu wissen scheinen, daß er Strafe verdient hat.

Ein zahmer Elephant arbeitet mehr als vielleicht sechs Pferde; allein er verlangt von seinem Herrn auch mehr Aufsicht und eine große Menge guten Futters. Gewöhnlich bekommt er rohen oder gekochten Reiß mit Wasser vermischt zu fressen, wovon er täglich hundert Pfund nöthig hat, wenn er bei Kräften bleiben soll; Wasser soll er täglich fünf und vierzig Gallonen trinken.

In Indien benuzt man die zahmen Elephanten vorzüglich zum Fortschaffen großer Lasten, und wenn man sich eine richtige Vorstellung von den Arbeiten machen will, die sie verrichten, so muß man wissen, daß sie daselbst alle Tonnen, Säcke und Ballen von einem Orte zum Andern schaffen, daß sie auf ihrem Rücken, Halse, ihren Hauern und selbst im Munde Lasten tragen, indem man ihnen das Ende eines Seiles reicht, das sie mit den Zähnen fest halten; daß sie Klugheit mit Stärke verbinden, und daß sie niemals irgend etwas, was man ihnen anvertrauet hat, zerbrechen oder beschädigen; daß sie vom Rande des Wassers die

Lasten ins Boot thun, ohne sie naß zu machen, daß sie dieselben sanft niederlegen und in die gehörige Ordnung bringen; daß wenn man sie an Orte hinstellt, wo sie ihr Herr lenkt, sie mit dem Rüssel untersuchen, ob auch die Lasten fest liegen und daß wenn etwann eine Tonne oder ein Faß fortrollt, sie von freien Stücken hingehen, Steine holen, um die Last aufzuhalten und fest zu machen. Sie können zum wenigsten eine Last von 2000 Pfund tragen, und diejenigen, die von Jugend auf daran gewöhnt sind, tragen über viertausend Pfund. Ein ausgewachsener Elephant ist im Stande 28 Menschen ohne Mühe fortzubringen, man befestigt deshalb eine Art von Sattel auf seinem Rücken und auf demselben einen Tragsessel, in welchem mehrere Menschen Raum haben.

„Ich war, erzählt Phillipe (s. dessen Reise nach Ostindien) von folgenden Thatsachen Zeuge: zu Goa werden die Elephanten zum Schiffbaue gebraucht. Eines Tages ging ich nach dem Fluße hin, in dessen Nähe ein großes Schiff gebauet wurde, und wo daher ein großer Platz mit Balken angefüllt war. Einige Leute banden um die Enden der schwersten Lasten ein Seil, das man dem Elephanten reichte. Dieser nahm es in den Mund, wikkelte es um den Rüssel und zog es ohne Führer nach dem Orte hin, wo das Schiff gebauet wurde, ob man ihm gleich denselben bloß ein einzigesmal gezeigt hatte. Bisweilen war ein solcher Balken so groß, daß mehr als zwanzig Menschen ihn nicht würden haben fortbringen können. Was mich aber noch mehr in Verwunderung sezte, war, daß, wenn ihm andere Balken den Weg versperrten, er die Enden seiner eigenen Balken in die Höhe hob, damit

er sie leicht über diejenigen, die ihm im Wege lagen, hinweg bringen konnte. Würde wohl der einsichtsvollste Mensch mehr thun?“

Zu Mahie auf der Küste Malabar hatte Herr Toreen (s. dessen Reise nach Surate) Gelegenheit, die Klugheit eines Elephanten zu bewundern. Sein Herr hatte ihn für eine gewisse tägliche Summe Geldes weggeborgt und seine Beschäftigung bestand darin, daß er mit seinem Rüssel Bauholz aus dem Flusse zog, welches Geschäft er unter der Leitung eines Knabens sehr geschickt verrichtete. Hierauf legte er die Baumstämme auf einander und zwar jedes Stück in einer solchen Ordnung, daß es kein Mensch besser hätte machen können.

Die Elephanten gehorchen nicht bloß der Stimme ihres gegenwärtigen Führers, sondern Einige verrichten auch in dessen Abwesenheit die auffallendesten Arbeiten, die man ihnen zuvor gezeigt hat. „Ich habe zwei Elephanten gesehen, sagt d'Obsonville, die eine Mauer niederrissen: diesen Auftrag hatten ihnen ihre Kornaks oder Führer gegeben, und sie durch das Versprechen von Obst und Branntewein dazu aufgemuntert. Sie vereinigten ihre Kräfte, verdoppelten ihre Rüssel, die man durch Leder gegen Verletzungen geschützt hatte, stießen damit gegen den stärksten Theil der Mauer, wiederholten diese Stöße, und fuhren damit fort, beobachteten mit den Augen sorgfältig die Wirkungen des Gleichgewichtes, und folgten demselben, bis alles endlich hinlänglich locker war; hierauf strengten sie noch einmal alle ihre Kräfte an und zogen sich schnell zurück, damit sie nicht verwundet würden; worauf das Ganze zusammenstürzte.“

Vor der Erfindung des Schießpulvers wurden die Elephanten von den asiatischen und afrikanischen Nationen im Kriege gebraucht, und seit undenklichen Zeiten haben sich die Könige von Ceylon, Pegu und Arrakan derselben dabei bedient. Man band ihnen blanke Säbel an den Rüssel; auf ihrem Rücken befestigte man kleine hölzerne Kastelle, in denen sich fünf bis sechs Leute befanden, die mit Wurfspiesen und andern Waffen versehen waren. Die Griechen und Römer aber wurden bald mit der Natur dieser ungeheuern Krieger bekannt. Sie öfneten ihre Reihen, um die Thiere hindurch zu lassen, und richteten alle ihre Waffen auf ihre Führer. Seitdem aber das Feuergewehr das Element des Krieges und das Hauptwerkzeug der Zerstörung worden ist, würden die Elephanten, die eben sowohl das Getöß als das Feuer erschrekt, in unsern Schlachten mehr schädlich als nüzlich seyn. Einige indische Könige bewafnen indessen in ihren Kriegen noch immer die Elephanten. In Cochin und andern Theilen von Malabar steigen alle Krieger, die nicht zu Fuße fechten, auf Elephanten. Dies ist auch der Fall in Tonquin, Siam und Pegu, wo die Feuergewehre nur wenig bekannt sind. Der Führer sizt mit auseinander gespreizten Beinen auf dem Halse und die Sreiter sitzen oder stehen auf andern Theilen des Körpers. Die Elephanten leisten auch beim Uebersetzen über Flüße vortrefliche Dienste und tragen auf ihrem Rücken das Gepäck hinüber. Wenn ihnen ihre Führer mehrere hundert Pfund aufgeladen haben, so machen sie Stricke daran: an diese halten sich die Soldaten fest und schwimmen übers Wasser oder werden hinüber gezogen. Bei einer Schlecht befestigt

man bisweilen eine schwere eiserne Kette an das Ende ihres Rüssels, den sie mit solcher Schnelligkeit herum drehen, daß sich ihnen alsdann unmöglich ein Feind nähern kann. Ein anderer Vortheil, den diese Thiere im Kriege gewähren, besteht darin, daß sie die Thore einer Stadt oder Festung, die eng eingeschlossen und belagert ist, mit Gewalt öfnen. Diesen Zweck erreichen sie dadurch, daß sie sich mit ihrem Hintern an sie anlehnen, und sich so lange hin und her bewegen, bis sie die Riegel zerbrochen und einen Eingang erzwungen haben. Um diesem Wagstück vorzubeugen, schlägt man gemeiniglich große Nägel in die Thore, welche ziemlich weit hervorragen.

Den Elephanten braucht man auch, nach der Erzählung des Herrn Büffy dazu, das grobe Geschütz über die Berge zu bringen, bei welcher Gelegenheit man seine Klugheit und Gelehrigkeit ganz besonders bemerkt. Spannt man Ochsen oder Pferde vor eine Kanone, so thun sie ihr Möglichstes, um sie eine Anhöhe hinauf zu bringen; der Elephant hingegen stößt die Stückkammer mit der Stirne fort, und hält bei jedem Rucke, den er thut, den Wagen mit dem Knie auf, das er an das Rad ansemmt. Er scheint das zu verstehen, was man zu ihm sagt.

Er trinkt gern Wein und hitzige Getränke. Zeigt man ihm ein Gefäß, das damit angefüllt ist, und verspricht es ihm zur Belohnung für seine Arbeiten, so übernimmt er die beschwerlichsten Geschäfte. Will daher sein Führer irgend etwas der Art von ihm gethan haben, so sezt er ihm die Beschaffenheit der Unternehmung auseinander und giebt die Gründe an, die ihn zum Gehorsame bewegen müssen. Wenn der Elephant einige Widerspenstigkeit gegen das

zeigt, was sein Führer von ihm verlangt, so verspricht er ihm Arrak, Wein oder ein anders Getränk, das er gern trinkt, und dann bietet das Thier alle seine Kräfte auf, um das Verlangte auszuführen. Es ist aber äusserst gefährlich, wenn man sein Versprechen nicht hält. Schon viele Führer haben durch eine solche Unvorsichtigkeit ihr Leben eingebüßt. Zu Dekan, sagt Büffy, tödtete ein Elephant seinen Kornak aus Rache. Als die Frau des Mannes diese schrekliche Szene erblikte, nahm sie ihre beiden Kinder, warf sie dem wüthenden Thiere vor die Füße und sagte: „da du meinen Mann umgebracht hast, so nimm nun auch mir und meinen Kindern das Leben.“ Der Elephant hielt sogleich inne, sezte wie von Reue durchdrungen den ältesten Sohn mit dem Rüssel auf seinen Rücken, nahm ihn zu seinem Führer an und wollte durchaus niemand anders auf sich leiden.

Zu Cassel versäumte einstmals ein Elephantenwärter, dies Thier zu rechter Zeit zu füttern. Hierüber wurde es so aufgebracht, daß es sich losriß, durch eine enge Thüre in des Wärters Stube kroch, sich hier satt fras und soff, alsdann alle Geräthschaften, Betten, Kleider, Wäsche, kurz alles, was da war, mit fort nahm, dasselbe in den Winkel seines Stalles trug, seinen Urin und Unrath darauf ließ und endlich alles in Stücken zerstampfte.

Ob der Elephant schon rachsüchtig ist, so ist er doch nicht undankbar. Zu Pondichery hatte ein Soldat die Gewohnheit, einem Elephanten jedesmal, wenn er seinen Sold erhielt, eine gewisse Quantität Arrak zu geben. Einstmals hatte sich dieser Soldat betrunken, und da er Ausschweifungen beging, so verfolgte ihn die Wache, um

ihn in Verhaft zu nehmen. In der Unbesonnenheit nahm er seine Zuflucht zum Elephanten, legte sich unter ihm nieder und schlief da ein. Vergeblich versuchte es die Wache, ihn hier hervor zu ziehn: der Elephant vertheidigte ihn mit seinem Rüssel. Als der Soldat den Tag darauf von seinem Rausche erwachte und sich unter dem furchtbaren Thiere sah, erschrak er ganz gewaltig, allein der Elephant, der unstreitig sein Schrecken bemerkte, benahm ihm seine Furcht, indem er ihn sogleich mit seinem Rüssel streichelte.

Der Elephant ist ganz leidenschaftlich für wohlriechende Blumen eingenommen, die er Eine nach der Andern sammelt, einen Strauß daraus macht, daran riecht und diesen alsdann zum Munde führt Er ist auch der Freundschaft gegen andere Thiere nicht unfähig. Der Elephant, den der türkische Kaiser im Jahre 1740 dem Könige von Neapel schenkte, ließ eine ganz besondere Zuneigung gegen einen Hammel blicken, den man neben noch einigen andern Thieren in seinem Behältniße eingesperrt hatte. Er erlaubte ihm sogar, mit dem Kopfe, wie es diese Thiere zu machen pflegen, gegen ihn anzurennen und ihn zu stossen. Mißbrauchte aber der Hammel diese Gefälligkeit, so bestand die ganze Strafe, die er ihm anthat, darin, daß er ihn mit dem Rüssel in die Höhe hob und auf einen Misthaufen warf; die übrigen Thiere hingegen, die ihm etwann zu nahe kamen, warf er mit solcher Heftigkeit an die Wand, daß sie auf der Stelle tod blieben.

Während der Brunstzeit wird der Elephant so wüthend, daß man ihn gar nicht bändigen kann, und daß man ihn oft tödten muß. Man sucht ihn mit großen eiser-

nen Ketten zu fesseln, allein dies hilft oft nicht viel: in seinem gewöhnlichen Zustande hingegen vermögen es selbst die schrecklichsten Schmerzen nicht, daß er denen etwas zu Leide thäte, die ihn niemals beleidigt haben. Zu Asmer in Indien pflegte eine Gärtnersfrau einem Elephanten, der mit Andern täglich über den Markt nach dem Wasser geführt wurde, allemal eine Hand voll Küchenkräuter zu geben. Während der Brunstzeit riß sich dies Thier einstmals los und jagte alle Leute vom Markte weg. Vor Furcht und Schrecken ergriff auch die Gärtnersfrau die Flucht, lies aber in der Angst ihr Kind neben der Krambude sitzen. Jedermann fürchtete, der Elephant werde das verlassene Kind tödten, allein selbst in der Wuth erkannte er noch den Platz, wo seine Wohlthäterinn zu sitzen pflegte, hob das Kind sanft mit dem Rüssel in die Höhe, sezte es auf das Dach einer Krambude und lief fort. Ein anderes Beispiel, daß der Elephant selbst in der Wuth nicht allemal jemand etwas zu Leide thut, ist folgendes: ein Elephant, dem die Wunden, die er in der Schlacht bei Hambour erhalten, wüthend gemacht hatten, lief quer Feld ein und machte ein schreckliches Geschrei. Ein Soldat, den zwar seine Cameraden durch ihr Geschrei auf das Thier aufmerksam zu machen suchten, konnte sich vielleicht wegen seiner Wunden, nicht mit der Flucht retten. Der Elephant schien erschrocken zu seyn, daß er mit den Füssen auf ihn treten sollte, hob ihn mit dem Rüssel in die Höhe, legte ihn sanft auf die Seite und sezte seinen Weg fort.

Der Elephant zu Versailles, von dem man in den Denkschriften der königlichen Academie der

Wissenschaften einige Nachrichten findet, schien zu merken, wenn man ihn nekte; wenn man ihn beleidigte, so paßte er die beste Gelegenheit ab, um sich zu rächen. Jemand stellte sich, als wollte er ihm Futter in den Mund steken, allein dies that er nicht, sondern täuschte ihn bloß: der Elephant merkte dies und gab ihm mit dem Rüssel einen solchen Schlag, daß er zu Boden stürzte und zwei Rippen zerbrach. Ein Mahler hatte die Absicht, dies Thier in einer ungewöhnlichen Stellung zu mahlen, so daß er den Rüssel in die Höhe hielt und den Mund öfnete. Um ihn in dieser Lage zu erhalten, warf ihm der Bediente des Mahlers Nüsse in den Mund. Gewöhnlich aber stellte er sich bloß als wollte er dies thun. Hierüber wurde der Elephant gewaltig aufgebracht: er griff aber nicht den Bedienten an, sondern richtete, als ob er wüßte, daß bloß der Mahler schuld an dieser Neckerei sey, seine Augen auf den Herrn und sprüzte eine solche Menge Wassers aus seinem Rüssel auf ihn, daß das Papier, worauf er zeichnete, gänzlich abgewaschen wurde. Gewöhnlich nahm er weniger zur Stärke als zur Geschicklichkeit seine Zuflucht. Mit der größten Ruhe und Kaltblütigkeit löste er die Schnalle an einem großen doppelten Riemen auf, den man ihn ums Bein gebunden hatte, und als die Wärter die Schnalle rund umher mit einem kleinen Bindfaden zugebunden und viele Knoten darein gemacht hatten, löste das Thier das Ganze mit solchrr Einsicht anf, daß es weder den Riemen noch den Bindfaden zerriß.

Von folgendem merkwürdigen Zuge des Elephanten war der Baron von Lawriston Augenzeuge: er besuchte Lakuaor, die Hauptstadt des Subah, gerade zu einer

Zeit, als eine ansteckende Krankheit große Verheerungen unter den Einwohnern anrichtete. Die Hauptstraße nach dem Pallaste war mit Kranken und Sterbenden bedekt, die man im nämlichen Augenblicke auf die Erde hinlegte, wenn der Nabob ausritt. Es schien unmöglich zu seyn, daß sein Elephant vorbeikommen könnte, ohne auf diese Unglücklichen zu treten und sie zu zermalmen, wofern der Fürst nicht so lange wartete, bis der Weg rein gemacht wäre, allein er war eilig, und ein solches Mitleiden hätte sich für eine so hohe Person nicht einmal geschikt. Was aber der Fürst nicht that, das that der Elephant: dies kluge Thier, das nicht im geringsten langsam zu gehen schien und das keinen Befehl dazu erhalten hatte, stand den Unglücklichen mit seinem Rüssel bei; es legte Einige auf die Seite, half Andern auf die Beine und schritt über die Uebrigen so geschikt und sorgfältig hinweg, daß niemand etwas zu Leide geschah. Ein asiatischer Fürst und seine Sklaven waren taub gegen die Stimme der Natur und das Herz eines Thieres ließ sich von Mitleid erweichen!

Folgendes Beispiel von der Klugheit dieses Thieres führt der D. Darwin in seiner Zoonomie an, das ihm einige glaubwürdige, mit Ostindien genau bekannte Männer mitgetheilt haben. Die Elephanten, die man zum Fortschaffen des Gepäckes der Armee braucht, stehen jeder unter der Aufsicht Eines der Eingebornen von Hindostan; wenn nun dieser Wärter und seine Frau in den Wald geht, um Laub und Baumzweige für ihn zum Futter zu holen, so befestigt man ihn an einer langen Kette; oft überziebt man ein Kind, das noch nicht gehen kann, seiner Aufsicht, und das kluge Thier schüzt es nicht allein, sondern

schlingt, wenn es herum kriecht und allzu nahe an das Ende seiner Kette kommt, sanft seinen Rüssel um dessen Leib und trägt es wieder in den Mittelpunkt seines Kreises.

Während eines Krieges in Ostindien hatten viele Frauzosen Gelegenheit, einen Elephanten zu beobachten, der durch eine Kanonenkugel eine Fleischwunde erhalten hatte: nachdem man ihn zwei bis dreimal ins Spital geführt hatte, wo er sich ausstrekte, um sich verbinden zu lassen, ging er nachmals allein dahin. Der Wundarzt ergrif solche Mittel, die er für zweckmäßig hielt, ja er brannte ihm sogar manchmal die Wunde aus, und ob dem Thiere schon der Schmerz, den es dabei auszustehen hatte, oft das kläglichste Stöhnen auspreßte, so äußerte es doch gegen diesen Mann nie andere Empfindungen als Dankbarkeit. Endlich war der Wundarzt doch so glüklich den Elephanten völlig wieder herzustellen. (D' Obsonville S. 163.)

Im lezten ostindischen Kriege erhielt ein junger Elephant eine starke Kopfwunde, die ihn so toll und wüthend machte, daß man ihn unmöglich verbinden konnte. Wenn sich ihm jemand näherte, so lief er wüthend davon, und jedermann mußte einige Schritte von ihm entfernt bleiben. Endlich gelang es dem Wärter durch eine List, sich des Thieres zu bemächtigen; er gab der Mutter des Elephanten durch einige Zeichen und Worte zu verstehen, was er wünsche, und das verständige Thier ergriff sogleich sein Junges mit dem Rüssel und hielt es fest zur Erde nieder, ob dasselbe schon gewaltig schrie; unterdessen verband ihm der Wundarzt die Wunde, und die Mutter verrichtete täglich diesen Dienst so lange, bis das Thier völlig wieder hergestellt war.

In mehrern Gegenden Indiens bedient man sich der Elephanten anstatt des Scharfrichters; mit ihrem Rüssel brechen sie dem Verbrecher alle Gliedmaßen entzwei, treten ihn tod oder spießen ihn auf ihre Hauer, so wie man es ihnen befiehlt.

In Indien bediente man sich auch vormals der Elephanten, um Schiffe vom Stapel zu lassen; einstmals befahl man einem solchen Thiere, ein sehr großes Schiff ins Wasser zu stoßen; allein die Arbeit ging über seine Kräfte; als dies sein Herr sah, befahl er dem Wärter in einem höhnischen Tone, dies faule Thier fortzuschaffen und ein Anderes zu holen. Das arme Geschöpf versuchte es sogleich noch einmal, und bot alle seine Kräfte auf, allein es zerbrach sich den Schädel und starb auf der Stelle (Pennant, der dies aus Ludolph Comm. in hist. Aeth. p. 147 anführt.)

Der Elephant hat einen großen Abscheu vor üblen animalischen Gerüchen. Auch sind ihm die Schweine sehr zuwider, und der zahme Elephant zu Versailles ergriff schon die Flucht, wenn er ein Schwein schreien hörte. So kann der Elephant auch den Haushahn nicht leiden. Einstmals hätte sich auf einem Schiffe, auf dem sich ein Elephant befand, ein großes Unglück durch einen aus dem Käfig entsprungenen Haushahn ereignen können, wenn dieser nicht dem Elephanten, der schon wüthend zu werden anfing, unter die Füße gekommen wäre, wo er sogleich zertreten wurde.

Wenn die Elephanten ein krankes oder verwundetes Thier ihrer Art antreffen, so leisten sie ihm allen Beistand, der in ihren Kräften steht. Stirbt es, so begraben sie es und bedecken es sorgfältig mit Baumzweigen.

Als der Elephant des Borus merkte, daß sein Herr durch eine Menge von Wunden ganz entkräftet sey, kniete er langsam nieder, um ihn abzusetzen und zog mit seinen Rüssel die Pfeile aus dessen Körper. Als er aber spürte, daß sein Herr gar zu viel Blut verliehre, so nahm er ihn wieder auf den Rücken und trug ihn ins Lager. Einen ähnlichen Fall erzählt Aelian von einem indischen Grossen, der eine junge Elephantin hatte, die er sehr sorgfältig erzog. In der Folge ritt er fast beständig auf diesem Thiere, und gab ihm täglich Beweise von seinem Wohlwollen. Der König, den man von der Lenksamkeit und Fähigkeit dieses Thieres unterrichtet hatte, foderte es ihm ab, indem er es für sich verlangte; allein der Indier wollte sich nicht von seinem Lieblinge trennen und floh mit ihm ins Gebirge. Auf Befehl des Königs verfolgte man ihn, und da der Geflüchtete sich auf dem Gipfel eines steilen Felsens befand, so trieb er eine zeitlang den Angriff der ausgeschikten Soldaten zurück und vertheidigte sich mit Steinen, worin ihm der Elephant, der sehr vortreflich werfen gelernt hatte, treulich beistand. Endlich aber gelang es den Soldaten dennoch, zu ihm hinauf zu kommen, worüber der Elephant in eine ausserordentliche Wuth gerieth, sich mitten unter sie stürzte, Einige zertrat, Andere mit dem Rüssel zu Boden warf und die Uebrigen in die Flucht jagte. Hierauf nahm er seinen verwundeten Herrn auf den Rücken und brachte ihn an einen Ort hin, wo er in Sicherheit war.

Wenn der Elephant durch eine Heerde Schaafe geht, so stößt er sie bei Seite, weil er sie sonst zertreten möchte.

Ein Indier hatte eine alte Frau, und da er ihrer überdrüßig war, so ermordete er sie. Hierauf verscharrte er sie in dem Stalle, wo sein Elephant stand, und heurathete nicht lange darauf eine Andere. Als der Elephant nicht lange darauf seine neue Hausmutter sah, pakte er sie mit seinem Rüssel an und trug sie an die Stelle hin, wo die Ermordete verscharrt lag, und grub die Leiche aus, um ihr zu zeigen, welch grausames Schikfal ihre Vorgängerin gehabt habe.

In den philosophischen Verhandlungen befindet sich eine Nachricht von einem Elephanten, der eine solche Anhänglichkeit an ein ganz kleines Kind hatte, daß er sich nie wohl befand, auffer wenn er in dessen Nähe war. Die Amme that es daher sehr häufig in die Wiege und sezte es zwischen seine Beine; hieran wurde er endlich so gewöhnt, daß er niemals fressen wollte, auffer wenn es zugegen sey. Wenn das Kind schlief, so jagte es mit dem Rüssel die Fliegen weg, und wenn es schrie, so bewegte er die Wiege hin und her, und wiegte es auf diese Art wieder in Schlaf.

Ein Soldat, der bei der Menagerie zu Paris Schildwache stand, bat die Zuschauer öfters, daß sie den Elephanten ja nichts zu fressen geben möchten. Diese Erinnerung mißfiel dem Weibchen ganz besonders, und es sah die Wache mit sehr schölen Augen an: schon mehrmals hatte es versucht, ihm seine Einmischung dadurch abzugewöhnen, daß es ihm den Kopf mit Wasser besprizt hatte, allein seine Mühe war vergeblich gewesen. Eines Tages, als mehrere Personen dastanden, um diesen Thieren zuzusehen, reichte Einer von den Umstehenden dem Weibchen ein Stük

Brod; die Schildwache wurde dies gewahr, und als sie den Mund öfnete, um ihre gewöhnliche Erinnrung anzubringen, trat das Weibchen sogleich vor ihm hin und sprizte ihm eine große Menge Wasser ins Gesichte. Es entstand ein allgemeines Gelächter darüber; die Schildwache aber wischte sich ruhig das Gesichte wieder ab, trat etwas auf die Seite und war wie gewöhnlich sehr wachsam. Nicht lange darauf mußte sie ihre Erinnerung gegen die Zuschauer wiederholen, kaum hatte sie dies gethan, so nahm ihm das Weibchen die Flinte, wand ihren Rüssel darum, trat mit den Beinen darauf und gab sie ihr nicht eher wieder zurück, als bis sie dieselbe wie eine Schraube gewunden hatte.

Navarette erzählt, daß ihm zu Macasar ein Elephantentreiber eine Cocosnuß gegeben, und da er nichts gehabt hätte, wie er sie aufmachen könnte, so hätte er sie dem Elephanten zweimal an den Kopf geworfen, um sie zu zerbrechen. Den Tag darauf sah dieses Thier einige Cocosnüsse, die man auf der Straße feil hatte, hob Eine davon mit seinem Rüssel auf und schlug damit den Treiber an den Kopf, bis er tod war. „Das kommt daraus, sagt der Verfasser, wenn man mit Elephanten spielt!“

Vor einigen Jahren zeigte man in Frankreich einen Elephanten, der es zu merken schien, wenn sich jemand über ihn aufhielt, und der auf eine Gelegenheit paßte, wo er sich deshalb rächen könnte. Jemand that, als wenn er ihm etwas in den Mund werfen wollte, allein er täuschte ihn bloß: dies nahm der Elephant so übel, daß er ihm einen Schlag mit dem Rüssel versezte, ihn zu Boden warf und ihm zwei Ribben zerbrach. Hierauf trat er auf ihn, zer-

brach ihm ein Bein und ließ sich auf die Knie nieder und suchte ihm seine Hauer in den Leib zu stoßen, die aber glücklicher Weise in die Erde fuhren, ohne daß ihm dadurch etwas zu Leide geschah.

Einstmals hatte sich dieser Elephant in der Nacht losgerissen und die Thüre seines Stalles so geschikt zu öfnen gewußt, daß der Wärter davon nicht erwachte. Er war alsdann in mehrere Höfe der Menagerie gelaufen, hatte die Thüren aufgebrochen und die Mauern umgeworfen, wenn die Thüre zu enge gewesen war, um hindurch kommen zu können. Auf diese Art war er zu den Behältern anderer Thiere gelangt, die er so in Schrecken sezte, daß sie sich in die entferntesten Winkel verkrochen.

„Ich habe oft bemerkt, sagt Edward Terry in seiner Reise nach Ostindien, daß der Elephant viele Handlungen verrichtet, die mehr aus Vernunft als Instinkt herzurühren scheinen. Er thut alles, was ihm sein Herr befiehlt: will er jemand erschrecken, so läuft er mit allem Anscheine von Wuth auf ihn los, und wenn er ihm nahe kommt, so macht er plözlich halt, ohne ihm im geringsten etwas zu Leide zu thun. Will sein Herr jemand einen Streich spielen, so sagt er es dem Elephanten. Dieser sammelt sogleich Wasser und Schlamm und sprüzt es auf den angewiesenen Gegenstand.“

Daß die Elephanten die wärmste Zuneigung gegen einander hegen, beweißt folgende Nachricht, die aus einem französischen Journale genommen ist. Vor ungefähr zwölf Jahren kamen zwei Elephanten, ein Männchen und ein Weibchen, von der Insel Ceylon nach Holland; beide waren noch sehr jung. Man hatte sie von einander getrennt,

um sie aus dem Haag nach Paris ins Museum der Naturgeschichte zu schaffen, wo man für sie einen geräumigen Stall zu rechte gemacht hatte. Dieser war in zwei Abtheilungen getheilt, welche vermittelst einer großen Thüre, die einem Fallgatter glich, mit einander in Verbindung standen. Die Einfassung, die um diese Abtheilungen herum lief, bestand aus sehr starken hölzernen Geländern. Den Morgen nach ihrer Ankunft schafte man sie in diese Wohnung. Das Männchen brachte man zuerst, es trat voller Argwohn hinein, untersuchte den Ort, hierauf probirte es jede Stange besonders mit dem Rüssel und sah ob sie fest sey, indem es daran rüttelte. Es suchte an der Außenseite die großen Schrauben herum zu drehen, die sie zusammen hielten, allein dies war für dasselbe unmöglich. Als es ans Fallgatter kam, das die Abtheilungen von einander schied, bemerkte es, daß dasselbe bloß mit einer senkrechten eisernen Stange fest gemacht war: diese hob es auf, stieß an die Thür und ging in die zweite Abtheilung, wo es sein Frühstük erhielt.

Nur mit größter Mühe hatte man diese Thiere von einander trennen können, damit jedes besonders die Reise machte, und nunmehro hatten sie einander seit einigen Monaten nicht gesehen; die Freude, die sie bei ihrer ersten Wiederzusammenkunft empfanden, läßt sich kaum beschreiben. Sie liefen sogleich auf einander los, und erhoben ein so lebhaftes und starkes Freudengeschrei, daß das ganze Gebäude davon erschütterte: der Athem drang durch ihre Rüssel so ungestüm heraus, daß sein Blasen einem starken Windstoße glich. Die Freude, die das Weibchen äusserte, war am lebhaftesten; es gab sie durch ein Schlagen mit

den Ohren zu erkennen, die es mit erstaunlicher Schnelligkeit bewegte, und warf seinen Rüssel mit der größten Zärtlichkeit über den Leib des Männchens. Besonders legte es ihn an sein Ohr, wo es ihn lange still hielt, und nachdem es es ihn um den ganzen Leib des Männchens geschlungen hatte, bewegte es ihn zärtlich nach seinem eigenen Munde zu. Das Männchen that dasselbe und schlang seinen Rüssel um den Leib des Weibchens, seine Freude aber war inniger. Es schien sie durch Thränen zu verrathen, die es in Menge vergoß. Seit der Zeit haben beide beständig einen Stall zusammen gehabt, und ihre gegenseitige Zärtlichkeit und natürliche Zuneigung haben jedermanns Verwunderung erregt.

Der Elephant soll sogar mit der Feder zu schreiben im Stande seyn. „Ich habe (sagt Aelian) selbst einen Elephanten auf eine Tafel lateinische Buchstaben schreiben sehen, die sehr gut aus sahen; sein Wärter that dabei weiter nichts, als daß er ihm die Gestalt jedes Buchstabens zeigte. Während der Zeit sah man, daß er seine Augen sehr aufmerksam auf die Schrift richtete, und daß er das Ansehen von großer Geschiklichkeit und Gelehrsamkeit hatte.“

Darwin sagt, daß ihm ein glaubwürdiger Mann erzählt hätte, daß man in einigen Gegenden von Ostindien Elephanten auf einem schmahlen Pfade zwischen zwei Fallgruben gehen lehrte, die mit Rasen bedekt wären; dann gingen sie in die Wälder, verführten die wilden Elephanten, daß sie den nämlichen Weg gingen, allein diese fielen in die Gruben, während jene glüklich zwischen ihnen hinüber kämen; und daß man allgemein bemerkt hätte, daß die wilden Elephanten, die der Schlinge entgingen, den

Verführer mit der größten Wuth verfolgten, und daß, wenn sie denselben erhaschen könnten, welches bisweilen der Fall sey, sie ihn allemal zu Tode prügelten.

Nach Tavernier Erzählung war ein indischer König nebst seinem Sohne auf einem Elephanten auf die Jagd geritten, als das Thier in seine periodische Wuth verfiel und auf einmal ganz unlenksam und rasend wurde. Der Cornak sagte dem Könige, daß Einer von ihnen sein Leben aufopfern müße, um die Wuth des Thieres zu vermindern, das sie sonst sicher alle an den Bäumen zerquetschen würde, und daß er dies zur Erhaltung der beiden Andern zu thun bereit sey, wenn nur der König nach seinem Tode für seine Familie sorgen wolle. Der König versprach dies und der Cornak legte sich der Längelang unter die Füße des Thieres hin, das ihn mit seinem Rüssel ergriff, und nachher in Stücken zertrat. Allein der Elephant schien es bald zu bereuen, daß er seinen Führer ohne alle Ursache ermordet hatte und wurde ohne weitere Schwierigkeiten völlig ruhig.

Wenn diese Thiere gejagt werden, so vermeiden sie sorgfältig schlammige Flüße; wahrscheinlich thun sie dies deshalb, damit sie nicht im Schlamme stecken bleiben; dahingegen suchen sie gern große Flüße auf, über welche sie sehr leicht hinüberschwimmen: denn obgleich der Elephant wegen seiner Füße und des Baues seiner Gliedmaßen nicht zum Schwimmen geschaffen zu seyn scheint, so ist er doch, ob er schon mit seinem Kopfe und Leibe ganz untergesunken ist, weniger in Gefahr zu ertrinken, als viele andere Landthiere, da er seinen langen Rüssel aus dem Wasser herausstekt, um Athem zu holen und vermittelst desselben seinen Lauf zu lenken. Man hat bemerkt, daß wenn mehrere

Elephanten zugleich über einen Fluß geschwommen sind, sie alle den Weg sehr gut getroffen haben und doch einander nicht zu nahe gekommen sind, ob sie gleich die ganze Zeit über die Augen und die Köpfe unter dem Wasser hatten.

In vielen Gegenden Ostindiens hält man diese Thiere mehr zum Prunk und zur Schau als des Nutzens wegen: ihre Unterhaltung kostet sehr viel, da sie gewaltig fressen und bisweilen eine tüchtige Portion Zimmt bekommen müssen, von dem sie ausserordentlich große Liebhaber sind. Auch soll es nicht ungewöhnlich seyn, daß ein Nabob, wenn er jemand zu Grunde richten will, demselben einen Elephanten schenkt, auf den er weit mehr wenden muß, als seine Vermögensumstände gestatten; und thäte er dies nicht, so würde er sich die Ungnade des Großen zuziehen; ausserdem würden ihn auch seine Landsleute für einen Mann halten, der einer solchen Ehre, als ihm durch das Geschenk erwiesen worden, nicht würdig sey.

Der gewöhnliche Preis eines Elephanten auf der Insel Ceylon ist gegen 50,000 Pfund Sterlinge (gegen 300,000 Thaler); hat er aber einen Fehler, so steht er bei weitem in keinem solchen Preise.

Ein ceylonesischer Landmann (erzählt Wolf in seiner Reise nach Ceylon S. 117 1r Theil), der in der Gegend, wo man aus einem Stalle täglich die Elephanten zur Tränke führte, wohnte, und oft vor seiner Thüre zu sitzen pflegte, gab dann und wann Einem von diesen Thieren einige Feigenblätter, die der Elephant gern frißt. Dasselbe nahm sie ihm aus der Hand und der Mann hatte eine herzliche Freude darüber. Einst gerieth er auf den Einfall, den

Elephanten zu täuschen, er wickelte einen Stein in Feigenblätter und sagte zu dem Cornak: diesmal will ich das Thier mit einem Steine füttern, und der soll ihm wohl bekommen. Der Cornak erwiederte, daß der Elephant kein Narr seyn und den Stein hinterschlucken werde. Der Landmann kützelte sich schon im voraus, gab dem Elephanten den Stein, dieser nahm ihn, brachte ihn mit dem Rüssel zum Munde, ließ ihn aber bald fallen. Ha! rief der Cornak aus: habe ich es euch nicht gesagt, daß ihn der Elephant nicht hinterschlucken werde? Mit diesen Worten trieb er seine Elephanten fort, tränkte sie und kehrte wieder zurück. Der Landmann sas noch vor seiner Thüre und ehe er es sich versah, kam der Elephant von der Seite her, warf seinen Rüssel nach ihm, packte ihn, warf ihn nieder und trat ihn so, daß er augenbliklich starb.

Die Elephanten sind große Liebhaber von der Musik. Nach der Erzählung des Suetonius ließ der Kaiser Domitian zu einem Feste, das er den Römern geben wollte, einige Elephanten nach der Musik im Tanzen unterrichten. Man lehrte ihnen die schwersten Pas und Wendungen machen, und als Eines von diesen Thieren seine Lektion nicht gut gemerkt hatte, so bekam es Prügel. Die Nacht darauf ging es auf eine Wiese und übte sich im Tanzen.

Neuerlich hat man zu Paris einige artige Versuche über den Eindruck angestellt, den die Musik auf den Elephanten macht. Eine Bande Musikanten spielte in einer Gallerie, die rund herum um den obern Theil der Ställe läuft, in denen sich die beiden Elephanten, Hans und Margarethe, befinden. Es entstand eine Todtenstille. Man gab ihnen Etwas von einem Futter, das sie gern

fressen, um ihre Aufmerksamkeit zu fesseln, und die Musiker fingen zu spielen an. Kaum vernahmen sie die Musik, so hörten sie auch zu fressen auf, drehten sich erstaunt herum und sahen, woher die Töne kämen. Als sie die Gallerie, das Orchester und die Menge von Zuschauern erblikten, verriethen sie große Unruhe, weil sie sich ohne Zweifel einbildeten, daß man etwas gegen ihre Sicherheit vorhabe. Allein die Musik zerstreuete bald ihre Furcht und sie waren voller Aufmerksamkeit. Kühne und wilde Töne erregten unruhige Bewegungen bei ihnen, die entweder ein Ausdruk heftiger Freude oder steigender Wuth waren. Eine sanfte Arie hingegen, die man auf dem Fagot spielte, brachte offenbar zärtliche Empfindungen in ihnen hervor. Eine lustige Arie erregte, besonders bei dem Weibchen, die lebhaftesten Aeußerungen von Freude. Jede Veränderung der Musik brachte allemal bei diesen Elephanten eine derselben angemessene Bewegung hervor.

Die Indier, die an eine Seelenwanderung glauben, sind der Meinung, daß ein so majestätisches Thier, als der Elephant, die Seele eines großen Mannes oder eines Königs bewohne. In mehrern morgenländischen Gegenden sieht man die weißen Elephanten für lebende Manen der indischen Kaiser an. Ein jedes solches Thier hat einen Pallast, eine Menge Bediente, goldene Gefäße, die mit dem ausgesuchtesten Futter versehen sind, prächtige Kleider und ist von aller Arbeit und Dienstbarkeit frei. Der Kaiser ist die einzige Person, vor der sie die Knie beugen; auch erwiedert der Monarch ihren Gruß.

Wenn der König von Pegu ausreitet, so gehen vier weiße Elephanten vor ihm her, die mit kostbaren Steinen

und goldenem Schmucke geziert sind; giebt er Audienz, so stellt man ihm diese vier Elephanten vor, die ihm dadurch ihre Ehrfurcht beweisen, daß sie ihre Rüssel empor heben, ihren Mund öfnen, dreimal laut schreien und niederknien. Wenn dies vorbei ist, führt man sie in ihren Stall zurück, wo sie ihr Futter in großen goldenen Gefäßen erhalten. Täglich wäscht man sie mit Wasser aus einem silbernen Becken. Während man sie anschirrt, stehen sie unter einem Thronhimmel, den acht Bedienten halten, um sie gegen die Sonnenstrahlen zu schützen. Wenn sie nach den Geschirren hingehen, die ihr Futter und Wasser enthalten, gehen drei Trompeter voraus. Ihr Gang ist sehr majestätisch.

Ganz Neapel (erzählt Sonnini in einer Anmerkung zu Büffons Naturgeschichte) ist Augenzeuge von der Lenksamkeit und Scharfsichtigkeit eines Elephanten gewesen, der dem Könige gehörte. Den Maurern, die im Schlosse arbeiteten, diente er als Handlanger; er reichte ihnen das nöthige Wasser, das er in großen kupfernen Gefäßen aus einem benachbarten Brunnen holte. Er hatte bemerkt, daß man diese Gefäße zum Kupferschmidte schafte, wenn sie einer Ausbesserung bedurften; als er daher eines Tages sah, daß das Wasser heraus lief, so trug er den Kessel selbst zum Kupferschmidte, und als er ausgebessert war, nahm er ihn in Empfang und machte sich wieder an seine Arbeit. Dieser Elephant ging auf den Straßen von Neapel frei herum und that niemand etwas zu Leide; er spielte mit den Kindern, sezte sie sich mit seinem Rüssel auf den Rücken, und that sie nachher wieder auf die Erde, ohne daß ihnen etwas übles wiederfahren wäre.

Einer von den Naturforschern, (erzählt Sonnini ebendaselbst) die beim Museum der Naturgeschichte angestellt sind, wollte eines Tages die beiden jezt in der Menagerie zu Paris befindlichen Elephanten zeichnen. Er war in Einen von den beiden Verschlägen getreten, allein seine Gegenwart mißfiel, man weiß nicht warum? den Thieren. Kaum hatte er seine Arbeit angefangen, als das Männchen unvermerkt mit dem Rüssel das Quereisen von der Thüre wegnahm und diese öfnete, und eben wollte es dem Zeichner einen Streich spielen, als das Weibchen, das glüklicher Weise den Lärm gehört hatte, herbei kam und sich quer vor die offene Thür stellte, damit das Männchen nicht hinaus konnte; es trieb dieses zurück, gab ihm einen Stoß mit der Nase und machte die Thüre wieder zu; der Zeichner erhielt dadurch Zeit, zu entkommen.

Ob nun aber gleich viele Beispiele, die man von der Klugheit des Elephanten erzählt, ans Wunderbare gränzen, so muß man doch eben so vorsichtig bei ihrer Verwerfung als bei ihrer Annahme verfahren: denn es würde eine Ungerechtigkeit gegen viele glaubwürdige Männer seyn, welche dergleichen erstaunliche Beweise von der Scharfsicht des Elephanten zu bemerken Gelegenheit gehabt haben, wenn man ihre Angaben ohne Gegenbeweise verwürfe.

Das arktische Wallroß. Trichechus Rosmarus. Morse. Buffon.

Dies ganze Geschlecht hält sich im Meere auf, lebt von Seegewächsen und andern Seeprodukten und frißt durchaus kein Fleisch: ob nun gleich der gewöhnliche Aufenthalt dieses Geschöpfs das Meer ist, so giebt es doch einige Arten darunter, die vollkommen sowohl in der See als auf dem festen Lande leben können.

Das arktische Wallroß, das bisweilen achtzehn Fuß lang ist, und zehn bis zwölf Fuß im Umfange hat, hält sich an den Küsten der Magdaleneninseln in dem St. Lorenzbusen auf. Gewöhnlich sieht man diese Thiere in grossen Schaaren auf dem Eise schwimmen, das sie zu ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsorte wählen. An ihrem obern Kinnbacken befinden sich zwei lange Zähne, die unterwärts gebogen sind: dieser bedienen sie sich, wenn sie auf die Eisinseln hinauf klettern wollen, indem sie sich damit in den Ritzen fest halten und so den Körper nach ziehen. Auch scheinen sie damit die Muscheln und jede andere Beute aus dem Sande und von den Felsen loszukratzen. Diese Zähne sind auch ihre Vertheidigungswaffen gegen den weißen Bär sowohl auf dem Lande als auf dem Eise, und gegen den Schwerdtfisch und gegen verschiedene Arten von Haien im Meere.

Das arktische Wallroß sieht nicht hübsch aus; es hat einen kleinen Kopf, dicken Leib und kurze Beine. Es ist ein harmloses Geschöpf, so lange es nicht angegriffen oder beleidigt wird: in solchen Fällen aber wird es wüthend und äußerst rachsüchtig. Wird es auf dem Eise überfallen,

so sorgen die Weibchen zuerst für ihre Jungen, welche sie in die See werfen und sich ihnen nachstürzen: haben sie aber diese in Sicherheit gebracht, dann kehren sie voller Wuth zurück, um das angethane Unrecht zu rächen. Bisweilen faßen sie mit ihren Zähnen die Boote an, um sie unter zu tauchen, oder fahren in großer Anzahl darunter hinweg, um sie umzustürzen; zugleich bemerkt man alle Zeichen der Wuth an ihuen, sie brüllen fürchterlich und knirschen mit den Zähnen. Sie zeigen eine große Anhänglichkeit gegen einander und bieten alle ihre Kräfte auf, um ihre gefangenen Gefährten wieder zu befreien; ja sie achten sogar hierbei ihr Leben selbst nicht. Man hat gesehen, daß ein verwundetes Wallroß untergetaucht, plözlich wieder empor gekommen ist und eine Menge Anderer mit gebracht hat, die einen gemeinschaftlichen Angriff auf das Boot thaten, von dem die Beleidigung herrührte. (Pennant, arktische Zoologie 1r Band S. 147.)

Alle Jahre besuchen diese Thiere frühzeitig im Frühlinge die Magdaleninseln, die sich besonders für ihre Bedürfniße zu schicken scheinen, weil sie eine Menge Schaalenthiere enthalten und ihnen einen bequemen Landungsplatz gewähren. Sogleich nach ihrer Ankunft kriechen sie die abhängigen Felsen an der Küste in großen Schaaren hinauf und bleiben da oft mehrere Tage lang ohne Futter, wenn das Wetter schön ist; allein beim ersten Regen ziehen sie sich sogleich sehr eilig wieder nach dem Meere zurück. Kurze Zeit nach ihrer Ankunft holen sie ihre Jungen hervor. Diese lassen sie ans Ufer gehen und spielen eine zeitlang mit ihnen, bis sie kühner werden; denn beim erstenmal Landen sind sie ausserordentlich schüchtern, so daß sie sich niemand

zu nahe kommen lassen. In wenigen Wochen aber versammeln sie sich in großen Schaaren; vormals, als sie die Amerikaner noch nicht störten, soll ihre Anzahl bei solchen Gelegenheiten 7 bis 8000 stark gewesen seyn.

Die Fischer passen die Gelegenheit ab, benutzen den Seewind, damit die Thiere sie nicht wittern, und suchen des Nachts mit Hülfe von Hunden diejenigen, die am weitesten vorgedrungen sind, von jenen zu trennen, die sich am nächsten beim Wasser befinden und treiben sie nach verschiedenen Seiten hin. Dies aber ist ein höchst gefährliches Unternehmen, weil man sie unmöglich nach einer besondern Richtung hinjagen kann, und es oft sehr schwierig ist, ihnen auszuweichen; jedoch können sie in der finstern Nacht den Weg nach dem Wasser nicht finden, daher werden sie leicht irre geführt und getödtet; diejenigen, die sich zu nächst am Ufer befinden, werden am ersten erlegt. Auf diese Art fängt man auf einmal funfzehn bis sechzehnhundert Stük: diesen zieht man alsdann die Haut ab, schneidet die Fettseiten weg und siedet Oehl daraus. Die Haut schneidet man in zwei bis drei Zoll breite Streifen, und führt sie nach Amerika zu Wagenschienen und nach England zu Leim aus.

Dieses Thier (sagt Krascheninnikow in seiner Beschreibung von Kamtschatka in einer Anmerkung S. 148) hält sich gemeiniglich um Spitzbergen auf dem Eise auf, ist unflätig, wie der Seehund und brüllt ganz gewaltig. Es schläft sowohl auf dem Eise als im Meere so fest, daß man es für tod halten sollte. Die Wallroße sind sehr beherzt, stehen einander muthig bei, und wenn Eines von einer Schaluppe aus angegriffen wird, so erheben sich die

Andern theils mit halbem Leibe aus dem Wasser heraus, um mit ihren Hauern das Fahrzeug anzufallen, theils tauchen sie unter, fahren unter demselben herum und suchen Löcher in dasselbe zu hauen. Tödtet man ein solches Thier in der offenen See, und zieht es in die Schaluppe, so brüllen die Andern wie Ochsen, und wenn man ihnen dieses Gebrülle nachmacht, so will jeder von der großen Schaar der Erste seyn, der untertauchet, und da sie zu nahe an einander schwimmen und keiner weichen will, so hauen sie einander so tüchtig herum, daß man die Zähne klappern hört. Jedoch rudern mehrere den Schaluppen nach, um die Gefangenen zu befreien; manchmal thun sie dies in solcher Menge, daß das Fahrzeug die Flucht ergreiffen muß.

Bisweilen greifen sie kleine Fahrzeuge, wie Hearne in seiner Reisebeschreibuug erzählt, bloß aus Muthwillen an und verbreiten nicht allein großes Schrecken unter den Leuten, sondern setzen sie auch großen Gefahren aus. Im Jahre 1766 wurden einige Leute von den Schaluppen, die jährlich gen Norden fahren, um mit den Esquimaux Handel zu treiben, von einer großen Schaar solcher Thiere angegriffen, und ob man sich gleich noch so viel Mühe gab, um sie entfernt zu halten, so sprang doch Eines, das, obschon klein, doch verwegener als die Andern war, auf das Hintertheil des Fahrzeugs hinan, und nachdem es sich hier niedergelassen und die Leute eine zeitlang angestaunt hatte, stürzte es sich wieder zu seinen Gefährten ins Wasser. In demselben Augenblicke kam wieder ein Anderes und zwar von ungeheurer Größe an dem Buge heran, und da man diese unwillkommenen Gäste auf keine

Art abhalten konnte, so nahm der Bogenschütz ein Gewehr, das mit Schrot geladen war, hielt ihm die Mündung in den Rachen und schoß es tod: es sank sogleich nieder und alle seine Gefährten folgten ihm nach. Die Leute eilten daher, um wieder zu ihren Schiffen zu kommen, und sie gelangten gerade noch zur rechten Zeit daselbst an, ehe die Wallroße den zweiten Angriff machen konnten, der aller Wahrscheinlichkeit nach weit schlimmer ausgefallen seyn würde, da die Thiere über den Verlust ihres Gefährten äußerst aufgebracht zu seyn schienen.

Folgende Nachrichten von dem Wallroße findet man in des Capitän Cook's dritten Reise um die Welt (teutsche Uebers. von G. Forster 3 Band S. 197): auf dem Eise lag eine erstaunliche Menge Wallroße, und weil wir bis dahin diese Thiere für Seekühe gehalten hatten, die gut zu essen sind, so schikte ich, da es uns an frischen Lebensmitteln gebrach, die Boote beider Schiffe aus, um einige davon zu erlegen. Als nun unsere Boote des Abends mit neun Stück vermeinter Seekühe an Bord unsers Schiffes wieder zurück kamen, und mancher Matrose, der schon ein paar Tage lang vorher jedes Thier dieser Art, das er sah, gleichsam mit den Augen verzehrt hatte, endlich einen leckern Schmauß zu genieſſen glaubte, traten ein paar von unsern Leuten, die ehemals diese Thiere in Grönland gesehen hatten, mit der Nachricht hervor, daß es nicht Seekühe, sondern Wallroße wären, die man dort niemals esse. Wie sehr fand sich nicht ein jeder bei dieser Nachricht in seinen Erwartungen betrogen! Doch ließen wir uns durch nichts abhalten, so lange von diesen Meerungeheuern zu zehren, als ein Stück davon übrig war, und es gab wenige an

Bord, die nicht diese frische Speise unserm Bökelfleische vorgezogen hätten. Das Fett ist anfänglich süße wie Mark; in wenigen Tagen aber wird es ranzig, wenn man es nicht einsalzt, wo es sich weit länger hält. Das magere Fleisch ist grob, schwarz und von etwas wildem Geschmak; das Herz hingegen schmekt beinahe so gut als Ochsenherz. Das ausgeschmolzene Fett giebt ein reichliches Oel, das sehr gut in Lampen brennt. Die Zähne oder Hauer waren jezt (im August) bei allen sehr klein und selbst bei den ältesten und größten nicht über sechs Zoll lang. Wir schloßen daraus, daß sie ihre alten Zähne erst kürzlich verlohren haben müßten.

Diese Thiere liegen in Heerden von vielen Hunderten auf dem Eise und drängen sich wie Schweine über einander. Sie brüllen sehr laut und kündigten uns bei neblichtem Wetter oder des Nachts die Nähe des Eises an, ehe wir es noch sehen konnten. Nie fanden wir die ganze Heerde schlafend, sondern jederzeit hielten einige davon Wache. Näherte sich ihnen ein Boot, so wekten diese die zunächst bei ihnen Schlafenden auf, und auf diese Art pflanzte sich nach und nach der Lärm weiter fort, bis in wenigen Augenblicken die ganze Heerde aufgewacht war. Deshalb aber eilten sie noch nicht, um wegzukommen, sondern warteten bis man Feuer auf sie gegeben hatte, alsdann stürzten sie sich in der äussersten Unordnung über einander ins Meer. Diejenigen, die nicht auf den ersten Schuß tod niederfielen, gingen mehrentheils für uns verlohren, wenn wir sie nicht tödlich verwundet hatten. Uebrigens kamen uns diese Thiere nicht so gefährlich vor, als sie einige Schriftsteller geschildert haben; ja dies waren sie

nicht einmal, wenn man sie angriff, und die Gefahr war mehr scheinbar als wirklich. Oft folgten sie unsern Booten in großen Schaaren nach und kamen dicht an dieselben heran. Allein man durfte nur etwas Pulver von der Pfanne abbrennen lassen oder auch nur die Flinte gegen sie richten, so tauchten sie augenbliklich unter.

Das Weibchen vertheidigt sowohl im Wasser als auf dem Eise sein Junges bis auf das äußerste und sezt selbst sein eigenes Leben daran. Das Junge aber verläßt auch seine Mutter nicht, ob diese schon tod ist; so, daß wenn man das Eine getödtet hat, das Andere eine sichere Beute ist. Im Wasser hält die Mutter ihr Junges zwischen die Vorderflossen.

Die Wallroße, sagt Egede in seiner Beschreibung von Grönland teutsch. Uebers. S. 107, leben im beständigem Kriege mit den Bären, denen sie mit ihren großen und starken Zähnen viel zu schaffen machen. Oefters tragen sie den Sieg davon; wenigstens kämpfen sie so lange, bis sie tod niederstürzen.

Treffen die Grönländer eine Heerde Wallroße auf dem Eise an, so nähern sie sich ihnen in den Booten und werfen mit Harpunen nach ihnen, wo die beunruhigten Thiere sich über Hals über Kopf von den steilen Abhängen des Eises ins Meer stürzen. Diese Gelegenheit benutzt man, um sie zu tödten, weil die Thiere allemal ihre Haut ausdehnen, um sich mit desto größerer Sicherheit und Leichtigkeit hinabzurollen, werden alsdann sie leichter erlegt als wenn sie am Ufer ruhen, wo ihre Haut schlaff ist.

Man hat oft bemerkt, daß wenn sie auf dem Wasser spielen, sie Seevögel auffassen, diese mit ihren langen

Zähnen mit sich unter die Wasserfläche hinabziehen und sie nach einiger Zeit wieder in die Höhe werfen: indessen leben sie bloß von Seegewächsen und Schaalenthieren und fressen niemals Vögel.

Die Wallroßzähne, wovon Einer zehn bis dreißig Pfund wiegt, braucht man als geringere Arten von Elfenbein, die Thiere aber erlegt man hauptsächlich um ihres Oehls willen. Ein Wallroß soll oft 1500 bis 2000 Pfund wiegen und eine bis zwei Tonnen Oehl geben.

Der Manati von Kamtschatka. Trichechus borealis. Linn. Whale-tailed Manati. Pennant.

Der Wallfischschwänzige Manati lebt beständig im Wasser und hält sich in dem Meere zwischen Amerika und Kamtschatka auf. Niemals läßt er sich an den Küsten von Kamtschatka sehen, ausser wenn er durch Sturm dahin verschlagen worden ist.

Man trift diese Thiere allemal in Heerden beisammen an: die Alten machen den Nachtrapp aus und treiben die Jungen vor sich her. Einige gehen an den Seiten und dienen zum Schutz. Zur Zeit der Fluth nähern sie sich den Ufern und sind so zahm, daß sie sich anfassen lassen. Sie leben in Familien nahe bei einander; jede Familie besteht aus einem Männchen und einem Weibchen, einem halberwachsenen und einem ganz Jungen. Diese Familien vereinigen sich oft in solcher Menge, daß sie ganze Heerden ausmachen.

Ihr Charakter ist friedfertig und harmlos und sie zeigen die größte Anhänglichkeit gegen einander. Wird Eines geharpunet, so bietet die ganze Heerde alle ihre Kräfte auf, um es wieder frei zu machen; Einige suchen das Fahrzeug umzustürzen, indem sie darunter hinfahren; Andere stürzen über das Seil her, an dem sich der Angelhaken befindet und drücken es nieder, um es zu zerreißen; und noch Andere strengen alle ihre Kräfte an, um den Haken aus dem Leibe ihres verwundeten Gefährten zu ziehen.

Was ihre eheliche Zärtlichkeit anbetrift, wenn man es so nennen kann, so sind sie darinn höchst exemplarisch: als ein Männchen alles gethan hatte, um sein Weibchen, das geharpunet worden war, wieder frei zu machen, folgte es ihm bis an den äußersten Rand des Wassers nach, und ob man gleich nach ihm schlug, so konnte man es doch nicht wegbringen. So lange das verstorbene Weibchen im Wasser blieb, leistete es ihm Beystand; ja selbst als man es schon seit drei Tagen ans Ufer gebracht, es zerschnitten und weggeschaft hatte, sah man das Männchen doch immer noch auf die Rükkunft seiner Gefährtinn warten.

Man fängt diese Thiere mit großen Harpunen, die man an langen Seilen befestigt. Derjenige, der im Boote am meisten Stärke besizt, wirft die Harpune nach dem am nächsten bei ihm befindlichen Thiere; ist dies geschehen, so fassen zwanzig bis dreisig Personen am Ufer das Seil an und bringen das Thier nur mit der größten Mühe ans Ufer. Das arme Geschöpf widersezt sich mit aller Gewalt und seine Gefährten leisten ihm hierin getreulich Beistand. Es klammert sich mit den Beinen so fest an die Felsen an,

daß es die Haut daran kleben läßt, und oft sieht man große Stücke herumfliegen, ehe man es ans Land bringt.

„Ich sah einstmals, erzählt der D. Grieve, einige Fischer ein Stück Fleisch von einem solchen Thiere schneiden, als es noch lebendig war: dies Geschöpf schlug mit einer solchen Wuth mit seinen Tatzen ins Wasser, daß die Haut gänzlich abfiel.“

Sie sind sehr groß; es giebt solche darunter, die acht und zwanzig Fuß lang und achttausend Pfund schwer sind.

Diese Thiere sind ausserordentlich gefräßig; sie nähren sich von verschiedenen Arten von Gewächsen, die in der See wachsen und die ans Ufer getrieben werden. Wenn sie sich voll gefressen haben, so legen sie sich auf den Rücken und schlafen ein. Während sie freßen, sind sie so auf ihr Futter erpicht, daß man unter sie gehen und sich das Beste unter ihnen auswählen kann. Ihr Rücken und ihre Seiten befinden sich gewöhnlich ausserhalb des Wassers.

Das Fleisch ist gröber als Rindfleisch; es schmekt sehr gut, und Kraschenninnikow hält es für einen Lekkerbissen. Selbst im Sommer kann es mehrere Tage an der Sonne hängen, ohne stinkend zu werden. Wenn man es einsalzt, so giebt es eine gute Speise. Das Fett übertrift an Güte das Fett von allen andern säugenden Seethieren und man kann ohne Ekel ein ganzes Glas davon austrinken.

Der rundschwänzige Manati oder die Seekuh. Trichechus Manatus. Linn. Lamantin. Buffon.

Der rundschwänzige Manati ist ungefähr sechs Fuß lang und hat drei bis vier Fuß, ja bisweilen noch weit mehr im Umfange. Man findet ihn in den Flüssen von Afrika vom Senegal an bis zum Cap der guten Hofnung; besonders häufig aber ist er auf Einigen der Ostküsten von Südamerika. In dem Amazonen Flusse trift man ihn oft tausend Stunden von dessen Mündung an. Er scheint das süsse oder bloß etwas salzige Wasser weit mehr als die See zu lieben.

Wenn diese Thiere lustig sind, so sieht man sie bisweilen sehr hoch aus dem Wasser empor springen; sie halten sich im seichten Wasser in der Nähe von niedrig gelegenen Ländern und an solchen Stellen auf, wo es keine hohen Wogen giebt und wo die Fluth sanft dahin strömt. Seepflanzen scheinen ihre Hauptnahrung auszumachen. Man fängt sie mit Harpunen. Die Indianer nehmen kleine Fahrzeuge, und segeln sehr still auf ihren Fang aus, weil das Thier ein sehr gutes Gehör hat. Sie nehmen eine Harpune mit, die sie an einem starken mehrere Klaftern langen Seile fest machen. Ist der Manati getroffen, so schwimmt er mit dem tödlichen Instrumente in seinem Körper fort, und wenn er von Schmerzen gefoltert und von Kräften erschöpft ist, kommt er wieder an die Oberfläche und wird gefangen.

Die zärtliche Liebe, welche die Mutter gegen ihr Junges hegt, ist bei diesem Thiere eben so auffallend als bei

dem Vorigen. Befindet sich ein Junges bei der Mutter, wenn diese verwundet wird, so vergißt sie ihre eigenen Leiden, sorgt bloß für jenes und nimmt es, wenn es nicht allzugroß ist, zwischen die Flossen oder Beine, damit es nicht dasselbe Schikfal haben soll, das sie betroffen hat. Aber wie grausam vergelten ihr die Menschen ihre mütterliche Zärtlichkeit! Man sieht das Junge, das seine Mutter selbst in der größten Gefahr nicht verläßt, als eine eben so sichere Beute an. (Pennant, vierfüßige Thiere II B. S. 541) Man erzählt, daß diese Art von Manati von den Eingebornen Amerikas oft gezähmt werde und daß sie einen Wohlgefallen an der Musik finde. Ein Statthalter von Nicaragua soll einen solchen Manati sechs und zwanzig Jahr lang in einem See bei seinem Hause gehabt haben. Man fütterte ihn gewöhnlich mit Brod und den Ueberresten von Speisen, und gab ihm so oft zu fressen, als den Fischen in ihren Behältern. Er wurde so zahm und gelehrig, daß er hierin fast demjenigen glich, was die Alten von ihrem Delphin erzählen. Das Hausgesinde nannte ihn Matto und wenn Eines davon zur bestimmten Stunde hinging, um ihn zu füttern und ihn beim Namen rufte, so kam er sogleich ans Ufer, nahm ihm das Futter aus den Händen und was sonst gar nicht mit der Lebensart dieser Thiere übereinstimmen soll, kroch sogar nach dem Hause, um sein Futter in Empfang zu nehmen. Hier spielte er mit den Bedienten und den Kindern, und der Schriftsteller Parsons, (von dem Peter Martyr in den phil. Verhandlungen vol. XLVII p. 109) der diese Nachricht mittheilt, erzählt sogar, daß er gehört habe, daß er Leute auf dem Rücken über den See trage.

Nach der Erzählung der Spanier belastet man diese Manatis wie die Kameele, und sie sollen ihre Last geduldig bis ans andere Ufer tragen.

Das Fleisch und Fett von diesen Thieren sieht sehr weiß aus, schmekt angenehm und ist heilsam.

Der Seeaffe Manati.

Steller sah dies Thier an der Küste von Amerika; es war ausserordentlich lustig und machte eine Menge närrischer Streiche. Bald schwamm es auf dieser, bald auf jener Seite des Schiffes und staunte es mit großer Verwunderung an. Oft stand es eine ziemliche Zeit aufrecht, wobei sich ein Dritttheil seines Körpers ausserhalb des Wassers befand; dann schoß es pfeilschnell unter dem Schiffe weg und kam auf der andern Seite zum Vorscheine und dies that es wohl dreißigmal hinter einander. Oft hob es sich mit einer Seepflanze im Munde in die Höhe, die dem Flaschenkürbisse nicht unähnlich war, warf sie in die Höhe, fing sie wieder auf und nahm tausenderlei närrische Dinge damit vor.

Das Seehundgeschlecht.

Die Seehunde scheinen eine große Aehnlichkeit mit den Manatis zu haben, indem die meisten darunter auch den nämlichen langen Leib und die Flossenähnlichen Füsse

haben. Sie halten sich auch im Wasser auf, wo sie mit großer Leichtigkeit schwimmen. Den Sommer über leben sie öfters auf den Ufern, im Winter aber schränken sie sich fast stets auf die See ein. Es sind schmutzige und neugierige Geschöpfe, und ob sie gleich streitsüchtig sind und muthig einander angreiffen, so lassen sie sich doch zahm machen. Sie leben in der Polygamie; ein Männchen hat mehrere Weiber. Ihr Fleisch soll saftig und ein köstliches Gericht seyn. Ihr Gang ist sehr unbehülflich, weil ihre Vorderbeine ziemlich weit rückwärts stehen und die Hinterfüße mit einander verbunden sind. Ihre Nahrung besteht in Fischen und andern Seeprodukten.

Der Seehund oder das Seekalb.

Phoca vitulina. Linn. Phoque. Buffon.

Den Seehund findet man an den meisten Felsenküsten von Großbrittannien und Irrland, besonders in den nördlichen Gegenden. Er hält sich in allen europäischen Meeren, selbst bis zum äussersten Norden hin auf; man trift ihn weit unter dem Polarkreise hinauf in den Meeren von Europa und Asien an; ja man sieht ihn selbst in dem Meere von Kamtschatka. Er lebt von Fischen, ist ein vortrefflicher Schwimmer und ein schneller Taucher.

Die gewöhnliche Länge der Seehunde beträgt fünf bis sechs Fuß; sie wohnen in Felsenhöhlen am Meere, wohin die Fluth nicht reicht; im Sommer kommen sie aus dem

Wasser heraus, um sich in der Sonne auf großen Steinen oder Felsenstücken zu sonnen oder zu schlafen: diese Gelegenheit benuzt man, um sie zu schießen. Sind sie so glüklich zu entkommen, so eilen sie nach dem Wasser zu, stürzen über die Steine weg, und beschmuzen die hinter sich, so wie sie daran hinklettern. Zugleich äussern sie ihre Furcht durch ein klägliches Winseln. Werden sie aber erwischt, so wehren sie sich tapfer mit den Füßen und Zähnen.

Nach der Behauptung Kraschenninnikow's (siehe dessen Beschreibung des Landes Kamtschatka S. 141) sind sie in den Meeren und Seen dieses Landes so ungeheuer zahlreich, daß alle Inseln und Sandbänke ganz damit bedekt sind und daß kleine Boote dabei in große Gefahr gerathen: denn wenn sie merken, daß sich ihnen ein Boot nähert, so stürzen sie sich in solcher Menge ins Wasser, daß dieses in eine gewaltige Bewegung geräth und ein kleines Fahrzeug, das gerade darauf zukommt, umstürzen muß. Kein Thier giebt einen so unangenehmen Laut von sich als dieses; sein Lärmen dauert unaufhörlich fort. Sie besitzen ein sehr zähes Leben. Kraschenninnikow sah Einen, den man mit einer Angel im Rachen gefangen, und ob man ihm gleich dem Schädel entzwei geschlagen hatte, so fuhr er doch noch grimmig auf die Leute los, und sobald man ihn ans Ufer brachte, so suchte er sogleich wieder in den Fluß zu kommen, und da dies nicht möglich war, so fing er an zu weinen. Schlug man ihn aber und verwundete ihn dabei, so wurde er nur noch wilder und grimmiger.

Sie gehen um Kamtschatka niemals weiter als 30 Stunden vom festen Lande weg, und halten sich vorzüglich

an den Mündungen der großen Flüsse und Bayen auf; ja sie folgen dem Zuge der Fische in den Flüssen bis auf 80 Werste weit hinauf. Wenn die Ebbe abzulaufen beginnt, so bleiben sie auf dem troknen Felsen liegen und werfen einander zum Scherz ins Wasser, allein oft wird Ernst daraus und sie beissen alsdann einander fürchterlich.

Die Nase dieser Thiere ist eben so zärtlich und empfindlich als bei den Bären, und ein kleiner Schlag darauf wirft sie zu Boden. Die europäischen Nordenfahrer suchen sie daher auf dem Eise im Schlafe zu überfallen und mit Stöcken tod zu schlagen.

Wo man viele Seehunde antrift, sagt Friedrich Martens, da findet man wenig Wallfische, weil sie diesen die Nahrung nehmen. Sie schreien wie heißere Hunde und die Jungen miauen wie die Katzen. Ob ihr Gang gleich jenem eines Lahmen gleicht, so klettern sie doch hoch aufs Eis hinauf, wo sie sich im Sonnenscheine belustigen oder schlafen, allein wenn ein Sturm kommt, machen sie sich davon. Wenn man sie auf dem Eise antrift, so geht man mit vielem Geschrei und Lärmen auf sie los, wodurch sie neugierig gemacht werden, die Nase in die Höhe heben, einen langen Hals machen und schreien. Jezt schlägt man sie mit Stöcken auf die Nase, wovon sie halbtod nieder stürzen, sich aber doch bald wieder ermannen und aufstehen. Einige stellen sich zur Wehre, beißen um sich, ja laufen dem Menschen nach und sind troz ihres elenden Ganges so geschwind als diese. Andere stürzen in die See und sprützen dabei einen stinkenden Unflath gegen die Jäger aus. Auf dem Wasser strecken sie immer ihre langen Hälse in die Höhe und haben ihre Jungen bei sich.

Der D. Borläse sagt, daß sie bei gehöriger Tiefe des Wassers sehr geschwind sind, pfeilschnell untertauchen und daß, wenn sie zum drittenmale zum Vorschein kommen, sie schon funfzig Schritte weit entfernt sind. Jemand aus dem Kirchspiel Sennan in Cornwall sah vor kurzem einen Seehund eine Meeräsche verfolgen; er jagte sie im tiefen Wasser auf und unter, wie ein Hund den Haasen, und als die Meeräsche endlich sah, daß sie kein anderes Mittel zu entkommen hätte, als sich auf eine seichte Stelle zu werfen, so that sie dies, wodurch sie auf eine seichtere Stelle gelangte, als daß ihr der Seehund hätte nachschwimmen können, und entging auf diese Art der Gefahr.

Sie schlafen auf Felsen und sind ausserordentlich wachsam; nie aber schlafen sie lange, ohne sich zu bewegen; selten dauert ihr Schlaf länger als eine Minute, worauf sie den Kopf in die Höhe heben, und wenn sie nichts Ungewöhnliches sehen oder hören, so legen sie sich wieder nieder und so geht es stets fort. Die Natur scheint dadurch für ihre Sicherheit sorgen zu wollen, weil sie keine äussern Ohren haben und daher weder gut noch in großer Entfernung hören. Wenn sie schlafen, sagt Pontoppidan (in seiner Ges. von Norwegen S. 238 2r Th.) so stellen sie eine Schildwache aus, welche die Schläfer durch ein Geschrei, das dem Bellen eines heisern Hundes gleicht, wekken muß, so bald sie einen weißen Bär, der oft auf dem Eise herum spaziert, oder Robbenschläger bemerkt. — Sie uehmen, wie Pontoppidan Robbenschläger versichert haben, in großen Schaaren von mehrern Tausenden ihren Weg so richtig, als wenn sie einem Compaße folgten: denn wenn

sie Unrath merken und von dem Treibeise vertrieben worden sind und einen andern Zufluchtsort suchen müssen, so richten die Schiffe, die auf sie Jagd machen, ihre Fahrt nach ihrem Zuge ein, wenn es der Wind zuläßt, und haben sie acht gegeben, welchen Strich diese Thiere bei ihrem Abzuge gewählt haben, so dürfen sie nur eben diesen Strich auf dem Compasse halten und sie können versichert seyn, daß sie dieselben endlich doch auf dem Eise da wieder finden werden, wohin ihr Lauf gerichtet gewesen ist.

Seehunde, die man jung fängt, lassen sich zähmen und folgen ihrem Herrn, wie ein Hund, nach; sie kommen zu ihm, so bald er sie beim Namen ruft, den er ihnen gegeben hat. Vor einigen Jahren machte man einen jungen Seehund auf folgende Art zahm: er wurde in einer geringen Entfernung vom Meere gefangen; man that ihn in ein Gefäß mit Seewasser, worin er sich die meiste Zeit aufhielt, doch kroch er auch bisweilen im Hause herum und näherte sich sogar dem Feuer. Man versorgte ihn täglich mit seinem gewöhnlichen Futter, nahm ihn alle Tage mit auf's Meer und warf ihn aus einem Boote in dasselbe. Er kam allemal wieder nach dem Boote zu geschwommen und ließ sich wieder einnehmen. So lebte er mehrere Wochen lang und wahrscheinlich würde er weit länger gelebt haben, wenn man ihn bisweilen nicht zu hart behandelt hätte.

Im Jahre 1750 zeigte man einen Seehund in London, der jedesmal zu seinem Wärter kam, wenn er ihn rufte, und der alles that, was man ihm befahl. Er fraß dem Manne aus der Hand, kam aus dem Wasser herausgekrochen, und wenn es ihm geheißen wurde, so

strekte er sich der Länge lang auf den Boden hin. Er dehnte seinen Hals aus und schien seinen Wärter zu küssen, so oft es dieser verlangte; und so bald man es ihm hieß, ging er wieder ins Wasser zurück. (Parsons, Philos. Transact. vol. 47 p. 133.)

Man fängt die Seehunde ihrer Haut und ihres Oehls wegen. Die Fangzeit ist gemeiniglich im October oder im Anfange des Novembers. Die Jäger versehen sich mit Fackeln und Prügeln, betreten die Oefnungen der See-Hund-Höhlen gegen Mitternacht und rudern in denselben so weit vorwärts, als sie können; dann landen sie, und wenn sie eine gehörige Stellung eingenommen haben, fangen sie einen großen Lärm zu machen an: hierdurch gerathen die Thiere in Unruhe, stürzen unter einander aus allen Winkeln hervor und stoßen ein fürchterliches Geschrei aus. Bei diesem gefährlichen Geschäfte müssen sich aber die Jäger recht in Acht nehmen, daß sie dem Gedränge nicht zu nahe kommen: denn die Thiere fahren auf alles mit großem Ungestüm los und reissen alles mit fort, was ihnen in den Weg kommt; ist aber der erste Haufen vorbei, dann schlagen die Jäger eine große Menge Junge tod, die gemeiniglich hinten nach gehen. Man schlägt sie auf die Nase, wo man sie mit einem leichten Schlage tödet.

Den Grönländern sind die verschiedenen Arten von Seehunden zum Leben durchaus unentbehrlich. Das Meer ist das für sie, was für uns die Getraidefelder sind, und der Seehundfang liefert ihnen ihre reichste Erndte. Das Fleisch des Seehundes ist ihre vorzüglichste, schmakhafteste und nahrhafteste Speise. Das Fett dient ihnen statt des Oehls zu ihren Lampen und Feuern; auch brau-

chen sie es zu ihrer Nahrung und tauschen es gegen andere Bedürfnisse beim Kaufmanne um; die Sehnen brauchen sie zum Nähen und Binden. Aus den Gedärmen machen sie ihre Fenster, Zeltvorhänge und Hemden; des einen Theiles der Blasen bedienen sie sich beim Fischfange als Korke an ihren Harpunen. Aus den Knochen verfertigten sie ehemals alle diejenigen Werkzeuge und Arbeitsgeräthschaften, die sie sich seit der Einführung des Eisens durch den Tauschhandel verschaffen. Auch das Blut geht nicht verlohren: denn sie kochen es nebst andern Zuthaten als Suppen. Aus den Häuten verfertigen sie sich Kleidungsstücke, Bettüberzüge, Häuser, Fahrzeuge, Riemen und allerhand Leder.

Einen Seehund fangen zu können ist der höchste Wunsch und Stolz der Grönländer, und an diese Arbeit, die in der That sehr beschwerlich ist, gewöhnt man sie von Jugend auf.

Man erzählt, daß den Seehunden Donnerwetter grosses Vergnügen machen, und daß sie während des Tobens derselben auf Felsen sitzen und mit anscheinendem Wohlgefallen die Empörung der Elemente betrachten. Hierin unterscheiden sie sich also gänzlich von den vierfüßigen Landthieren, die bei solchen Gelegenheiten in eine ausserordentliche Furcht gerathen.

Das Weibchen wirft selten mehr als zwei Junge auf einmal, die es auf seine Hinterbeine sezt, um sie zu säugen. In etwann vierzehn Tagen nimmt es sie mit in die See und lehrt ihnen schwimmen und Nahrung suchen. Sind die Jungen müde, so soll sie die Mutter auf den Rücken nehmen. Die Seehund-Jäger haben Herrn Pennant

versichert, daß sie so schnell wüchsen, daß sie in etwann funfzig Stunden nach ihrer Geburt, eben so lebhaft und thätig würden als ihre Eltern. Allgemein bekannt ist es, daß ein sechs Wochen alter Seehund manchmal über acht Gallonen Oehl liefert.

Ihre Beute verzehren sie unter dem Wasser, und wenn sie einen öhligten Fisch fressen, so kann man eine solche Stelle leicht daran bemerken, daß die Wellen sanft darüber hinfahren.

Ehemals aß man Seehundfleisch an den Tafeln der Großen in England.

Der Seebär. Phoca ursina. Linn.

Die Seebären halten sich auf den Inseln in der Nachbarschaft von Kamtschatka auf. Hier sieht man sie vom Juni an bis zum September, während welcher Zeit sie Junge werfen und sie erziehen. Alsdann sollen sie ihre bisherigen Aufenthaltsorte verlassen und theils nach den asiatischen, theils nach den amerikanischen Küsten zurückkehren; immer aber halten sie sich zwischen dem 50 und 56 Grade auf.

Die Männchen sind etwann acht Fuß lang, die Weibchen aber sind viel kleiner.

Die Seebären leben in Familien beisammen. Jedes Männchen hat acht bis funfzig Weiber, die es mit der größten Eifersucht bewacht. Jede Familie lebt von der Andern abgesondert, ob sie sich schon zu tausenden an den

Küsten aufhalten, auf denen sie wohnen. Jede Familie besteht, nebst den Unverheuratheten und Jungen, aus etwann hundert und zwanzig Stücken. In der See schwimmen sie in Stämmen beysammen.

Die Alten oder diejenigen, die keine Weibchen haben, leben abgesondert. Die ersten, welche die Russen auf der Beringsinsel fanden, bestanden alle aus solchen Alten; alle waren männlichen Geschlechts und ausserordentlich fett. Sie liegen, nach Kraschenninnikow's Behauptung (s. dessen Beschreibung von Kamtschatka S. 156) bisweilen einen ganzen Monat lang und schlafen, ohne die geringste Nahrung zu sich zu nehmen; sie sind die Grimmigsten unter allen und fallen alles an, was sich ihnen nähert, und ihr Stolz oder ihre Hartnäckigkeit geht so weit, daß sie lieber das Leben verliehren als den Platz verlassen. Werden sie jemand gewahr, der auf sie zu kommt, so fallen mehrere zugleich über ihn her und Andere sind bereit, ihnen zu Hülfe zu kommen, weun sie etwann weichen wollen. Sie fassen die Steine, mit denen man nach ihnen wirft, mit den Zähnen auf und werfen sie mit aller Gewalt auf ihren Gegner zurück, und hat man ihnen schon die Zähne und die Augen ausgeworfen, so verlassen sie doch, obschon blind und wehrlos, den Kampfplatz nicht. Ja! sie dürfen es nicht einmal wagen, zu entfliehen, weil ihre eigenen Brüder über sie herfallen und sie in Stücken zerreissen. Will daher einer weichen, so verrennen ihm sogleich Andere den Weg, und wird Einer dem Andern wegen seiner Herzhaftigkeit verdächtig, so fällt dieser augenbliklich über jenen her. Diesen Argwohn treiben sie gegen einander so weit, daß man oft eine ganze Meile nichts als solche blutige

Zweikämpfe sieht: dann kann man ohne Gefahr eines Angriffes vorbeigehen. Fallen zwei über Einen her, so kommen Andere herbei, um dem Schwächsten beizustehen: denn sie geben nicht zu, daß ein ungleicher Kampf statt finde. Bei solchen Gefechten heben diejenigen, die ruhig im Meere schwimmen, ihre Köpfe in die Höhe und sehen aufmerksam dem Kampfe zu; endlich aber werden sie grimmig, setzen ans Ufer und vermehren die Menge der Streiter.

Steller theilt von den Seebären folgende Nachrichten mit: Die Mütter haben eine große Liebe zu ihren Jungen, von denen sie gewöhnlich nur Eins, selten zwei werfen. Die Weibchen liegen, wenn sie geworfen haben, haufenweise auf der Küste mit ihren Jungen, welche oft schon in den ersten Tagen mit einander spielen. Auch üben sie sich im Kämpfen, und wenn Eines davon über den Haufen geworfen wird, so läuft der Vater brummend hinzu, bringt die Streitenden auseinander, lenkt den Ueberwinder und sucht ihn mit dem Maule zu Boden zu werfen. Je tapferer sich das Junge vertheidigt, desto lieber ist es dem Vater: auf diejenigen hingegen, die träge und feig sind, hält er nicht viel. Daher kommt es auch, daß Einige beständig um den Vater, Andere beständig um die Mutter sind. Die Männchen sind sehr eifersüchtig: denn wenn ein fremder Seebär Miene macht, sich ihren Weibern zu nähern, so werden sie fast rasend. So bald sie einen Menschen erblicken, so gehen sie ihm entgegen und widersetzen sich seinem Weitergehen. Die Andern nehmen sodann jeder seinen Platz ein und machen sich zum Kampfe bereit. Steller und seine Gefährten sahen sich daher genöthigt, sich mit ihnen zu schlagen, um ihren Weg

weiter fortsetzen zu können; sie warfen große Steine unter sie, an welchen sie nun ihre Wuth ausließen, gingen dabei aber immer muthiger auf Stellern und seine Gefährten los und erfüllten die Luft mit einem entsezlichen Gebrüll. Steller überfiel einen solchen Bär und stach ihm die Augen aus, und erbitterte vier bis fünf Andere mit Steinwerfen. Als diese nun auf ihn zu rannten, lief er nach dem Blinden zu, der zwar das Lärmen seiner Kameraden hörte, aber doch nicht sehen konnte, wen sie verfolgten; er lief daher auf sie los. Steller stieg auf eine Anhöhe, von der er den Kampf einige Stunden lang mit ansah. Der Blinde griff ohne Unterschied alle Andere wüthend an, ja selbst diejenigen, die seine Parthei genommen hatten. Endlich fielen alle zusammen über ihn her und jagten ihn vom Lande ins Wasser, aus welchem sie ihn wieder ans Ufer schleppten und darauf zu Tode bissen.

Wenn bloß ein Paar mit einander einen Kampf hält, so dauert dieser gewöhnlich eine Stunde lang; bisweilen ruhen sie ein wenig aus und legen sich neben einander nieder; alsdann springen sie auf einmal wieder auf und erneuern das Gefechte. Bei diesem Kampfe richten sie die Köpfe in die Höhe, welche sie von einer Seite zur Andern wenden, um den Streichen auszuweichen. So lange die Kräfte bei beiden gleich sind, fechten sie auch mit den Vorderpfoten, so bald aber Einer schwächer und abgematteter wird, reißt ihn der Stärkere mit den Zähnen zu Boden. Die Wunden, die sie einander mit ihren Fangzähnen beibringen, kommen den stärksten Säbelhieben gleich, und im Monat Juli trift man sehr selten einen an, der nicht Wunden und Narben habe. Gegen das Ende des Zweikampfes

stürzen sich beide ins Wasser, um sich darin das Blut abzuwaschen.

Das Männchen wählt Eines von den Jungen zu seinem Lieblinge, hingegen wird es von den Uebrigen und von den Weibern gefürchtet, weil es sie grausam behandelt. — Will man aber ein Junges fangen, so eilt der Vater zu Hülfe, damit das Weibchen dasselbe retten kann. Allein wenn es so unglücklich ist, das Junge aus dem Munde zu verliehren, so verläßt der Vater seinen Feind, läuft der Mutter nach, faßt sie mit den Zähnen und stößt sie so lange gegen die Steine, bis sie als tod liegen bleibt. Wenn sie aber wieder zu sich selbst kommt, so kriecht sie zu dem Jungen hin, lekt es und benezt es mit ihren Thränen, welche in Menge fließen. Der ergrimmte Vater schleicht unterdessen überall herum, knirscht mit den Zähnen und schüttelt mit dem Kopfe, und wenn er merkt, daß ihm demohngeachtet Eines von seinen Jungen entführt worden ist, so fängt er ebenfalls zu weinen an: denn der Seebär vergießt jederzeit Thränen, wenn ihn seine Wunde schmerzt oder wenn er beleidigt worden ist und sich nicht rächen kann.

Die Ursachen, warum diese Bären mit einander kämpfen, sind folgende: der erste und zwar blutigste Kampf entsteht über ihre Weibchen, wenn Einer des Andern Frau oder Tochter zu entführen sucht: beide Leztere folgen allemal dem Sieger: die zweite Ursache des Streites sind die Ruheplätze an der Küste, wenn etwann der Eine dem Andern zu nahe kommt, welches sie nicht leicht gestatten, weil sie ausserordentlich eifersüchtig sind, wenn ein Bär ihren Weibern zu nahe kommt. Die dritte Ursache des

Streites liegt darin, daß sie jedem sein Recht verschaffen und kein Unrecht leiden wollen.

Die alten Seebären thun, wie Kraschenninnikow erzählt, in den Monaten Juni, Juli und August weiter nichts, als daß sie an der Seeküste schlafen, gähnen, sich im tiefen Schlummer recken, ohne zu fressen oder zu trinken. Die Jungen aber fangen schon im Anfange des Juli wieder herum zu springen an. Wenn sich der Seebär am Ufer ein Vergnügen macht, so gleicht sein Laut dem Blöken einer Kuh, und wenn er im Kampfe begriffen ist, so brummt er wie ein Bär, hat er aber über seinen Feind den Sieg davon getragen, so giebt er, wie eine Grille, einen schwirrenden Freudenton von sich; wird er aber überwunden, so murret und miauet er wie eine Katze.

Wenn er aus dem Meere kommt, so schüttelt er sich gemeiniglich das Wasser ab und streicht sich die Haare auf der Brust mit den Hinterpfoten glatt. Das Männchen hält den Weibchen die Schnautze hin, als wenn es dasselbe küssen wollte. Wenn sie in der Sonne schlafen, so halten sie manchmal ihre Pfoten in die Höhe und wedeln damit wie die Hunde mit dem Schwanze.

Sie schwimmen ausserordentlich schnell, und wenn sie auf der See verwundet worden sind, so fallen sie die Boote mit den Zähnen an, und reissen sie mit solcher Geschwindigkeit mit sich fort, daß sie nicht auf dem Wasser zu fahren, sondern zu fliegen scheinen. Oft schwimmen sie auf dem Rücken und zwar so hoch ausserhalb des Wassers, daß ihre Hinterpfoten ganz trocken bleiben.

Sie haben ein ausserordentlich zähes Leben, und leben noch vierzehn Tage lang, ob sie schon solche Wunden

erhalten haben, die jedes andere Thier augenbliklich tödten würden. „Ein Seebär war noch nicht tod, erzählt Fr. Martens, ob wir ihm gleich das meiste Fett weggeschnitten hatten; und troz der Schläge, die wir ihm gaben, fuhr er dennoch auf uns los und biß uns. Ich rannte ihm mehrmals mit dem Degen durch den Leib, allein dies schien er nicht im geringsten zu achten. Endlich machte er sich auf, lief so schnell, daß ich ihn nicht einholen konnte, und stürzte sich vom Eise ins Meer, wo er sogleich untertauchte.“ Ja! ob man ihnen schon die Haut abgezogen hat und sie beinahe alles Blut verlohren haben, so bleiben sie doch noch leben; und es gewährt einen schreklichen Anblik, wenn man sie so in ihrem eigenen Blute wälzen sieht.

„Der Eine, den wir tödteten, (bemerkt ein Reisender), war gegen acht Fuß lang, und ob wir ihm gleich die Haut abgezogen, und den größten Theil des Fettes herausgenommen hatten, so fuhr er, troz aller Schläge auf den Kopf und die Schnautze, dennoch immer zu beißen fort; er faßte einen Säbel mit beinahe derselben Kraft und Stärke an, als wenn er gar nicht verwundet worden wäre.“ Auf der Beringsinsel tödtet man sie auf folgende Art: man wirft ihnen erst mit Steinen die Augen aus; hernach schlägt man sie mit Stöcken auf den Kopf; allein dies ist eine so mühselige Arbeit, daß drei Mann kaum im Stande seyn sollen, Einen mit weniger als dreihundert Schlägen zu tödten. Hat man ihnen gleich bisweilen schon den Hirnschädel so zerschmettert, daß das Gehirn heraus fließt, und die Zähne eingeschlagen, so verlassen sie doch ihren Platz nicht, bleiben aufrecht stehen und suchen sich zu vertheidigen. Einen, den man auf diese Art erbärmlich

zugerichtet hatte, ließ man liegen, um zu sehen, wie lange er noch leben würde; er lebte noch völlig vierzehn Tage, ohne im geringsten seinen Platz zu verändern.

Auf der Beringsinsel traf man die Seebäre in solcher Menge an, daß das ganze Ufer damit bedekt war. Die Reisenden mußten daher, um ihrer Sicherheit willen, den Sand und die Ebene verlassen und ihren Weg über Hügel und Felsen nehmen. Jedoch ist es merkwürdig, daß diese Thiere bloß den Theil der Küste gegen Kamtschatka hin besuchen.

Im Anfange des Juni ziehen sie nach Süden, um Junge zu werfen; gegen Ende des August's aber kehren sie wieder zurück. Selten werfen sie mehr als ein Junges, das sie drei Monate lang säugen.

Das Fleisch der alten Männchen schmekt ranzig, dahingegen soll das Fleisch der Weibchen, wie Lammfleisch, das Fleisch der Jungen aber, wenn es gebraten ist, wie Sugferkelfleisch schmecken. Die Häute der Jungen, die man der Mutter aus dem Leibe schneidet, stehen als Kleidungsstücke in Werth und sind fast eben so schäzbar als die Häute der alten Thiere.

Der ansonsche Seelöwe. Rhoca cristata. Sea Lion. Anson. Bottle nosed Seal. Pennant.

Das Männchen dieser Art von Seelöwen ist funfzehn bis zwanzig Fuß lang, und von dem Weibchen durch eine große Schnautze unterschieden, die fünf bis sechs Zoll unter

dem Ende des obern Kinnbackens hervorspringt; ist das Thier aufgebracht, so bläßt es dieselbe auf und bekommt auf diese Art das Ansehn, als wenn es eine Habichtsnase hätte. Man findet diesen Seelöwen um Neuseeland, an der Insel Juan Fernandez und den Falklands=inseln.

Diese Thiere haben so vieles Fett, daß es zwischen der Haut und dem Fleische wenigstens einen Fuß dik liegt. Einige von den größten liefern einen ganzen Bottig voll. Wenn sie sich bewegen, so scheinen sie großen Häuten zu gleichen, die voll Oehl sind; man sieht die zitternde Bewegung sehr deutlich unter der Haut. Auch haben sie so viel Blut, daß wenn sie an ein Dutzend Stellen verwundet sind, es aus jeder herausströmmt und eine ziemliche Strecke weit wegsprizt. Ansons Leute wollten damit einen Versuch machen und schoßen einen Seelöwen und erhielten über zwei Oxhoft Blut.

Sie scheinen eben so viel auf dem Lande als in der See zu leben. Den Sommer über halten sie sich im Meere auf, mit Anfange des Winters aber kommen sie ans Land, und bleiben diese ganze Jahreszeit über daselbst. Wenn sie am Ufer sind, fressen sie Gras und Gewächse, die an den Ufern der süßen Wasserströme wachsen; wenn sie kein Futter suchen, schlafen sie heerdenweise beisammen und zwar an den schlammigsten Stellen, die sie finden können. Jede Heerde scheint unter der Leitung eines großen Männchens zu stehen, das die Seeleute aus Scherz den Pascha genannt haben, weil er die andern Männchen von einer gewissen Anzahl Weibchen, die er sich selbst zu eignet, wegjagt. Jedoch erringen diese Paschas einen solchen Vorzug

nicht ohne viele blutige und fürchterliche Kämpfe, wie man aus der großen Menge von Narben sehen kann, die sie an sich haben. Sie liefern einander häufige Gefechte, die allemal sehr blutig ausfallen, so bald sie wegen Weibchen mit einander in Streit gerathen. Eines Tages bemerkten Einige von Ansons Leuten auf der Insel Juan Fernandez, zwei Seelöwen, die einander mit ihren Hauern so zerfezt hatten, daß sie über und über mit Blut bedekt waren.

Sie sind träg und schläfrig, und wenn sie ruhen, lassen sie sich nicht leicht stören. Es kostet daher nicht viel Mühe, sie zu tödten, weil sie insgemein langsam und plump in ihren Bewegungen sind und weder entfliehen noch Widerstand leisten können. Jedoch war eines Tages ein Matrose nicht vorsichtig genug, als er einem Jungen die Haut abzog; das Weibchen, dem er es geraubt hatte, schlich sich unbemerkt herbei, nahm ihn beim Kopfe und faßte diesen in den Mund und zerfleischte ihn den Schädel so fürchterlich, daß er in wenig Tagen darauf starb.

Man hat bemerkt, daß jede Heerde einige Männchen in einer gewissen Entfernung als Schildwachen aufstellt, die jederzeit Lärm machen, so bald sich ein Feind nähert. Das Getöse, welches sie bei dieser Gelegenheit machen, ist so stark, daß man es in einer beträchtlichen Entfernung hört. Ihre gewöhnliche Stimme ist eine Art von lauten Grunzen, bisweilen aber wiehern sie auch wie die Pferde.

Die Weibchen werfen im Winter zwei Junge, die sie eine zeitlang säugen. Wenn sie auf die Welt kommen, so sind sie ungefähr so groß als ein ausgewachsener gewöhnlicher Seehund.

Anson's Leute tödteten viele Seelöwen auf der Insel Juan Fernandez, um sie zu essen. Ihr Fleisch nannten sie Rindfleisch, um es von dem gewöhnlichen Seehundefleisch zu unterscheiden, das sie Lammfleisch nannten. Die Herzen und die Zungen waren eine ganz herrliche Speise.

Der Stellersche Seelöwe. Phoca jubata. Sea Lion. Cook. Forster. Leonine Seal. Pennant.

Diese Art von Seelöwen findet man in großer Menge an den Ostküsten von Kamtschatka. Sie wandern nicht, sondern verändern bloß ihren Aufenthaltsort; sie haben Sommer- und Winterwohnungen, und halten sich vorzüglich zwischen den Felsen an der Küste auf, und wann nebeliges Wetter eintritt, so sind sie häufig vermittelst ihres schrecklichen Grunzens den Seeleuten von Nutzen, indem sie dieselben vor der Gefahr, sich in ihrer Richtung zu nähern, warnen.

Ob gleich dieses Thier wegen seiner Größe und seines Ansehns sehr gefährlich zu seyn scheint, so ist es doch so feig, daß es sich beim Anblicken eines Menschen sogleich ins Wasser stürzt. Wird es im Schlafe überrumpelt, und entweder durch lautes Geschrei oder durch Schläge aufgewekt, so geräth es in eine solche Furcht und Verlegenheit, daß es auf seiner Flucht nieder stürzt und alle seine Gefährten in ein gleiches Schrecken versezt. Wenn es aber sieht, daß es nicht entrinnen kann, so schüttelt es wüthend den

Kopf, brüllt ganz entsezlich und fällt über seinen Feind mit der größten Wuth her, und alsdann muß ihm auch der Kühnste aus dem Wege gehen.

Wenn sie sehen, daß man nichts Böses gegen sie im Sinne hat, so lassen sie ihre Furcht fahren. Als sich Steller auf der Beringsinsel aufhielt, lebte er sechs Tage lang in einer Hütte, die sie umgeben hatten. Sie hatten sich bald an ihn gewöhnt, gaben mit großer Ruhe auf das, was er that, Acht, legten sich neben ihm nieder und ließen ihn sogar ihre Jungen haschen und mit ihnen spielen. Oft stritten sie sich um den Besitz von Weibchen, und er hatte Gelegenheit, mehrere Gefechte mit anzusehen. Einst war er Zeuge von einem Zweikampfe zwischen zwei Männchen, der drei Tage lang dauerte; Eines davon erhielt über hundert Wunden. Die Seebären, die sich unter ihnen befanden, mischten sich niemals darein, sondern gingen allemal bei diesen Kämpfen schnell aus dem Wege.

Sie werfen jedesmal nur ein Junges, und was sonderbar ist, die Eltern scheinen wenig Zuneigung zu ihnen zu haben. Oft treten sie dieselben aus Unachtsamkeit tod oder lassen sie vor ihren Augen tödten, ohne sich um sie zu bekümmern. Die Jungen sind nicht lustig, wie die meisten andern jungen Thiere, sondern scheinen von dem vielen Schlafen ganz dumm zu seyn. Die Eltern nehmen sie mit ins Wasser und lehren ihnen schwimmen, und wenn sie müde sind, so steigen sie der Mutter auf den Rücken; das Männchen aber stößt sie oft wieder herunter, um sie an Uebung zu gewöhnen.

Jedes Männchen hat zwei bis vier Weibchen, die es sehr artig behandelt; es scheint als wenn es ihre Liebkosun-

gen sehr gern sähe. In ihren Handlungen scheinen sie viel Aehnliches mit den Seebären zu haben. Die Alten bellen wie die Hunde und die Jungen blöken wie die Schaafe.

Sie leben von Fischen und verschiedenen andern Seethieren. Die zwei Sommermonate über fressen die Männchen beinahe gar nicht; sie machen nichts weiter als daß sie faullenzen und schlafen. Von Zeit zu Zeit verschlingen sie große Steine, damit der Magen nicht zusammenschrumpft. Zu Ende dieser Jahreszeit sind sie ausserordentlich mager.

Die Jagd dieser Thiere steht bei den Kamtschadalen in großen Ehren. Selten tödten sie die Seelöwen im Meere, ob sie gleich dieselben darin schlafend antreffen, sondern gemeiniglich auf dem Lande, und wenn sie sie auf der Küste im Schlafe finden, so nähern sie sich ihnen, und zwar gegen den Wind, mit der größten Vorsicht. Keiner aber wagt sich auf diese Jagd, als wer sich auf seine Kräfte oder auf seine Füße verlassen kann. Hat sich ein Kamtschadale an das Thier hinangeschlichen, so stößt er ihm ein scharfes Messer unter den Vorderpfoten in die Brust, und seine Begleiter binden einen Riem von Seehundsleder, an dem man das Messer befestigt hat, an einen Pfahl. Hierauf laufen alle so geschwind als möglich fort und versuchen das arme Thier von Ferne mit Pfeilen oder Messern noch mehr zu verwunden, und wenn es endlich durch zu vieles Bluten seine Kräfte verlohren hat, so schlagen sie es vollends mit Keulen tod.

Finden sie das Thier im Meere schlafend, so schießen sie mit vergifteten Pfeilen nach ihm und ergreifen sogleich die Flucht. Der verwundete Seelöwe, der die Schmerzen

nicht mehr aushalten kann, welche ihm das salzige Wasser in seinen Wunden verursacht, schwimmt hierauf ans Ufer wo er bald mit Wurfspießen und Pfeilen vollends getödtet wird; ist aber der Ort für die Jäger nicht sicher genug, so warten sie, bis er an seinen ersten Wunden stirbt, welches innerhalb vier und zwanzig Stunden gewiß geschieht. Wer die meisten Seelöwen erlegt hat, den hält man für einen großen Held.

Das Fleisch der Jungen soll eine angenehme Speise seyn; ihr Fett gleicht dem Hammeltalge, schmekt aber so köstlich als das Mark. Die Haut verarbeitet man zu Riemen, Schuhen und Stiefeln.

Der Hund. Canis familiaris. Linn.
Faithful dog. Pennant.

Nicht leicht hat der Mensch einem Thiere so viele Dienste zu verdanken als dem Hunde, und schwerlich ist ihm Eines so zugethan, als dieser treue Hüter und Gefährte. Unter allen Thieren hat man bis jezt noch keines gefunden, das ihm in dem Grade nüzlich wäre und so sehr zu seinem Schutze und seiner Vertheidigung diente als der Hund. Dieser zeichnet sich eben so sehr durch Thätigkeit und Verstand als durch Liebe und Gehorsam aus; er hat einen solchen gutmüthigen Charakter, daß er sich bloß der Wohlthaten, die man ihm erzeigt, zu erinnern scheint; denn bald hat er die Schläge vergessen, die man ihm giebt und statt sich zu rächen, wenn man ihn straft, kriecht er bereitwillich heran, um sich der Strafe zu unterwerfen.

Er ist unermüdlich in dem, was ihm sein Herr aufträgt; er bewacht das ununterbrochen, was ihm derselbe anvertrauet hat; er steht ihm bei, wenn er in Gefahr geräth und rettet ihn; ja er rächt sogar denselben an seinen Beleidigern und hilft den Mörder seines Herrn der verdienten Strafe überliefern.

Die Mütter lieben ihre Jungen sehr zärtlich und sorgen für ihre Bequemlichkeit. Vor ein paar Jahren hatte eine Dame einen Hund, der Junge geworfen hatte, während es noch sehr kalt war. Das Feuer im Ofen war ausgegangen und es waren bloß noch einige glühende Kohlen darin; da es nun dem Hunde für seine Jungen in der Stube unter dem Ofen zu kalt dünkte, so öfnete er die Ofenthüre, schafte die heiße Asche und die wenigen noch glühenden Kohlen auf die Seite und machte die Stelle, wo sie gelegen hatten, ganz rein. Hierauf kam er wieder aus dem Ofen heraus und trug ein Junges nach dem Andern in denselben hinein und legte sie auf die warme Stelle, damit sie nicht frieren sollten.

In einem wilden Zustande findet man den Hund in Congo, Niederäthiopien, und gegen das Vorgebirge der guten Hofnung hin; in Süd- und Nordamerika, in Neuholland und in verschiedenen andern Theilen der Erde.

Es giebt nicht weniger als drei und zwanzig Spielarten von Hunden, worunter aber unsere Haushunde mit begriffen sind.

Wenn wir alle merkwürdige Anekdoten, die man von Hunden erzählt, anführen wollten, so würden wir diese ganze Schrift mit anfüllen können. Wir wollen daher nur einige

der merkwürdigsten und interessantesten heraus heben, um zu zeigen, wie scharfsichtig, geduldig, wachsam, klug, treu und nüzlich der Hund ist.

Ray erzählt in seiner Geschichte der vierfüßigen Thiere nach dem Berichte Johannis Faber's, daß zu Rom ein blinder Bettler gelebt habe, den ein mittelmäßig großer Hund durch alle Straßen begleitete. Dieser Hund führte seinen Herrn so, daß er ihn gegen jede Gefahr schüzte, und er lernte nicht nur die Straßen, sondern auch die Häuser unterscheiden, wo sein Herr gewöhnlich die Woche zwei oder dreimal Almosen empfing. Kam das Thier in Eine von den Straßen, in denen es bekannt war, so verließ es sie nicht eher, bis ihm vor jedem Hause, wo sein Herr fast allemal in seinem Gesuche glüklich war, ein Zeichen gegeben wurde. Während der Bettler um ein Almosen anhielt, legte sich der Hund nieder, um auszuruhen; kaum aber hatte sein Herr eine Gabe oder eine abschlägliche Antwort erhalten, so sprang der Hund von selbst auf, und ging ohne Befehl oder ein Zeichen vor die andern Häuser, wo der Bettler gewöhnlich etwas erhielt. „Ich bemerkte, sagt Faber, nicht ohne Vergnügen und Verwunderung, daß wenn man Geld aus dem Fenster warf, der Hund mit vieler Klugheit und Aufmerksamkeit umher ging und es suchte, dasselbe mit dem Munde aufhob und es seinem blinden Herrn in den Huth legte. Selbst wenn man Brod aus dem Fenster warf, fraß das Thier nichts davon, auffer wenn ihm sein Herr etwas davon abgab.

Ohne allen andern Unterricht als durch Nachahmung, schellte ein Bullenbeiser, wenn zufälliger Weise das Haus zugemacht war, in dem sich sein Herr befand, an der

Glocke, um eingelassen zu werden. Man kann einen Hund so abrichten, daß er mit Geld auf den Markt geht, einem bekannten Fleischer bezahlt und das Fleisch ganz sicher nach Hause bringt. Man kann ihn nach der Musik tanzen, und ihn etwas verlohrnes suchen und finden lehren.

Es ist jezt ein Hund zu Edinburgh (sagt Smellie in seiner Philosophie der Naturgeschichte 2r Theil teutsch. Uebers. 213) der einem dasigen Gewürzkrämer gehört und der seit einiger Zeit den Leuten in der Nachbarschaft vieles Vergnügen gemacht und sie in Erstaunen gesezt hat. Ein Mann, der auf den Straßen mit einer Glocke klingelte und Pasteten verkaufte, gab eines Tages diesem Hunde eine Pastete. Als der Hund das nächstemal die Glocke des Pastetenhändlers hörte, lief er mit Ungestüm auf ihn los, faßte ihn beim Rocke und wollte ihn nicht gehen lassen. Der Pastetenmann, der verstand, was das Thier wollte, zeigte ihm einen Penny und wieß auf seinen Herrn, der in der Thüre stand und sah, was vorging. Der Hund lief sogleich zu diesem hin und bat ihn, durch mancherlei demüthige Stellungen und Gebehrden. Der Gewürzhändler gab dem Hunde einen Pfennig in den Mund, und dieser gab ihn sogleich dem Pastetenmanne und erhielt dafür seine Pastete. Dieser Handel zwischen dem Pastetenmanne und dem Hunde hat Monate lang täglich fortgewährt und dauert jezt noch fort.

Im Jahre 1760 trug sich bei Hammersmith folgender Vorfall zu: Während ein Mann, Namens Richardson, ein Fährmann aus dem Orte, in seinem Boote schlief, riß das Schiff von Anker los und wurde von der Fluth unter ein westländisches großes Fahrzeug getrieben. Zum Glük

hatte der Mann einen Hund bei sich; dies kluge Thier wekte ihn auf, indem es ihm mit den Tatzen ins Gesicht fuhr und beim Halskragen zog und dies geschah gerade in dem Augenblicke, als sich das Boot mit Wasser füllte; der Mann ergriff die Gelegenheit und rettete sich auf diese Art noch glüklich von einem unvermeidlichen Tode.

Zu Ende des Jahres 1803 scheiterte im Kanale von Constantinopel ein Schiff: der Schiffer hatte einen Hund bei sich und wollte sich durch Schwimmen retten. Als das Thier sah, daß sein Herr unterzutauchen und zu ertrinken in Gefahr war, sprang es ihm nach, pakte ihn beim Kragen, zog ihn mit vieler Mühe ans Ufer und rettete ihn glüklich. Woher wußte das Thier, daß jezt für seinen Herrn Gefahr zu besorgen war, wenn es nicht urtheilte und dessen gegenwärtige Lage mit seiner Vorhergehenden verglich?

Ein anderes Beispiel, wie sehr der Hund seinem Herrn zugethan ist und wie viel er für ihn wagt, ist folgendes, das sich erst vor kurzem im Meiningischen zugetragen hat: ein Mann hatte einige Schulden einzufordern und ging daher in mehrere Dörfer, wo er sein Geld stehen hatte. Schon hatte er zweihundert Thaler eingenommen, als er gegen Abend bei einem Gastwirthe ankam, der ihm auch noch hundert Thaler schuldig war. Dieser zahlte ihm diese Summe aus; in der Stube, wo dies geschah, befanden sich mehrere Personen, die sich aber nach und nach alle entfernten. Es war fast Abend und der Wirth bat seinen Freund, daß er bei ihm bleiben möchte, weil es zu gefährlich sey, noch durch den Wald, durch den er reisen mußte, zu gehen: allein er zeigte auf einen Hund, den er bei sich

hatte und der ihn gewiß aus jeder Gefahr retten werde. Der Mann ging fort und nicht lange darauf bemerkte auch der Wirth, daß sich alle seine Gäste entfernt hatten. Diese Entfernung kam ihm verdächtig vor, er ging ins Dorf, holte noch ein paar Bauern, erzählte ihnen, was vorgefallen sey und bat sie, daß sie ihm in den Wald folgen möchten. Sie machten sich auf den Weg, ob es schon finster war, und sie waren kaum in den Wald gekommen, als sie einen Schuß fallen hörten. Dieser machte sie furchtsam, und da sie glaubten, daß sie die Finsterniß an einem thätigen Beistande hindern werde, so kehrten sie um. Den andern Morgen suchte man im Walde nach, und nach vieler vergeblichen Mühe fand man den Mann, der das Geld eingefordert hatte, tod da liegen. Neben ihm befand sich sein Hund der still und traurig da saß, und zwei andere Leichname, die der Hund zerfleischt hatte, als sie seinen Herrn hatten berauben wollen. Man wollte den Leichnam des Unglüklichen aufheben und fortschaffen, allein der Hund gab dies nicht zu. Man holte die Frau des Erwordeten, aber auch diese konnte den Hund nicht dahin bringen, daß er den Leichnam hätte fortschaffen lassen. Als man endlich glaubte, daß man diesen Zwek nicht anders als durch die Ermordung des Hundes werde erreichen können, so erschoß man das treue Thier, das seinem Herrn so tapfer beigestanden hatte. Die übrigen Räuber hatten die Flucht ergriffen, als sie gewahr worden waren, wie ihre Cameraden der Hund behandelte. Der Ermordete war daher nicht geplündert worden, sondern hatte noch alles Geld bei sich.

Ein Hund, welcher der Liebling einer ältlichen Dame gewesen war, äusserte einige Zeit nach ihrem Tode die stärkste Rührung, als er ihr Gemälde erblikte, das man herabgenommen hatte, um es zu säubern. Nie hatte man jemals vorher bemerkt, daß er auf dieses Gemälde aufmerksam gewesen wäre. Ohnstreitig war dieses der Verstorbenen sehr ähnlich, und als er es zu sehen bekam, erinnerte er sich sogleich seiner ehemaligen Gebieterinn.

Ein anderer Hund kam nach dem Tode seines Herrn an dessen Freund nach Yorkschire. Mehrere Jahre darauf machte ein Bruder des Erstern, aus Westindien einen kurzen Besuch in dem Hause, wo der Hund war. Dieser erkannte sogleich den Bruder seines verstorbenen Herrn, ob derselbe gleich gänzlich fremd war; dies rührte ohne Zweifel daher, weil beide Brüder einander sehr ähnlich sahen. Der Hund sprang an ihm hinauf, schmeichelte ihm und folgte ihm allenthalben nach, wo er hinging.

Der Schauspieler Hughes hatte eine Perücke, die gewöhnlich an einen Pflocke in seinem Zimmer hing. Eines Tages borgte er sie Einem seiner Cameraden, und nicht lange darauf besuchte er ihn und erinnerte ihn an deren Zurückgabe. Hughes hatte seinen Hund bei sich und der Andere hatte zufälliger Weise die Perücke auf. Hughes hielt sich nur kurze Zeit bei seinem Freunde auf, als er aber fortging, blieb sein Hund zurük: eine Zeitlang stand dieser still und sah dem Manne gerade ins Gesicht; hierauf machte er plözlich einen Sprung, nahm ihm die Perücke vom Kopfe und lief so schnell als möglich damit fort. Als er nach Hause kam, sprang er in die Höhe und suchte sie wieder an ihren gewöhnlichen Ort zu hängen.

Der nämliche Hund lief einstmals Nachmittags über ein Feld in dem Bezirk von Dartmouth, wo eine Wäscherinn ihre Wäsche aufgehängt hatte, um sie zu troknen: er blieb still stehen, sah ein Hemde aufmerksam an, dann pakte er es an, schleppte es mitten durch den Koth hindurch fort, brachte es seinem Herrn, dem, wie es sich nachher auswieß, das Hemde wirklich gehörte. (Lackingtons Leben.)

Levaillant hatte während seiner Reisen in Afrika eines Tages seine kleine Lieblingshündinn verlohren. Man machte Lärmen, schoß Gewehre ab, damit man ihr Nachricht gäbe, wo sich die Gesellschaft befände, allein alles Lärmen und Warten war vergeblich. Endlich schikte er Einen seiner Hottentotten zu Pferde ab, der sie suchen sollte. Dieser ritt auf dem Wege, wo sie hergekommen waren, zurük, und in etwann vier Stunden kam er mit ihr auf dem Sattel zurük und hatte einen Stuhl und einen Korb bei sich, die unvermerkt vom Wagen herabgefallen waren. Die Hündinn hatte er zwei Stunden rükwärts angetroffen; sie lag mitten im Wege und bewachte den verlohrnen Stuhl und Korb; wäre der Hottentotte nicht so glücklich gewesen, sie wieder zu finden, so hätte sie entweder vor Hunger umkommen müssen, oder sie wäre eine Beute der Raubthiere worden, die sich in großer Menge daselbst aufhielten.

Daß die Hunde einen vortreflichen Geruch haben, beweißt sowohl ihre Geschiklichkeit, das Wildpret aufzuspüren, als auch die Beispiele, daß sie sich aus der entfernesten Gegend wieder zurük zu finden wissen. Vor ein paar Jahren hatte jemand, der aus den Rheingegenden

nach Südpreußen ausgewandert war, einen Hund dahin mit genommen, den er von seinem Nachbar gekauft hatte. Unterwegens hatte man den Hund an den Wagen befestigt und er war auf diese Art glüklich in Preußen angelangt; allein es dauerte nicht lange, so war der Hund verschwunden und fand sich nach einiger Zeit wieder bei seinem vorigen Herrn in der Rheingegend ein. Er hatte also den Weg nach Hause, der beinahe zweihundert Meilen beträgt, wieder zu finden gewußt.

Der Verfasser der Schrift: Gedanken über die Seele des Menschen und Muthmaßungen über ihren Zustand nach dem Tode, erzählt im 4 Th. S. 192 in einer Anmerkung folgende Anekdote von der Schärfe des Geruchs eines Hundes: „der Herr eines kleinen Barbets hatte Geschäfte bei mir. Er und sein Hund kamen mit einander. Während des Gesprächs, das ich mit dem Herrn des Hundes, der ein Handwerker war, führte, räumte Barbet die Katzenschüssel in der Küche aus. Allein dadurch verspätete er sich und sein Herr ging ohne ihn fort. Kaum merkte dies der Hund, so wurde er unruhig und fing an zu winseln, damit man ihn heraus lassen möchte. Ich gehorchte und öfnete ihm die Hausthür. Nunmehro war der Hund draussen, aber welchen Weg sollte er nehmen, um seinen Herrn wieder zu finden? Es gehen drei bis vier Wege zu mir, welches für das Thier um so übler war. Es brannte indessen vor Begierde, seinem Herrn zu folgen. In gröβter Eile untersuchte es die Spuren von allen Zugängen, allein wie hat der Hund es anzufangen, daß er den richtigen entdekte? Er machte die Hausthüre zum Mittelpunkte aller Zugänge, als wären sie eben so viele Strahlen eines

Zirkels, dabei lief er im Kreise herum, damit er sie alle beriechen uud untersuchen konnte. Dies that er ein, zwei, dreimal und zwar so geschwind als möglich. Das viertemal traf er die rechte Spur. Nun war er derselben gewiß, und lief so schnell auf derselben fort, als ihn die Füße tragen konnten.

Philipp V, König von Spanien ließ zu Porto Hercole einigen Hunden, die sich um die Festung herum aufhielten, ordentlich Commißbrod geben, weil sie so gute Dienste, als die besten Schildwachen und Patrouillen thaten. So bald sich die Feinde nur im geringsten regten, machten die Hunde Lärm. Wenn Streifparteien ausgeschikt wurden, so gingen die Hunde voraus und machten alle Oerter ausfindig, wo sich etwann Feinde verstekt hatten.

Man kann die Hunde dreist, schläfrig, furchtsam, falsch, beißend, treu und schmeichelnd machen, je nachdem die Erziehung beschaffen ist, die man ihnen giebt. Ihre Anlagen sind einer großen Vollkommenheit fähig. Welche Vorsicht, Ueberlegung und List zeigt nicht ein gut abgerichteter Hund! Manche Hunde werden zu Briefträgern nach entfernten Orten gebraucht und sie wissen genau, wohin sie gehen sollen, wenn ihnen ihr Herr den Brief in die Schnautze giebt. — Jemand hatte seinen Hund so abgerichtet, daß wenn er ihm ein Zeichen gab, er zum Speisewirth lief und Essen holte. Was ihm der Speisewirth gab, das brachte er allemal glüklich nach Hause. Alles war bisher gut gegangen, allein eines Abends machten sich zwei andere Hunde, die der liebliche Geruch der Speise herbei lokte, über den Boten her,

Gueule — noire, so hieß der Hund, sezte sogleich seinen Korb auf die Erde und stellte sich davor und zauſete sich wacker mit dem Einen herum, der ihn anfiel. Allein während er diesen bei den Ohren pakte, machte sich der Andere über seinen Korb her. Was sollte er also thun? Da er sah, daß die Mahlzeit seines Herrn nicht zu retten war, so drängte er sich auch mit hinzu und fraß mit den beiden andern Hunden den Ueberrest vollends auf.

Allein die Hunde sind nicht bloß dem Menschen zugethan, sondern schreinen auch einer wechselseitigen Anhänglichkeit gegen einander fähig zu seyn, und ob gleich die Beispiele, die man davon anführt, wirklich viel Auffallendes, ja beinahe Unglaubliches haben, so kann man sie doch nicht verwerfen, da sie von glaubwürdigen Männern bestätigt werden. Der Chirurgus Morand zu Paris (so erzählt der Verfasser der Philosophie de la nature) hatte einen Freund, dessen Hund das Bein gebrochen hatte; aus Gefälligkeit gegen seinen Freund nahm er das Thier in die Cur und stellte es vollkommen wieder her. Einige Zeit darauf, als der Chirurgus in seinem Cabinette arbeitete, krazte etwas an seine Thüre; er ging nach dieser hin, öfnete sie und sah mit dem größten Erstaunen den nämlichen Hund, den er geheilt hatte, hereintreten. Derselbe hatte einen andern Hund bei sich, dem das nämliche Unglük begegnet war und der sich langsam und mit vieler Mühe seinem Führer nachschleppte. Er fing an, Herrn Morand zu schmeicheln und zu verstehen zu geben, was er wünsche: diesmal will ich dein Gesuch noch erfüllen, sagte Herr Morand zu ihm, allein ein andermal komm mir nicht wieder mit einem solchen Geschäfte!

Einstmals sollte ein Hund in einem Wirthshause zu St. Albans, einer Stadt in England, so lange warten, bis sein Herr wieder von London zurükkäme; allein er hatte hier keine Ruhe; ein größerer Hund, der ins Haus gehörte, pakte ihn an, und da ihm derselbe an Stärke überlegen war, so ging er ohne Murren fort. Es dauerte aber nicht lange, so kam er mit einem größern Kameraden zurük, als derjenige war, der ihn gemißhandelt und fortgejagt hatte. Beide fielen nunmehro zusammen über diesen her, züchtigten ihn wegen der verletzten Gastfreiheit und ruheten nicht eher, als bis sie ihn aus der Stube getrieben hatten.

In Italien bedient man sich der Büffel zum Pflügen, und in einigen Gegenden, sagt Valmont de Bomare, gehen zahme Büffel ins Holz auf die Weide. Kommt nun der Landmann zu seinem Pfluge, so giebt er Einem seiner Hunde ein Zeichen, in den Wald zu gehen und den Büffel zu holen. Sogleich läuft er fort, faßt mit der größten Geschiklichkeit einen Büffel bei den Ohren und führt ihn zu seinem Herrn. Während der Zeit daß der Herr diesem Büffel das Joch auflegt, kehrt der Hund wieder in den Wald zurük und holt den andern Büffel, der zugleich mit angespannt werden soll.

Ein Hund, der sich in einem Kloster befand, machte es den Menschen nach, um Fressen zu verschaffen. Es war nämlich in diesem Kloster gebräuchlich, daß diejenigen, die etwas zu spät kamen, um Essen zu erhalten, an einem Glökchen zogen, worauf ihnen der Koch eine Portion durch einen Dreher heraus schob. Der Hund gab auf alles dies genau Acht, da er gemeiniglich einen Knochen davon bekam. Diese Ueberreste aber waren für seinen Appetit nicht allemal

hinreichend, doch gab er sich zufrieden. Allein eines Tages, wo er gar nichts zu fressen erhalten hatte, versuchte er selbst das Glökchen mit den Zähnen zu ziehen. Der Küchenjunge, welcher glaubte, es sey jemand aus dem Kloster, der klingele, schob ihm eine Portion hinaus. Der Hund nahm dies Versehen nicht übel, sondern machte sich gleich über seine Mahlzeit her. Diese gefiel ihm, uud den folgenden Tag nahm er zu demselben Mittel seine Zuflucht und hatte nicht mehr nöthig auf Andere zu warten. Der Koch merkte, daß man ihm eine Portion zu viel abfordere und beschwerte sich darüber. Man fragte nach, stellte eine Untersuchung an und fand endlich, daß es der Hund gewesen war, der die Portion verlangt hatte.

Im Jahre 1784 ließ ein Schleichhändlerschiff einen Hund bei Boomer auf der Küste von Northumberland zurük. Da er sich von jedermann verlassen fand, so fing er an Schaafe zu stehlen und zu zerreissen, und richtete so großen Schaden an, daß er das Schrecken der ganzen Gegend in einem Umfange von beinahe zwanzig englischen Meilen wurde. Man erzählt, daß wenn er ein Schaaf gefangen, er ihm ein Loch in die rechte Seite gebissen, und nachdem er das Fett auf den Nieren weggefressen, dasselbe liegen gelassen habe. Die Schäfer haben mehrere Schaafe in diesem Zustande noch lebendig angetroffen, und wenn sie die gehörige Sorgfalt anwandten, so wurden sie wieder hergestellt und warfen nachmals Junge. Wegen dieses leckern Appetits kann man sich leicht vorstellen, welche Verheerungen er angerichtet haben muß: denn das Fett von einem Schaafe hat schwerlich täglich zur Stillung seines Hungers hingereicht. Seine Räubereien hatten die Pach-

ter in solche Unruhe gesezt, daß sie mancherlei Mittel anwandten, um seiner habhaft zu werden oder ihn zu tödten. Man hezte Hunde auf ihn, allein wenn diese an ihn hinkamen, so legte er sich auf den Rücken, als wenn er um Gnade bäte und in dieser Lage versuchte ihm kein Hund etwas zu Leide zu thun. Er blieb so lange ruhig liegen, bis sich ihm Menschen näherten, worauf er aufstand und davon lief. Die Hunde sezten ihm nicht nach, so lange man sie nicht wieder auf ihn hezte, dies half aber auch nichts. Eines Tages verfolgte man ihn von Howick aus gegen dreisig Meilen weit, allein er kam wieder dahin zurük und tödtete noch den nämlichen Abend einige Schaafe. Bei Tage hielt er sich beständig auf einem Felsen auf dem Heugh-Hügel bei Howick auf, wo er eine Aussicht auf vier Straßen hatte, die dahin führten. Endlich wurde er doch im März 1785 nach vielen vergeblichen Versuchen daselbst erschossen.

Bei seinen Reisen durch Südamerika sah Herr Bartram (s. dessen Reise t. Uebers. 214) auf einem großen Anger eine Heerde Pferde weiden, die unter der Leitung und Aufsicht eines einzigen schwarzen Hundes stand, der gar nicht von dem Wolf in Florida unterschieden zu seyn schien, ausser daß er wie ein gewöhnlicher Hund bellen konnte. Er war sehr wachsam und thätig, die Pferde zusammen zu halten, und wenn Eines zu weit von den Uebrigen abstreifte, so pflegte er aufzuspringen, sich demselben entgegen zu stellen und es zu den Uebrigen zurük zu treiben. Der Eigenthümer dieser Pferde war ein Indianer, der ungefähr zehn englische Meilen von dem Orte entfernt lebte. Er hat aus Sonderbarkeit und durch wiederholte

Versuche seinen Hund schon ganz jung zu diesem Geschäfte abgerichtet; der Hund folgt bloß den Pferden seines Herrn und hält sie in einer besondern Gesellschaft beisammen. Ist er hungrig oder wünscht er seinen Herrn zu sehen, so kehrt er den Abend nach der Stadt zurük, wo dieser lebt und bleibt nie des Nachts von Hause weg.

In Südamerika lebt eine Menge von Hunden gleich Kaninchen in Höhlen. Wenn man sie jung antrift, so hängen sie sich sogleich an den Menschen und verlassen ihren Herrn niemals wieder, um etwann wieder zu der Gesellschaft der wilden Hande zurük zu kehren, von denen sie abstammen. Sie sehen wie ein Windspiel aus, ihre Ohren stehen aufrecht, sie sind sehr wachsam und vortrefliche Jäger (s. Pennant, der dies aus Isaak Morris Erzählung seiner Unglüksfälle anführt).

Folgende zwei Beispiele zeigen, daß die Hunde ausserordentlich lange hungern können, wovon man unter allen Thieren, ausser bei solchen, die den Winter in einem erstarrten Zustande zubringen, nichts Aehnliches antrift.

Eine dänische Hündin, die Junge werfen wollte, wurde in Frankreich aus Unvorsichtigkeit in das Zimmer eines Landhauses eingesperrt, während die Familie zu Paris war. Nach ein und vierzig Tagen fand man das arme Geschöpf noch am Leben; es lag auf dem Bette, war aber so abgezehrt, daß es nicht auf den Beinen stehen konnte. Man sah nichts mehr von den Jungen; ohne Zweifel hatte es der Hunger genöthigt, sie zu fressen, um sich selbst zu erhalten; auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß es von seiner eigenen Milch gelebt haben kann, so lange sie gedauert hat.

Es hatte einen Theil einer Spule und der darauf befindlichen Wolle, die es herum geworfen hatte, zerrissen und wahrscheinlich gefressen. Man gab diesem Hunde Futter und derselbe wurde nach und nach völlig wieder hergestellt.

Eine andere Hündinn blieb sechs Wochen lang ohne Fressen, ausser dem Stroh von einem Stuhle, der sich in der Stube befand, in die man sie eingesperrt hatte, auch hatte sie etwas Wasser zu trinken gehabt. Sie lebte noch lange nachher.

Die Eingebornen der Südseeinseln essen das Hundefleisch und halten es für einen vortrefflichen Leckerbissen; diejenigen Hunde, die man essen will, läßt man nicht jedes beliebige Futter fressen, sondern man mästet sie mit Mehlspeisen. Auch die Neger auf der Küste von Guinea essen gern Hundefleisch, das sie öfters theuer bezahlen. Vormals gab man ein großes Schaaf für einen Hund und wahrscheinlich ist dieser jezt ein gewöhnlicher Tauschartikel. Sie zogen Hundefleisch dem Rindfleische vor und Hundefleisch war das schönste Gericht, das man ihnen vorsetzen konnte. (Bosmann S. 229.)

Die Neufundlandischen Hunde sind wegen ihrer ausserordentlichen Scharfsicht nnd der Anhänglichkeit an ihren Herrn besonders berühmt und geschäzt. Im Jahre 1789 sank ein Schiff, das nach Newcastel gehörte, während eines großen Sturmes bei Yarmouth unter; bloß ein Neufundländer war so glüklich, ans Ufer zu kommen; er hielt im Munde des Capitäns Taschenbuch. Mitten unter einer Menge von Menschen stieg er ans Land und Mehrere suchten es ihm, aber vergeblich, abzunehmen. Das kluge Geschöpf, als wenn es die Wichtigkeit des Taschen=

buches einsähe, das ihm aller Wahrscheinlichkelt nach sein sterbender Herr überliefert hatte, kroch an jemand, der unter der Menge seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, schmeichelnd hinan, sprang ihm an der Brust hinauf und übergab ihm das Buch. Der Hund eilte sogleich nach dem Orte zurük, wo er ans Land gestiegen war und gab auf alles, was von dem gescheiterten Schiffe ans Ufer getrieben wurde, sehr sorgfältig acht, faßte es an und suchte es ans Land zu schaffen.

Ein anderes Beispiel von der Gelehrigkeit und Beobachtungsgabe dieser Art von Hunden ist folgendes: Ein Herr, der am Ufer des Flusses Tyne hinging, sah, daß an dem gegenüber befindlichen Ufer ein Kind ins Wasser gefallen war; er zeigte es seinem Hunde, der sogleich ins Wasser sprang, hinüber schwamm, das Kind mit seinem Munde pakte und es glüklich ans Ufer brachte. (Bew, Vierfüßige Thiere 327.)

Die folgende Anekdote beweißt, welcher Anstrengung der Hund fähig ist: Vor mehrern Jahren ließ man einen sehr großen Hirsch auf den Whinfield Park in der Grafschaft Westmoreland laufen; derselbe wurde von Hunden verfolgt, allein der Trupp blieb entweder aus Zufall oder aus Müdigkeit gar bald zurük, bloß zwei tüchtige Spürhunde sezten ihm den größten Theil des Tages hindurch nach. Der Hirsch kam nach dem Park zurük und als die lezte Anstrengung sprang er noch über die Mauer, und kaum hatte er dies gethan, so fiel er tod nieder. Einer von den Hunden verfolgte ihn bis an die Mauer; allein da er nicht hinüber kommen konnte, so legte er sich nieder und starb beinahe den Augenblik darauf; den Andern fand

man auch nicht weit davon. Wie weit sie den Hirsch verfolgt hatten, ist ungewiß, allein da man sie zu Redkieks bei Annan gesehen hat, und da dies auf der Poststraße sechs und vierzig englische Meilen entfernt liegt, so läßt sich annehmen, daß wenn man die Umwege und unebenen Straßen dazu rechnet, die sie vielleicht eingeschlagen haben, dies nicht weniger als 120 englische Meilen betragen muß.

Der Bluthund stand bei unsern Vorfahren in grossem Ansehn und da er sich durch seinen feinen und scharfen Geruch auszeichnete, so brauchte man ihn öfters zur Aufsuchung des Wildpretes, das, obschon verwundet, dennoch den Jägern entkommen war. Mit großer Sicherheit verfolgte er jemandes Fußtapfen eine große Strecke weit, und wenn in barbarischen und rohen Zeiten der Mörder oder Dieb die Flucht ergriffen hatte, so schikte man ihm dies nüzliche Thier nach, das ihn bis in die dikſten und verborgensten Schlupfwinkel verfolgte: ja es lies nicht eher nach, bis es ihn ausfindig gemacht hatte. Aus diesem Grunde gab man in Schottland ein Gesetz, daß wer einem solchen Hund beim Aufspüren gestohlner Güter den Eintritt in sein Haus versagte, für einen Mitschuldigen erklärt werden sollte.

Noch jezt trift man etliche Bluthunde in den südlichen Theilen von England an, wo man sie zur Verfolgung solchen Wildpretes braucht, das man verwundet hat. Bisweilen bedient man sich derselben auch zur Entdeckung von Wilddieben, die sie vermittelst des Blutes, das die geschossenen Thiere vergießen, ganz sicher ausfindig machen.

„Ein angesehener Mann (erzählt Boyle) wollte einen Versuch machen, ob ein junger Bluthund gut abgerichtet

sey; er lies daher Einen seiner Bedienten in eine vier Meilen entfernte Stadt und darauf nach einem Marktflecken drei Meilen von dieser gehen. Ob der Hund gleich den Mann, den er verfolgen sollte, nicht sah, so folgte er ihm doch vermittelst des Geruchs, troz der Menge von Marktleuten, die den nämlichen Weg gingen und der Reisenden, die gelegentlich ihn durchkreuzten, nach den eben erwähnten Orten nach. Als der Bluthund in den Hauptmarktflecken ankam, lief er durch die Straßen, ohne sich um die darin befindlichen Leute zu bekümmern und verließ sie nicht eher, bis er in das Haus getreten war, wo der Mann, den er suchte, ausruhete nnd wo er ihn in einem obern Zimmer fand.

Ein ausserordentliches Beispiel von einem vortreflichen Gedächtniß bei einem Bullenbeißer erwähnt d'Obsonville. Dieser Hund, den er selbst, als er zwei Monate alt war, in Indien aufgezogen hatte, begleitete ihn und einen Freund von Pondichery nach Benglor, welche beide Orte über dreihundert Stunden von einander entfernt sind. „Wir brachten auf unserer Reise, sagt er, beinahe drei Wochen zu und mußten über Ebenen und Berge, durch Flüsse und zwar an seichten Orten und auf verschiedenen Nebenwegen gehen. Das Thier, das vorher noch nie in dieser Gegend gewesen war, verlohr uns zu Benglor und lief sogleich nach Pondichery zurük. Es ging geraden Weges nach dem Hause des Hrn. Beylier, der damals Befehlshaber der Artillerie und mein Freund war, mit dem ich ins gemein gelebt hatte. Nun fragt es sich nicht sowohl, wovon der Hund unter Weges gelebt: denn er war sehr gefräßig und konnte sich Futter verschaffen, als vielmehr, wie er einen

so weiten Weg nach länger als einem Monate hat wieder finden können? Hier bemerkt man, daß das Thier beinahe ein besseres Gedächtniß besessen haben muß als die meisten Menschen.

Der Bullenbeißer ist ausserordentlich kühn und muthig. Stow führt in seinen Annalen ein Beispiel von einem Kampfe zwischen drei Bullenbeißern und einem Löwen an, der in Gegenwart des Königs Jacob I von England vorfiel. Man that Einen von den Hunden in die Grube, der Löwe aber übermannte ihn bald, pakte ihn beim Kopfe und am Halse und schleppte ihn hinaus; man lies den zweiten Hund los; dieser hatte aber auch kein besseres Schikfal; allein der Dritte, den man hinein that, faßte den Löwen bei der Lippe und hielt ihn lange Zeit fest; endlich mußte er ihn aber doch fahren lassen, weil der Löme ihn mit den Klauen stark verwundet hatte. Den Löwen hatte der Kampf auch entkräftet und er wollte ihn durchaus nicht erneuern, sondern sprang schnell über die Hunde hinweg und floh in das Innere seiner Grube. Zwei von den Hunden starben bald an ihren Wunden; der Dritte aber kam mit dem Leben davon.

Diese Art von Hunden kennt ihre Stärke und man weiß, daß sie öfters die Frechheit einiger kleinern Arten züchtigt. Ein Bullenbeißer, der dem verstorbenen Ridley Esq. von Heaton bei Newcastle gehörte, wurde öfters von einem Blendlinge belästigt und mit dessen beständigem Bellen gequält; eine zeitlang ließ er sich dies gefallen, endlich aber pakte er ihn mit der Schnautze beim Hintern an und trug ihn mit großer Fassung über die Straße in den

Fluß, ohne jedoch einem Feinde, der so weit unter ihm stand, weiter etwas zu Leide zu thun.

Der D. Beattie erzählt in einer seiner Schriften folgende Geschichte von einem Hunde, der Einem seiner Freunde gehörte und der mit diesem auf die Jagd ging. Sie mußten über einen Fluß gehen, der gefroren war, aber mitten auf demselben brach das Eis und der Jäger fiel ins Wasser. Zum Glücke hielt er seine Flinte queer vor den Leib und da diese über der Oefnung lag, und an beiden Seiten auf dem Eise ruhete, so hatte er an ihr eine Stütze, an welche er sich eine zeitlang anhalten konnte. Allein aus dem Wasser war es ihm unmöglich zu kommen, weil er bei der geringsten Bewegung befürchten mußte, daß das Eis losbreche, wo er dann ohne Rettung verlohren gewesen seyn würde. Der Hund, der die Gefahr seines Herrn bemerkte, versuchte mancherlei Kunstgriffe, ihn zu retten, allein alle seine Mühe war vergeblich. Nun lief er augenbliklich nach dem nächsten Dorfe, machte allen, die ihm begegneten, vielerlei Liebkosungen, und schien ihnen etwas sagen zu wollen, und als sie ihn nicht verstanden, faßte er sie beim Rocke und zog sie nach der Gegend hin, wo sich sein Herr befand. Einige wunderten sich über die Geschäftigkeit dieses Thieres, gingen mit ihm, kamen zu dem Eise, fanden den Mann und retteten ihn.

In Pensilvanien lebte ein Mann, der von den durch das Edikt von Nantes vertriebenen Huguenotten abstammte und seine ganze Zufriedenheit in dem Zirkel seine Familie fand, die aus eilf gesunden und starken Kindern bestand. Eines Tages vermißte man in dieser Familie das jüngste Kind, einen Knaben von vier Jahren. Man suchte ihn

überall auf dem Felde und auf dem vorbeigehenden Flusse mit großer Aengstlichkeit, aber vergebens. Nun riefen die Eltern ihre Nachbarn zu Hülfe und gingen alle zugleich in den Wald auf dem angrenzenden Gebirge. Sie riefen und suchten mit der größten Emsigkeit, ohne von dem Kinde die geringste Spur zu finden. Es ward Nacht, aber die Eltern wollten dessen ungeachtet nicht zurükkehren. Ihre Betrübniß und Furcht wurde nur um so größer, weil sie wußten, daß die Bergkatzen den Menschen mit einer Wildheit und Beherzigkeit anfallen, gegen welche es selbst erwachsenen Leuten schwer fällt, sich zu vertheidigen. Die Nacht verstrich unter diesen ängstlichen Betrachtungen. Sobald der Tag anbrach, fing man von Neuem an, das Kind zu suchen; aber mit eben so schlechtem Erfolge, als vorher. Glüklicher Weise kehrte ein Wilder bei dieser Familie ein, um in dem Hause seines Freundes etwas auszuruhen. Als er aber Niemand als eine alte Negerin daselbst antraf, wurde er bestürzt und fragte: wo ist mein Bruder? Die Negerin erzählte ihm nun, was vorgefallen war, worauf der Wilde antwortete: ziehe deine Glocke, damit dein Herr nach Hause kommt, ich will sein Kind schon finden. Es war damals schon Nachmittags um drei Uhr und der Knabe war noch nicht entdekt. Als der Vater nach Hause kam, verlangte der Wilde die Schuhe und Strümpfe, die das Kind zulezt getragen hatte. Darauf liß er seinen Hund diese Kleidungsstücke beriechen, zog einen Strich in die Erde, von dem Hause an, und befahl dem Hunde, da, wo er den Strich gemacht hatte, die Erde zu beriechen. Diesen Strich verlängerte er in Begleitung des Hundes auf eine Viertelmeile rund um das

Haus. Aber der Zirkel war noch nicht vollendet, als schon der Hund anfing zu bellen und seiner eignen Spur zu folgen. Nicht lange nachher boll er von Neuem, und als die Gesellschaft dies hörte, liefen sie alle dem Hunde nach; aber sie verlohren ihn in dem dichten Walde bald aus den Augen. Nach einer halben Stunde kam der Hund mit einer merklichen Veränderung in seinen Gebehrden zurük, und die Freude sprach aus seinen Augen. Nun begleitete der Wilde seinen Hund, der ihn zu dem Knaben hinführte, welcher ohnmächtig und fast tod an dem Fuße eines Baumes lag. Der Wilde brachte hierauf das Kind seinen Eltern zurük, die ihm nicht hatten folgen können. Es wurde vollkommen wieder hergestellt; aber der Hund war der, der es vom Tode rettete.

Folgender merkwürdige Vorfall ereignete sich 1782 auf dem Jahrmarkte zu St. Germain, einer Vorstadt von Paris:

Ein gewisser Pachter wollte in Begleitung seines Hundes einen besondern schönen Platz des Jahrmarktes sehen; man sagte ihm aber, sein Hund dürfte nicht mitgehen. Er bat daher die Schildwache, ihn in Verwahrung zu nehmen und versicherte, das Thier würde nicht weglaufen. Der Pachter wurde hierauf hineingelassen. Nachdem er seine Neugierde auf dem Jahrmarkte befriedigt hatte, kehrte er zu seinem Hunde zurük; wurde aber zugleich gewahr, daß er seine Uhr eingebüßt hatte. Er klagte seine Noth der Schildwache und sezte hinzu, daß, wenn der Dieb auf dem Jahrmarkte wäre, er gar nicht zweifle, daß sein Hund ihn erkennen würde. Da die Schildwache ihm erlaubte, einen Versuch zu machen, so rief er seinen Hund,

gab ihm zu verstehen, daß er seine Uhr verlohren habe und befahl ihm, selbige zu suchen. Nachdem er seinen Herrn berochen hatte, lief er auf den Marktplatz hin; es währte nicht lange, so kam er mit Aeusserungen von Freude und Unruhe wieder zurük, machte ein leichtes Gebelle, zog seinen Herrn beim Rocke, lief einige Schritte vorwärts und kehrte dann gleich wieder um, als wenn er ihm gleichsam sagen wollte, er solle ihm folgen. Er folgte ihm wirklich und sah den Hund, vor einem sehr wohlgekleideten Herrn stille stehen, der seine Angen in allen Buden herumgehen ließ. Man rief den Hund, aber vergebens; weder Stöße noch Drohungen konnten ihn von seinem Standorte wegtreiben. Alle andre Personen ließ er vorbeigehen, nur nicht den reichgekleideten Herrn, der seine ganze Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen schien. Die Schildwache erfuhr diese ganz besondern Umstände und berichtete sie einem Polizeibedienten. Man nahm nun diesen Herrn in Verhaft und brachte ihn vor einen Kommissair. Der Hund und sein Herr begleiteten ihn dahin und blieben an der Thür stehen. Inzwischen durchsuchte man seine Taschen und fand acht Uhren und zwölf Dosen darinnen. Diese Sachen wurden bei Seite gebracht. Der Pachter wurde hereingerufen, er gab von seiner Uhr eine umständliche Beschreibung und bat den Kommissair, seinen Hund noch einmal die Uhr suchen zu lassen. Auf seine Bitte wurden nun die Uhren in eine nahegelegene Kammer getragen. Darauf befahl er dem Hunde, die seinige herzuholen; der Hund brachte auch wirklich diejenige mit, die sein Herr als die seinige vorher beschrieben hatte.

Ein junger Landedelmann, der sich einen Hund aufgezogen hatte, und gewöhnlich von ihm begleitet wurde, wählte den Soldatenstand und trat, als er das väterliche Haus verließ, einem benachbarten Bekannten den Hund ab. Eine kurze Zeit darauf ging er in den Krieg, der ihn auf zwei Jahre von seiner Heimath entfernt hielt. Nach seiner Zurükkunft besuchte er unter andern auch eben den Bekannten, welcher Besitzer seines vorigen Hundes war. So bald dieser Hund seinen ehemaligen Herrn wieder sahe, lief er auf ihn zu, sprang um ihn herum, beroch ihn von allen Seiten und that, als ob er sich auf alle Weise überzeugen wollte, ob er auch wirklich sein alter Wohlthäter wäre. Als ihn aber endlich der Officier bei seinem Namen rief und zu streicheln anfing, so schien es, als wenn dieses Thier nunmehr seiner Sache recht gewiß wäre und überhäufte denselben mit vielen Liebkosungen.

Unter der Regierung des Königs Karls des fünften in Frankreich, der 1380 starb, lebte ein gewisser Aubry, von der königlichen Leibwache, mit einem Ritter, Namens Macaire, in heftigem Streite. Eines Tages wollte Aubry seine Braut besuchen, schikte auf dem Wege seinen Hund voran, um seine nahe Ankunft zu verkündigen und ging eben ganz allein durch den Wald von Bondi, als ihn mit einem Male sein Feind Macaire von hintem anfiel, durch viele Kolbenschläge tödtete und ihn unter einem Baume verscharrte. Der Hund hatte schon einige Stunden auf seinen Herrn gewartet und entlief endlich, von der größten Unruhe getrieben, dem Bedienten. Gegen Mitternacht kam er wieder in den Wald, entdekte bald das frische Grab seines Herrn und blieb so lange

darauf liegen, bis ihn der Hunger zwang, es zu verlassen. Ganz kraftlos und abgezehrt kam er eines Morgens nach Paris zum Ritter von Ardillere, einem vertrauten Freunde des Aubry, bei dem er gewöhnlich speiste, und schien ihm durch sein trauriges Heulen anzukündigen, welchen Verlust er erlitten habe. Nachdem er gefressen hatte, fing er aufs Neue an zu heulen, lief nach der Thüre und sahe sich um, ob man ihm nicht folgen wolle. Endlich begab er sich fort, ohne sich durch die vielen erwiesenen Liebkosungen abhalten zu lassen. Nach Verlauf von vier Tagen sahe man ihn wieder erscheinen, und so sezte er sein Aus- und Eingehen über einen Monat fort. Dies seltsame Betragen des Hundes, seine wilde verzweiflungsvolle Miene, seine äusserste Magerkeit, seine Trauer, seine Ankunft ohne seinen Herrn, den er sonst niemals verließ, erregten bei Ardillere Verdacht. Er folgte dem Thiere, das ihn beim Rocke zog, um ihn gleichsam zu ermuntern, ihm nach zu gehen. Wie groß war sein Erstaunen, als er sahe, daß es sich an einem Baume wie verlohren auf die Erde hinwarf, mit den Pfoten ängstlich krazte und erbärmlich zu heulen anfing! Ardillere ließ an dieser Stelle in Gegenwart dreier Zeugen nachgraben. Man fand einen Leichnam, der, blutig und entstellt, wie er war, doch für Aubrys Körper erkannt wurde. Der Ritter ließ die Ueberreste seines Freundes nach Paris bringen und gehörig beerdigen. Aubrys trauriges Ende wurde bald bekannt; aber man konnte keine sichere Anzeige von dem Urheber dieses Mordes erhalten. Nach einiger Zeit ward der Hund den Ritter Macaire gewahr; aber ihn sehen und ihn bei der Gurgel fassen, war eins. Er hätte

ihn ermordet, wenn man ihn nicht mit vieler Mühe von demselben loszureißen gesucht hätte. Jedesmal, wenn er ihm begegnete, fiel er ihn mit gleicher Wuth an. Man wurde nun auf die Erbitterung des Hundes gegen diesen Menschen aufmerksamer. Man erinnerte sich der Zuneigung, die er seinem Herrn erwiesen, und zu gleicher Zeit der verschiedenen Gelegenheiten, bei welchen Macaire Proben des Hasses und Neides gegen Aubry abgelegt hatte. Einige andere Umstände vermehrten den Verdacht. Der König, von diesem allen unterrichtet, ließ den Hund zu sich bringen, und dieser war bis auf den Augenblik ruhig, wo er den Ritter Macaire mitten unter ungefähr zwanzig andern Hofleuten erblikte; dann boll er und suchte ihm beizukommen.

In den damaligen Zeiten verordnete man, wenn die Beweise des Verbrechens nicht entschieden waren, den Zweikampf zwischen dem Ankläger und dem Angeklagten, weil man glaubte, daß Gott durch seine unmittelbar wirkende Allmacht dem Unschuldigen dabei den Sieg verschaffe. Der König, durch so viel wichtige Anzeigen bewogen, die sich gegen den Ritter vereinigten, befahl, daß er mit dem Hunde kämpfen sollte. Zum Zweikampfe ward die Insel Notre Dame, welche die Seine mitten in Paris bildet und damals noch wüste und unbewohnt war, bestimmt. Der Ritter hatte zu seiner Vertheidigung einen großen Prügel, und der Hund eine Tonne ohne Boden, woraus er seinen Angriff thun, und worinnen er auch Schutz suchen konnte. Man ließ den Hund los, und augenbliklich drehte er sich um seinen Feind herum, wich seinen Schlägen aus und drohete ihm bald auf der einen, bald auf der andern Seite,

bis er Gelegenheit fand, ihn zu fassen. Nun sprang er in die Höhe, pakte ihn bei der Gurgel und würgte ihn so heftig, daß man viele Mühe hatte, ihn davon wegzubringen. Macaire gestand nun, in Todesangst versezt, in Gegenwart des Königs und des ganzen Hofs sein abscheuliches Verbrechen und wurde mit der auf den Meuchelmord gesezten Strafe belegt.

Pyrrhus, König von Epirus, traf einstmals auf der Reise einen Hund an, der bei dem todten Körper seines Herrn lag und ihn mit vieler Sorgfalt bewachte. Er hatte schon drei Tage Hunger und Durst ausgestanden. Pyrrhus ließ den Leichnam eingraben, und dem Hunde etwas zu fressen geben, der nun dafür eine große Zuneigung zu dem Könige faßte. Kurz nachher wurde der Hund bei einer Musterung die Mörder seines Herrn gewahr, und so sanft und gehorsam er auch sonst war, so gerieth er doch bei diesem Anblicke in eine solche Wuth, daß es nicht möglich war, ihn zurükzuhalten. Er lief von dem Monarchen zu den Mördern und von den Mördern zu dem Monarchen und hörte nicht auf, sie mitten unter den übrigen Soldaten zu verfolgen. Der König ließ sie in Verhaft nehmen, und sie gestanden das Verbrechen, dessen sie der Hund gleichsam angeklagt hatte.

Dieses Thier mußte sich die Mörder seines Herrn tief eingeprägt haben, da sich die Vorstellungen davon mit allen Empfindungen der Wuth in ihm so leicht vergegenwärtigten und das Geständniß der Verbrecher es auch von einem Irrthume freisprach.

In Rom befand sich in alten Zeiten ein Hund, welcher förmliche Rollen auf dem Theater zu spielen verstand. Er gehörte einem Schauspieler, welcher ein gewisses Stük aufführte, worinn die Rolle des Hundes mit vorkam. Er mußte sich nämlich einige Zeit lang stellen, als ob er tod wäre, weil er eine gewiße Arznei gefressen hätte. Wenn er nun das Brod, das man ihm statt des Giftes reichte, hinuntergeschlukt hatte, fing er sogleich an zu zittern und zu taumeln, als wenn er schwindlich wäre, strekte endlich alle vier Beine von sich und fiel ganz steif hin, als wenn er tod wäre; und so ließ er sich von einem Orte zum Andern ziehen und schleppen, ohne sich zu regen; so wie es der Inhalt des Stückes erforderte. Hier war seine Rolle noch nicht aus, sondern er mußte auch wieder zu sich kommen. Wenn er also merkte, daß es dazu Zeit war, so fing er an, sich erstlich ganz langsam wieder zu bewegen, als wenn er aus einem tiefen Schlafe erwachte, hob den Kopf in die Höhe und sahe hin und her, so daß alle darüber erstaunten.

Ein gewisser Herr von Göckingk reisete zu Anfange des vorigen Jahrhunderts nach Gatersleben, um daselbst mit mehrern königlichen Räthen gewisse Amtsgeschäfte zu besorgen. Sein treuer Budel war ihm wider sein Wissen nachgelaufen. Als die Kommissarien Mittags beim Essen saßen, kam der Budel in den Saal, suchte seinen Herrn und meldete sich durch ein ungestümes Bellen bei demselben an. Der Herr befahl seinem Bedienten, den Hund aus dem Saale zu schaffen. Dieser aber drohte, den Bedienten zu beißen, kehrte wieder zu seinem Herrn, boll ohne Aufhören, zerrte denselben am Rocke, als wollte er ihn

vom Stuhle reißen u. s. w. Ein Stück Fleisch, womit man ihn zu beruhigen suchte, warf er mit einer Miene von sich, als wolle er sagen: jezt sey für ihn keine Zeit zum Essen; vielmehr sezte er seine Zudringlichkeit auf eine ungewohnte Art so lange fort, bis sein Herr bemerkte, daß der Hund naß war, und aus seiner großen Geschäftigkeit etwas Unerwartetes vermuthete und aufstand, und dem Hunde folgte. So bald dieses geschah, war der Budel still, sprang vergnügt über die Erfüllung seines Verlangens vor seinem Herrn hin und her, und führte ihn und die ganze Gesellschaft auf die Brücke vor dem Schloßthore, stürzte sich mit größter Eilfertigkeit hinunter ins Wasser und schwamm auf einen Sandberg zu, der von der auslaufenden Küchengosse entstanden war. Während dieser Zeit erblikte die Gesellschaft unweit des Ufers ein siebenjähriges Mädchen, welches mit klaglichem Weinen und Händeringen erzählte: ihr dreijähriges Brüderchen sey von der Brücke herunter gefallen; der große schwarze Budel, welcher auf der Brücke gelegen und geschlafen hätte, sey sogleich hinterher gesprungen, und habe ihr Brüderchen tod gebissen und auf den Sandberg geschleppt. Als man dahin blikte, sahe man das Kind liegen; der Budel lekte dasselbe, sah nach seinem Herrn und erwartete dessen Befehl. Weil es aber zu bedenklich schien, dem Budel die Ueberbringung des Kindes zu befehlen, wozu er sehr bereitwillig schien; so wurde ihm von seinem Herrn zugerufen: Kusch! worauf sich derselbe neben dem Kinde niederlegte und das Kind so lange in einem fort belekte, bis es mit einem Kahne abgeholt wurde. Es war unverlezt, bloß an den Kleidern gefaßt, und wurde bald völlig wieder

hergestellt. Der Pudel wurde mit wohlverdienten Lobeserhebungen überschüttet, und herrlich bewirthet.

Ein Herr hatte seinen Hund abgerichtet, ihm allerhand Waaren von einem Krämer in der Nachbarschaft zu holen. Er gab ihm dabei einen Zettel mit, auf welchem dasjenige geschrieben war, was der Hund bringen sollte. Einmal sollte dieser Hund eine lange thönerne Pfeife holen. Er trug sie sehr geschikt im Munde fort. Ich weiß nicht, war es Neugierde oder ängstliche Besorgniß, die den Hund verleitete, sich unter Weges einmal umzusehen. Allein sein Umsehen kam ihm theuer zu stehen, denn er stieß mit der Pfeife an und zerbrach sie. Darüber erschrak er zwar sehr, warf aber doch das Stük, das er im Maule behielt, nicht weg, noch viel weniger trug er es nach Hause. Nein, er versuchte vielmehr, ob er nicht die zerbrochenen Stücken wieder zusammensetzen könnte, und dies wiederholte er einige Male. Da es ihm aber nicht gelingen wollte, so lief er davon und ließ sich nie wieder vor seinem Herrn sehen.

Vor mehr als hundert Jahren reisete Caspar von Brandenburg, aus Zug grbürtig, Obristlieutenant in Spanischen Diensten, mit seinem Bedienten in der Schweiz über den fürchterlich hohen Gotthardsberg ins Liviner Thal. Sie waren beide in der Nähe eines Fleckens, als eine schreklich große Schneelavine vom Gipfel des ungeheuren Berges herabschoß und sie beide mit ihrer Masse begrub. Ein kleiner Hund des Officiers, der von weitem folgte, entging diesem kläglichen Schiksale. Als das treue Thierchen seinen Herrn auf einmal verschwinden sah, fing es erbärmlich zu heulen an, wobei es zugleich mit schneller Eilfertigkeit den Schnee wegkrazte. Allein seine kleinen

Pfötchen konnten dem Schneegraben wenig von seiner Höhe nehmen. Da es nun merkte, daß seine Mühe vergeblich war, lief es zurük nach einem Kloster, das auf dem Gotthard liegt, in welchem sein Herr die Nacht vorher zugebracht hatte. Hier boll es mit ausnehmender Freundlichkeit die Mönche an, zog sie am Rocke, lief nach der Thüre, kam wieder zurük; sah bald wieder nach der Thüre boll wieder, heulte und krazte und gab also den Mönchen sein dringendes Anliegen, daß sie mitgehen möchten, zu erkennen. Diese flehentliche Aufforderung trieb das Thier einen ganzen Tag und eine ganze Nacht fort. Endlich am Morgen wurden die Mönche achtsamer auf den bittenden Hund und gingen mit ihm. Er führte sie bis an den Ort, wo der frische Schnee lag; da krazte er, boll die Mönche mit Sehnsucht an und wedelte, nach Hülfe wartend, freundlich mit dem Schwanze. Nun konnten die Leute errathen, was das bittende Thier wolle. Sie holten die nöthigen Werkzeuge und nach einer langen, mühseligen Arbeit fanden sie die beiden Begrabenen, nachdem diese Unglüklichen sechs und dreisig Sunden unterm Schnee zugebracht hatten. Sie waren völlig noch am Leben, hatten aber, wie sich leicht errathen läßt, eine unbeschreibliche Angst ausgestanden. Das Bellen und Krazzen des Hundes hatten sie immerfort gehört. In der Oswaldskirche zu Zug, wo dieser Herr begraben liegt, sieht man dessen Bildsäule und den kleinen, treuen, vortrefflichen Hund zu seinen Füßen.

Bei einer im Elsaßischen angestellten Jagd sprang ein vortreflicher Hühnerhund in einen Kanal, der mit Steinen eingefaßt war, und verfolgte eine Gans. Die Heftigkeit des Hundes mußte die Aufmerksamkeit der Jäger

auf sich ziehen; doch schien dies ihnen anfänglich nur eine gewöhnliche Begebenheit zu seyn. Aber bald verwandelte sie sich in einen bewundernswürdigen Zweikampf. Die Gans floh aus allen Kräften, ihr Feind aber holte sie bald wieder ein. In dieser Verlegenheit sezte die Gans sich zur Wehre, gab ihm verschiedene Hiebe mit dem Schnabel und besprizte den Hund, indem sie mit den Flügeln dermaßen ins Wasser schlug, daß sie ihn auf einige Augenblicke blind machte. Dann benuzte sie den Aufschub, den sie dadurch erhielt, und fing von Neuem an zu fliehen. Der Hund verfolgte sie wiederum; kaum aber war er ihr nahe gekommen, so gebrauchte sie wieder ihre Flügel im Wasser, um ihn abzuhalten. Dieser Streit dauerte eine gute Stunde, dann verließ der Hund auf einmal die Spur seines Feindes, ward einen Sandhügel im Wasser gewahr und begab sich dahin. Jeder von den Zuschauern glaubte, daß das Gefecht nun geendigt wäre, legte der Gans die Ehre des Sieges bei und bewunderte den Hund, daß er im Kampfe so lange ausgehalten habe. Wie groß war aber ihr Erstaunen, als sie den Hund auf dem Hügel sich erheben, mit einem lebhaften und abgemessenen Satze seinem Feinde auf den Rücken springen, ihn beim Halse anfassen und erwürgen sahen.

Ein gewisser Herr in Paris hatte einen Kutscher, der dem Trunke sehr ergeben war, und einen Hund, der gewöhnlich mit auf dem Bocke saß. Dieser Hund merkte es immer, wenn der Kutscher sich betrunken hatte. Dann boll er während des Fahrens unaufhörlich, um gleichsam die Fußgänger vor der Gefahr zu warnen, womit die Unfähigkeit des Kutschers ihnen drohete. Dies that der Hund

regelmäßig allemal, wenn der Kutscher einen Rausch hatte, und niemals, wenn er nüchtern und bei dem gehörigen Gebrauche seiner Sinne war. Mehr als einmal geschah es, daß die Frau vom Hause eine Ausfahrt aufgab und nach ihrem Zimmer zurükkehrte, wenn das Bellen des Hundes ihr anzeigte, daß der Kutscher zu viel getrunken hatte.

Ein Postillion bekam von seinem Postmeister in Zilenzig, einem Orte in der Mark Brandenburg, einen Hund geschenkt, der ihn allemal begleitete, wenn er in seinen Geschäften von Zilenzig nach Drossen und zurükfuhr. Einst blieb die Post aus: der Postmeister wartet; statt des Wagens kommt aber nur der Hund, ausser Athem, bellend und heulend. So bald er den Postmeister erblikt, springt er an ihm hinan, und eilt sogleich schreiend nach dem Wege, den er gekommen war, zurük. Der Postmeister erschrikt, ahndet, läßt sein Pferd satteln und folgt dem Hunde. Auf dem halben Wege findet er den Postwagen stehen, aber bestohlen und ohne den Knecht. Der Hund eilt heulend in die nahen Fichtengebüsche; jener folgt und sieht hier seinen Knecht erschlagen liegen. Die Obrigkeit stellte Monate lang Untersuchungen an, entdekte aber nichts. Endlich ritt einmal der Postmeister, von dem Hunde begleitet, nach Drossen. Wie er die eine Straße hinab kam, fiel sein Hund einen vor einem Hause stehenden Kanonier wüthend an, da er doch sonst auf keinen Menschen losging. Der Kanonier fand sich beleidigt und schimpfte. Allein der Postmeister, dem die ungewöhnliche Wuth des Hundes auffiel, ging sogleich zum Obersten des dortigen Regiments und ließ den Kanonier in Verhaft nehmen. Er selbst begleitete die Wache. So wie der Hund

den Kanonier erblikte, ward er wiederum wüthend und eilte ohne weitern Verzug die Bodentreppe hinauf. Man folgte ihm, sahe ihn in ein dort liegendes Stroh kratzen und fand beim Nachsuchen noch Sachen, die von dem Postwagen gestohlen worden waren. Der Kanonier erhielt zu Berlin die Todesstrafe.

In England ritten einmal ein paar Freunde, wovon der eine einen Hund bei sich hatte, zusammen aus. Der Herr des Hauses wettete mit dem andern, daß sein Hund einen Englischen Schilling aufsuchen und wiederbringen würde, den er, ohne daß der Hund es sähe, irgendwo hinlegen wollte. Das Geldstük wurde der Abrede gemäß weggelegt, und sie ritten weiter. Nach einiger Zeit gab der Herr seinem Hunde ein Zeichen, um das Verlorne zu suchen. Der Hund lief seiner Wege, und sie ritten fort. Sie kamen nach Hause, und zur großen Verwunderung des Eigenthümers blieb sein Hund aus. Den Tag darauf kam er gelaufen und brachte seinem Herrn ein paar Beinkleider, in deren Taschen eine Uhr und Geld waren, und unter diesem Gelde fand man den obigen Schilling. Der Mann ließ hierauf in den Zeitungen bekannt machen, daß der Hund diese Beinkleider gebracht habe, und berief den Eigenthümer, sich als den wahren Besitzer zu erweisen, und sie abzuholen. Dies geschahe; und es ergab sich bei dieser Gelegenheit, daß ein Pachter an dem Orte vorbei gekommen war, wo das Geldstük lag, welches er gewahr wurde und zu sich stekte, ehe der Hund dahin kam. Dieser aber verfolgte, da er das Geld nicht an der Stelle fand, wo sein Geruch es ihn zu suchen leitete, die Spur des Pachters, erreichte ihn, schmeichelte

ihm und begleitete ihn in sein Nachtquartier. Hier fuhr er fort, sich an ihn zu halten, so daß ihm der Pachter erlaubte, die Nacht in seinem Zimmer zuzubringen, wodurch er denn Gelegenheit fand, die Beinkleider zu erhaschen, und mit ihnen davon zu laufen.

Ein gelehrter Mann hatte die üble Gewohnheit, daß er öfters des Abends, wenn er schon im Bette lag, noch las. Bisweilen schlief er vor Müdigkeit ein, ohne das Licht ausgelöscht zu haben, das auf dem Tische neben seinem Bette stand. Zu seiner Verwunderung fand er aber jedesmal, wenn er aufwachte, das Licht ausgelöscht, ob er gleich gewiß wußte, daß er es nicht gethan hatte, und ob sich gleich ausser ihm kein Mensch in dem Zimmer befand. Als er einmal das Licht genauer besahe, bemerkte er, daß es weder ausgeblasen, noch mit der Lichtscheere ausgepuzt, sondern wie mit einer flachen Hand niedergedrükt war. Nun fiel ihm ein, sein Hund, welcher immer neben dem Bette lag, könnte wohl dies Kunststük gemacht haben. Um dies mit Gewißheit zu erfahren, las er den nächsten Abend wieder im Bette, aber nur eine kurze Zeit, und dann stellte er sich, als ob er eingeschlafen wäre. Es währte nicht lange, so kam der Hund an das Bette und gab genau Acht, ob sein Herr auch wirklich schliefe. Da er keine Bewegung an seinem Herrn bemerkte, so sprang er auf den Stuhl und von dem Stuhle auf den Tisch. Dann hob er eine Vorderpfote auf und drükte das brennende Licht nieder. Als er dieses gethan hatte, stieg er wieder herunter und legte sich auf seine gewöhnliche Schlafstelle.

Die Diebe in England begnügen sich nicht allein damit, daß sie selbst stehlen und andre Menschen zum Stehlen verführen, sondern sie gehen sogar so weit, daß sie Hunde zu diesem elenden Handwerke erziehen und abrichten. Als ein Beispiel, wie weit es die Klugheit und Schlauigkeit der Hunde in diesem Stücke bringen kann, mag hier folgende Begebenheit stehen, die vor nicht langer Zeit große Bewunderung in Norwegen erregte: Ein Englischer Schiffer besuchte einen Kaufmann in Norwegen und hatte einen sehr hübschen Hund bei sich, den er in England gekauft hatte, vermuthlich von jemanden, der ihn stahl und wieder verkaufte, ohne seine guten Eigenschaften zu kennen. Da der Kaufmann an dem Hunde Gefallen fand, so machte ihm der Schiffer ein Geschenk damit. Der Hund wurde im Hause bekannt und gewöhnte sich an seinen neuen Herrn. Eines Tages, da der Leztere in seinem Comtoir saß, kam der Hund aus der Stadt zurük, legte ihm seine Vorderbeine auf den Schoos und hatte etwas im Munde. Der Mann nahm es ihm ab, um zu sehen, was der Hund wohl bringen möchte, und fand, daß es eine Rolle mit Zwölfstüberstücken war. Da er nun nicht begreifen konnte, wie der Hund zu diesem Gelde gekommen war, so legte er es zur Seite und schrieb auf die Rolle, an welchem Tage er sie erhalten hatte. In der Folge brachte der Hund noch verschiedene Male auf eben die Weise Geld, welches sein Herr mit derselben Vorsicht aufhob und endlich darauf fiel, daß er es bei einem seiner Freunde genommen haben müsse, der ebenfalls ein Kaufmann war, in dessen Haus er oft kam, und wohin ihn der Hund gewöhnlich zu begleiten pflegte. Indessen schwieg er, bis nach Verlauf einiger

Zeie, da gerade der Kaufmann, den er für den Eigenthümer des Geldes hielt, ihm bei einem Besuche erzählte, daß er seit einigen Wochen bestohlen würde, ohne daß er einsehen könnte, wie es damit zugehe, da sein Geldkasten unbeschädigt wäre, Niemand als er selbst ihm zu nahe käme, und auch Niemand zugegen gewesen sey, wenn er ihn geöffnet hätte. Der Hund, welcher sehr oft im Comtoir bei ihm wäre, sey der einzige, den er deswegen im Verdacht haben könne, und dies schiene ihm doch ungereimt, zumal, da er nie bemerkt habe, daß er Miene mache, etwas wegnehmen zu wollen. Der Herr des Hundes bat hierauf seinen Freund, den Hund genau zu beobachten, wenn er wieder zu ihm käme. Dies that er auch. In dem Zimmer, wo der Geldkasten stand, hatte er seinen Schreibepult so stehen, daß er, wenn er vor selbigem saß, dem Kasten den Rücken zukehrte, welcher Leztere, so wie ein Tisch, worauf er sein Geld zu zählen pflegte, in einer andern Ecke der Stube befindlich war. Als der Hund eines Tages, wie gewöhnlich, zu ihm ins Komtoir kam und sich, wie er immer that, unter den Ofen legte, öfnete der Kaufmann seinen Kasten, legte einige Rollen Geld auf den Tisch und sezte sich darauf wieder an seinen Schreibepult, doch so, daß er sehen konnte, was der Hund vornehmen würde. Der Hund lag noch eine Weile ruhig unter dem Ofen, schlich sich darauf nach dem Tische hin, nahm eine Rolle weg und legte sich dann wieder auf seinen vorigen Platz. Der Mann stellte sich, als hätte er nichts gemerkt, verwahrte sein Geld wieder und verschloß den Kasten. Kurz darauf kam der Hund unter dem Ofen hervor und gab durch seine Gebehrden zu erkennen, daß er hinaus

gelassen zu werden wünsche; es geschah, und nun brachte er, wie gewöhnlich, das Geld seinem Herrn. Die Dieberei war also entdekt, und der Kassenmangel stimmte völlig genau mit der Geldsumme überein, welche der Herr des Hundes empfangen hatte.

Eine Gans hegte eine große Anhänglichkeit an einen Hund. Sie war Eine von denen, die man Canadischen nennt. Diese Art Gänse liebt eigentlich das Hühnerhofleben nicht, sondern streicht gerne umher. Allein dieses Thier hatte einen Hofhund in eine solche Affektion genommen, daß sie sich immer bei dessen Stalle aufhielt, und sich nur von demselben entfernte, wenn sie ihrem Futter nachging; kaum aber hatte sie gefressen, so kehrte sie sogleich nach dem Stalle zurük. So saß sie den ganzen Tag neben der Hütte ihres Lieblings. Hinein zu gehen wagte sie indessen nicht, ausgenommen bei Regenwetter. Wenn der Hund bell, so fing sie sogleich an zu gäckeln, und schoß wohl gar auf die Personen los, denen ihrer Meinung nach das Bellen galt, und versuchte sie in die Beine zu beißen. Zuweilen machte sie einen Versuch, mit dem Hunde zu essen: dieses gab aber Lezterer, der überhaupt seine so warme Freundin mit großer Kaltblütigkeit behandelte, schlechterdings nicht zu. Wenn das übrige Federvieh zur Ruhe ging, ging sie nie mit, wenn man sie nicht mit Gewalt dazu trieb. Des Morgens, wenn sie mit den Uebrigen auf die Weide getrieben werden sollte, war sie nicht von dem Hofthore wegzubringen, sondern saß den ganzen Tag vor demselben, wo sie den Hund wenigstens sehen konnte. Als nun endlich beschlossen wurde, dem treuherzigen Thiere seinen Willen zu lassen, und sie nicht weiter

mit solchen gewaltsamen Trennungen zu kränken, überließ sie sich diesem Umgange mit aller Herzlichkeit. Sie lief sogar des Nachts mit ihm auf dem Hofe herum, wenn er die Runde machte, und wenn er zuweilen am Tage einen Spaziergang in das Dorf unternahm, so begleitete sie ihn, um mit seinem Reisetrab Schritt halten zu können, halb gehend, und halb fliegend. Diese ausserordentliche Zuneigung endigte sich nur mit dem Tode des Hundes, der zwei Jahr, nachdem man sie zuerst bemerkt hatte, erfolgte. Es wurde damals allgemein geglaubt, der Hund habe zufälligerweise die Gans einmal von dem mörderischen Anfalle eines Fuchses gerade in dem entscheidenden Augenblicke befreiet. Während der Krankheit des Hundes verließ sie ihn gar nicht mehr, selbst nicht einmal, um ihr Futter zu suchen, und man hatte Ursache zu vermuthen, daß sie würde verhungert seyn, wenn man nicht eine Schaale mit Korn neben der Hütte für sie hingesezt hätte. Diese ganze Zeit über hielt sie sich in der Hütte selbst auf, und litt nicht, daß sich jemand derselben näherte, die Person ausgenommen, die dem Hunde oder ihr das Fressen brachte. Das Ende dieses treuen Thieres war höchst traurig. Nach dem Tode des Hundes wollte sie lange die Hütte nicht verlassen. Als man endlich einen andern Hund von fast gleicher Größe und Farbe dem Verstorbenen zum Nachfolger gab, wurde das arme Thier durch den äussern Schein betrogen, und als sie sich treuherzig zu ihm in die Hütte begab, in der Meinung, es wäre noch ihr alter Beschützer, faßte der Nachfolger sie bei der Kehle und erwürgte sie auf der Stelle. Was diese Geschichte merkwürdig macht, ist, daß die Zuneigung entstand, als das Thier schon erwachsen

war, daß sie so ziemlich einseitig blieb, und daß sie wahrscheinlich in der Erkenntlichkeit für den ihr von dem Hunde verliehenen Schutz ihren Grund hatte. Die Gans, die vermuthlich öfters den Fuchs gespürt haben mochte, fand sich unter des Hundes Regierung sicher, und sie diente ihm dafür wieder, ob es gleich nicht verlangt worden war; sie verfolgte den Feind, dem der angeschlossene Hund bloß die Zähne weisen konnte.

In einem Gasthause waren verschiedene Hunde, die nicht ermangelten, sich alle Winterabende um das Kaminfeuer in dem Gastzimmer herumzulagern, doch so, daß sie den Gästen nicht im Wege waren. Einer von diesen Hunden, der gewöhnlich immer später als die Andern sich einfand, mußte mit einem entferntern Platze vorlieb nehmen. Bisher hatte er immer Geduld gehabt; an einem Abende aber, an welchem die Kälte ihm wahrscheinlich zu unerträglich war, ersann er folgenden listigen Streich, der ihm auch vollkommen gelang. Nachdem er sich einige Zeit zur Rechten und zur Linken umgesehen hatte, um ein Plätzchen in der Nähe des Feuers zu bekommen, aber seine Absicht nicht erreichen konnte, verläßt er auf einmal das Zimmer, läuft nach der Hausthüre, und fängt an, aus allen Kräften zu bellen. Augenbliklich machen sich alle Hunde im Zimmer auf die Beine, laufen und bellen, so gut ein jeder kann. Der Hund, der das Zeichen gegeben hatte, ließ sie gehen, und kam mit einer triumphirenden Miene zurük, und suchte sich die beste Stelle beim Feuer aus. Seit der Zeit bediente er sich zur großen Belustigung der Gäste jedesmal, wenn er es für nöthig fand, dieses Kunstgriffes, und verfehlte nie seines Endzweks.

Die Bewohner der westindischen Insel Portoriko, die von Christoph Columbus entdekt worden war, und auf welcher ein Anführer der Spanier, Ponce von Leon, eine Colonie anlegte, trugen das Joch, welches ihnen die Spanier aufgelegt hatten, mit dem größten Widerwillen, und faßten einmüthig den Entschluß, sich davon, es koste auch was es wolle, zu befreien. Sie hielten ihr Vorhaben sehr geheim, und weil die Spanier ohne Mißtrauen waren, so wurden sie in großer Menge niedergemacht. Ponce, der seines Lebens wegen selbst besorgt war, versammelte in aller Eile seine übriggebliebenen Leute, drang auf die Wilden bis in ihre Schlupfwinkel ein, und rächte sich an ihnen so nachdrüklich, daß sie alle Hofnung, jemals ihre Freiheit wieder zu gewinnen, aufgaben. Insonderheit kam ihm bei Besiegung der Indianer der Beistand eines Hundes, dessen Name und Thaten die Geschichte aufbehalten hat, vortreflich zu statten. Bezerillo, dies war der Name des Hundes, machte erstaunliche Niederlagen unter den Indianern, und wußte die Feindlichgesinnten von denen, die mit den Spaniern in Friede lebten, zu unterscheiden. Er allein wurde daher, sezt die Geschichte hinzu, mehr gefürchtet, als neunzig Spanier. Man gab ihm eben so viel, als einem Soldaten, nicht allein zu seiner Unterhaltung, sondern auch an Gelde, Sklaven, und von der Beute, die sein Herr machte. Die Spanier hatten einmal einer alten Indianerin, die sie von dem Hunde wollten zerreißen lassen, einen Brief gegeben, den sie an einen entfernten Ort hintragen sollte. Kaum hatte sie sich auf den Weg gemacht, so ließen jene den Hund los, der sie mit der größten Wuth anfiel. Die erschrokne Frau fiel

bittend vor ihm nieder, zeigte ihm den Brief und sagte zu ihm: „das Schreiben, das ich hier trage, gnädiger Herr Hund! gehört den Christen, enern Brüdern, diese haben mich abgeschikt, thut mir kein Leid, ich bin in ihren Diensten.“ Das Thier besänftigte sich, beroch sie, und ließ sie gehen.

Die einzige und wichtigste Gattung der in Kamtschatka einheimischen Hausthiere, ist der Hund, den man hier durchaus nicht entbehren kann, den man, statt der Zugpferde, vor den Schlitten spannt, und dessen Haut noch nach seinem Tode die Leute kleidet. Unter allen sibirischen Nomadenvölkern, namentlich unter den Ostiaken, Samojeden, Tungusen, und einigen Stämmen der Mandschuren, selbst unter den Russen der irkuzkischen Statthalterschaft, trift man ganze Heerden dieser Thiere an, die die Stelle der Pferde vertreten müssen, ja sogar hin und wieder als Postpferde dienen. Indessen ist die Zucht dieser Thiere nirgends so nothwendig, als auf Kamtschatka, wo sie mit der leichtesten Mühe unterhalten werden, und durchaus unentbehrlich sind. Die Kamtschadalischen Hunde haben viele Aehnlichkeit mit den sogenannten Spitzen, nur daß sie größer sind, und weit gröberes Haar haben. Ihre Farbe ist mannigfaltig, doch ist die gewöhnlichste ein helles Gelbgrau, oder ein schmutziges Weiß; sie gleichen im Ganzen den großen russischen Bauerhunden; aber ihre Sitten haben sich durch die Art ihrer Erziehung, Nahrung und Behandlung fast gänzlich geändert. Ihre Nahrung während des Winters besteht aus Opana, einer Mischung von verfaulten Fischen und Birkenrinde. Unter allen sibirischen Hunden ertheilt man den

Kamtschadalischen den Vorzug der Schnelligkeit und der Ausdauer; ihr Feuer ist so groß, daß sie sich oft während des Laufens die Glieder verrenken, und daß ihre Haare von der heftigen Anstrengung, durch welche das Blut in die äußern Theile getrieben wird, sich röthlich färben. Die Kraft, womit die Natur diese Thiere ausgerüstet hat, ist bewundernswerth, besonders, wenn man dazu nimmt, wie erbärmlich diese Thiere gehalten und verpflegt werden. Vier Hunde, die gewöhnlich vor einen Schlitten gespannt werden, ziehen drei erwachsene Menschen, nebst einem Gepäcke von 60 bis 70 Pfund, ohne Mühe fort. Die gewöhnliche Ladung auf vier Hunde beträgt 200 bis 240 Pfund. Auf diese Weise kann ein einzelner Mann bei schlechter Bahn dreißig bis vierzig, bei gutem Wege aber, 80 bis 140 Werste in einem Tage zurüklegen. Pferde könnte man in diesem Eislande nicht so vortheilhaft benutzen, als die Hunde. Auf dem hohen Schnee, über den die Hunde, ohne einzubrechen, fortlaufen, würden sie nicht aus der Stelle kommen; über die steilen Gebirge und engen Thäler, durch die dichten unwegsamen Wälder, über die vielen Ströme und Quellen, die entweder gar nicht, oder doch nicht fest genug zufrieren, über die ungebahnten Straßen, wo schrekliche Stürme jede Bahn unmöglich machen — was sollten unter allen diesen Umständen hier Pferde ausrichten, selbst wenn ein Ueberfluß davon vorhanden wäre? Das Reisen mit Pferden wird in Kamtschatka wohl immer unmöglich bleiben, und es steht zu vermuthen, daß die Einwohner, selbst wenn sie einmal einen höhern Grad von Kultur erreichen sollten, als sie gegenwärtig haben, die alte Liebhaberei für die Hunde

nicht mit den übrigen Vorurtheilen aufgeben, sondern diese Thiere immer als die vorzüglichsten und für das Land brauchbarsten Zugthiere schätzen werden. Wirklich findet man in Kamtschatka gewiß eine eben so große Liebhaberei für die Hunde, als man in England und an andern Orten für die Pferde zeigt; nicht selten giebt man beträchtliche Summen für einen guten Schlittenhund, und oft wird er, sammt dem Geschirr mit 60 bis 80 Rubel bezahlt. — Diese Thiere werden auf eine sehr barbarische Weise zu ihrer seltsamen Bestimmung erzogen, und diese Erziehung hat einen ganz besondern Einfluß auf den eigenthümlichen Charakter der ganzen Gattung. Zu Zughunden sucht man vorzüglich diejenigen aus, welche hohe Beine, lange Ohren, eine spitze Schnautze, ein breites Kreuz und dicke Köpfe haben, dabei auch frühzeitig eine gewisse Munterkeit verrathen. Um sie in ihrer ganzen natürlichen Kraft zu erhalten, müssen sie sich schon in ihrer frühesten Jugend ihrer Mannheit berauben lassen. Die Weibchen spannt man nicht an, sondern benuzt sie bloß zur Zucht. So bald die ausgesuchten und verschnittenen Hunde sehen können, sperrt man sie in eine finstere Grube, wo sie so lange eingeschlossen bleiben, bis sie sechs Monate alt, und stark genug sind, daß ein Versuch mit ihnen angestellt werden kann. Dann nimmt man sie an die freie Luft, bindet sie mit einem ledernen Riemen an einen Pfahl an, und stellt ihr Futter, mit der ausgesuchtesten Raffinerie von Grausamkeit, nicht weit vor ihnen hin, doch so, daß sie es nicht erreichen können. Natürlich kann das Thier seinen qualvollen Zustand nicht lange vertragen; die Begierde, seinen Hunger zu stillen, giebt ihm Mittel an die

Hand, das Futter zu erreichen; es zieht an den dehnbaren Riemen beständig fort, und bemüht sich, weiter zu kommen; dadurch wird es mit seiner künftigen Bestimmung bekannt, und gewinnt mehr Gewandheit und Gliederstärke. Ist dieser Versuch mehreremale nach einander fortgesezt worden, so wird nunmehr das junge Thier seiner Bestimmung näher gebracht, und mit andern schon abgerichteten Hunden vor einen Schlitten gespannt. Durch das Licht und andre unbekannte Gegenstände in Schrecken gesezt, läuft der junge Hund nun, so stark es ihm nur selbst möglich ist, fort, und läßt sich nur mit einiger Mühe wieder aufhalten. Ist diese Probe überstanden, so wird er abermals in seinen finstern Kerker geworfen, nach einiger Zeit abermals wieder hervorgeholt, die vorige Probe von neuem versucht, und damit so lange fortgefahren, bis das Thier des Ziehens ganz gewohnt, und seinem Führer folgsam geworden ist. Aber, von dem Augenblik an, daß seine Lehrzeit vollendet ist, beginnt auch sein härtestes Schikfal, das nur durch die kurze Erholung gemildert wird, die ihm der Sommer gewährt. Von nun an ist er ein tragendes Lastthier, das mit Anstrengung aller seiner Kräfte, seine elende Nahrung gewinnen muß. Bloß im Sommer gewinnt er seine natürliche Freiheit auf kurze Zeit wieder, wo man seiner nicht bedarf; nun läßt man ihn laufen, wohin er selbst will, und dann benuzt er seine Freiheit, aber auch bloß zu Räubereien; denn, nun ist es ihm einmal vergönnt, sich satt zu essen, welches ihm sein tyrannischer Herr, aus Furcht, daß sein Interesse dabei verlieren möchte, durchaus nicht erlaubt. Im May beginnt gewöhnlich die Epoche seiner Freiheit, und nun wird er ein

reißendes, für die übrigen Thiere sehr gefährliches Ungeheuer, das alles anfällt, und sich mit jedem Thiere in einen harten Kampf einläßt. Ist er jedoch auf dieser Jagd nicht glüklich, so begiebt er sich in die Nähe der Flüsse, lauert daselbst den Fischen auf, weiß sie mit großer List und Geschiklichkeit zu fangen, und, wenn er einen Ueberfluß beisammen hat, so frißt er, gleich dem Bären, nur die Köpfe, und läßt das Uebrige liegen. Und doch, unerachtet dieses vollkommen freien Zustandes, wo es keinem Menschen einfallen könnte, ihn wieder zu fangen, begiebt sich der Hund, gegen den Oktober, so bald der erste Schnee fällt, in seine alte Sklaverei zurük, und befördert aufs neue durch die härteste Anstrengung das Interesse seines Tyrannen. Dies thut er indessen, nicht sowohl aus Anhänglichkeit, die man unter den kamtschadalischen Hunden nicht findet, als vielmehr, weil ihm sein Instinkt sagt, daß er nunmehr menschlicher Hülfe bedarf, um nicht zu verhungern. So bald sich jeder bei seinem alten Herrn eingestellt hat, wird er von demselben in der Nähe der Wohnung angebunden, und empfindet sogleich einen neuen Beweis von der Tyrannei seines Peinigers. Da er auf seinen freien Wanderungen, und bei überflüßigem Futter eine gewisse Fettigkeit erlangt hat, die ihm zu seinen fernern Arbeiten hinderlich seyn möchte, so muß er sich mehrere Tage lang der fürchterlichsten Hungersplage unterwerfen, um sich seines überflüßigen Fettes zu entladen. Sein furchtbares Geheul erfüllt Tag und Nacht die Lüfte, und muß das Mitgefühl jedes theilnehmenden Menschen erwekken; nur der Kamtschadale achtet dasselbe nicht, er ist daran gewöhnt, seinem Ohre gielt es vielleicht für Lieblingsmusik.

Ist das arme Thier nun endlich ganz erschöpft, so reicht man ihm seine kärgliche Nahrung, und fängt seine Reisen mit ihm an, wo er für seine großen Dienstleistungen mit der erbärmlichsten Kost vorlieb nehmen muß. Will sein Herr ihm etwas zu Gute thun, so giebt er ihm einige verfaulte, oder an der Luft getroknete Fische, welche der Hund mit großem Appetit verzehrt, unerachtet er sich Mund und Zähne blutig macht. Diese ungemeine Härte, mit der ein solches Thier behandelt wird, hat auf seinen Charakter einen sehr nachtheiligen Einfluß. Der Hund in Kamtschatka ist nicht, wie sonst überall, der treue Begleiter des Menschen, der seinem Herrn mit einer bewundernswürdigen Anhänglichkeit ergeben ist, und ihm unverdrossen auffallende Beweise seiner Zuneigung schenkt. Hier ist er ein listiger, gefährlicher Räuber, der keinen Gegenstand verschont, den er habhaft werden kann, um seine erstaunliche Gefräßigkeit zu befriedigen. Mit diebischer List steigt er die Leitern hinauf in die luftigen Vorrathskammern seines Herrn, und frißt, mit unnatürlichem Heißhunger, Riemen und Lederwerk an, wo er es findet. Ja, es geht so weit, daß der Kamtschadale sich nicht ohne Gefahr seines natürlichen Bedürfnisses entledigen kann, weil eine Menge von Hunden um ihn herumstehen, welche die Zähne gegen einander fletschen, und sich bis aufs Blut zerfleischen, um sich einander diese ekelhafte Nahrung abzujagen. Und doch ist es sonderbar, daß diese Thiere, trotz ihres Heißhungers, kein Stük Brod anrühren, welches man ihnen vorwirft. Von der Treue, Wachsamkeit und Liebe, die dieses Thier sonst überall für seinen Herrn zeigt, weiß der kamtschadalische Hund durchaus nichts; er ist nichts

als ein heimtückischer Sklave, der gezwungen sich unter sein Schikfal schmiegt, und keine Gelegenheit vorbeigehen läßt, wo er sich an seinen Tyrannen rächen kann. Gegen jeden, der ihm begegnet, ist er scheu und unfreundlich; Schmeicheleien kennt er nicht, und nimmt sie, wenn ihm dergleichen gemacht werden, mit Knurren auf. Das Eigenthum seines Herrn kümmert ihn gar nicht; er liegt ganz ruhig, wenn ein Unbekannter die Hütte ausplündert, und alles mit sich fort trägt. Furchtsam und traurig schleicht jeder einzeln umher, und blikt beständig, ohne je zu bellen, scheu um sich, weil er seinem Herrn mißtraut, der ihn nur durch List und Betrug vor den Schlitten spannen muß. Wenn sie vorgespannt werden, so strecken sie sämmtlich ihre Köpfe empor, und erheben ein wehmüthiges Geheul; so bald aber die Fahrt anfängt, verstummen sie plözlich, und dann scheinen sie, durch hundert tückische Streiche wetteifernd, die Geduld ihres Führers ermüden, oder sein Leben in Gefahr bringen zu wollen. An den gefährlichsten Stellen verdoppeln sie ihre Schnelligkeit im Laufen, und oft sieht sich der Führer genöthigt, ihnen den Schlitten zu überlassen, um nur nicht von einem steilen Berge herunter zu stürzen, oder in einen Strom geworfen zu werden. Seinen Schlitten findet er dann entweder zerbrochen im nächsten Dorfe wieder, oder es ist den Hunden gelungen, sich gänzlich in Freiheit zu setzen. Ueberhaupt ist die Fahrt, selbst mit den bestgezogensten Hunden gefährlich; mitten im schnellsten Laufe springt bald dieser, bald jener zurük, um ein natürliches Bedürfniß zu befriedigen, welches alle Augenblicke geschieht, und wegen der faulen Nahrungsmittel, womit sie gefüttert werden, einen ganz pestilenzialischen

Geruch verbreitet. Will der Führer nicht Gefahr laufen, so muß er jedesmal stille halten, und unterdessen ruhen die Andern aus; doch befriedigt Keiner dies Bedürfniß mit dem Andern zu gleicher Zeit. Bei dem allen aber haben doch diese Thiere auch vielen guten Willen, und sie besitzen Eigenschaften, wodurch sie dem Menschen in der That sehr nüzlich werden. Schon das ist ein großer Vortheil, daß man mit diesen leichten Geschöpfen, in den unwegsamsten Gebirgen, und im tiefsten Schnee fortkommen kann; und überdies zeigen sie sich als die vortreflichsten Wegweiser, die in der tiefsten Dunkelheit die rechte Straße nicht verfehlen, und bei dem fürchterlichsten Schneegestöber das Ziel ihrer Reise zu finden wissen. Auch zeigt sich wirklich zuweilen bei ihnen eine Spur von Anhänglichkeit; wenigstens verlassen sie ihren Herrn in der Noth nicht; oft werden die Stürme so reißend und heftig, daß es nicht möglich ist, fortzukommen, und daß man auf der Straße liegen bleiben muß. So bald dies aber geschieht, so legen sich alle Hunde dicht neben ihrem Herrn, und erhalten durch ihre natürliche Wärme sein Leben, da er, ohne diese instinktartige Sorgfallt, ohne Zweifel verloren wäre. Diese und andere gute Eigenschaften der kamtschadalischen Hunde ersetzen den Nachtheil, den zuweilen ihre Unarten stiften. Sie haben eine vorzügliche gute Witterung von einem bevorstehenden Sturme; alsdann graben sie Höhlen in den Schnee, und suchen sich darin zu verbergen. Uebrigens ist ihr ganzes Leben eine ewige Sklaverei, die paar Sommermonate etwann abgerechnet. Haben sie dasjenige Alter erreicht, das sie zu weitern Strapazen unfähig macht, so ist ihr Herr nicht einmal so gerecht, ihnen das wohlverdiente Gnaden-

brod zu geben, sondern sie müssen unter der Keule ihres unerbittlichen Tyrannen sterben, damit dieser ihr Fell benutzen, uud sich darin wärmen kann. Höchstens zehn Jahr lang sind sie zum Ziehen tauglich; dann müssen sie Andern Platz machen. Jeder Kamtschadale hält sich wenigstens fünf Hunde, die er zu seinen eignen Reisen, zur Herbeischaffung seines Holzes und seiner übrigen Bedürfnisse, so wie zur Weiterbeförderung der Reisenden, braucht. Gewöhnlich spannt man zwei und zwei vor einen Schlitten; Einer aber, der am besten abgerichtet, und am gelehrigsten ist, geht voran als Leithund, und versteht jeden Wink, jede Bewegung des Führers. Ihr Geschirr ist von Leder, liegt unter dem Halse, oder vor der Brust, und wird mit einem drei Fuß langen Riemen, nach Art der Stränge, an den Schlitten gebunden. Das Halsband ist mit Bärenfell besezt, woran man sie paarweise zusammen kuppelt. Die Schlitten sind ganz schmal, lang und sehr leicht, aber doch dauerhaft; die Schlittenläufer sind nicht über ein drittel Zoll dick; auf denselben sind zwei krumme Bogenhölzer befestigt, worauf ein schachtelähnlicher Korb ruht, der aus dünnen biegsamen Hölzern besteht; der ganze Schlitten wiegt nicht über 10 Pfund. Der Führer des Schlittens hat in der Hand einen langen, krummgebogenen Stock, der ihm zu gleicher Zeit als Zügel und auch als Peitsche dient. An dem einen Ende desselben hängen eiserne Ringe, die wie Schellen, von Zeit zu Zeit geschüttelt werden, um die Hunde anzutreiben. Das andere Ende hat gemeiniglich, doch nicht immer, eine eiserne Spitze, deren man sich bedient, um den Schlitten im Schnee und auf dem Eise anzuhalten. Sind die Hunde nur gut abgerichtet, so darf

der Führer kein Wort sprechen, sondern giebt seinen Willen bloß durch Bewegung zu erkennen. Sollen die Hunde links beugen, so schlägt er mit dem Stock auf den Schnee, dagegen lenkt ein Schlag auf den Schlitten die Hunde rechts. Laufen sie nicht schnell genug, oder hören nicht auf das gegebene Zeichen, so wirft der Führer den Stock nach ihnen hin, und dann besteht die größte Kunst darin, diesen Stock mitten im vollen Laufe wieder aufzunehmen. Uebrigens würde nicht ein jeder mit diesem Fuhrwerk so geschikt fertig werden, als die Kamtschadalen, die darin eine ausserordentliche Fertigkeit besitzen. Die größte Schwierigkeit dabei ist die Erhaltung des Gleichgewichts; der Schlitten ist ausserordentlich leicht, und seiner Höhe wegen wirft er leicht um; dieses Umwerfen aber ist, aus mehrern Rükfichten, sehr gefahrvoll; und um dieses zu vermeiden, muß der Führer in beständiger Bewegung bleiben, muß sich auf die linke Seite werfen, wenn der Schlitten sich nach der rechten neigt, und dann wieder auf die rechte, wenn der Schlitten die entgegengesezte Richtung nimmt, bald muß er auch wieder gerade aufstehen. So bald dieses alles nicht in der größten Geschwindigkeit geschieht, ist das Umwerfen unvermeidlich; aber auch in diesem Falle muß der Führer nicht die Geistesgegenwart verlieren, und sich mit aller seiner Kraft an den Schlitten anhängen, damit die Hunde eine Last fühlen, die sie zum Stillstand nöthigt, sonst gehen sie unfehlbar durch. Gewöhnlich sizt man auf einem solchen Schlitten seitwärts, wie unsre Damen zu Pferde, und läßt die Füße auf der einen Kufe ruhn; doch kann man auch rüklings sitzen; die Kamtschadalen üben sich noch in Kunststücken auf dieser gefährlichen Fahrt, und

stehen auf einem Beine. Wollen sie an einem Orte Halt machen, und etwann, wie auf der Jagd, des tiefen Schnees wegen, den weitern Weg zu Fuße machen, so legen sie den Schlitten auf die Seite, und die Hunde legen sich dann sogleich auf einen Haufen zusammen in den Schnee, und warten ganz ruhig auf die Zurükkunft ihrer Herren.

Auf der Messe zu Danzig zeigte man im Jahre 1754 einen kleinen Hund, der eine Menge Kunststücke verstand, welche ihm sein Herr in französischer und holländischer Sprache beigebracht hatte, die er den Zuschauern zu ihrer nicht geringen Verwunderung wieder vormachen ließ. Aus einem gedrukten kleinen Buche in 8, das über hundert Fragen in französischer und holländischer Sprache nebst deren Beantwortung enthielt, konnte sich jemand eine Frage auswählen, welche er wollte. Wenn man deutsch fragte, so legte der Herr des Hundes diesem die Frage französisch vor und befahl dem Hunde darauf zu antworten. Die Antworten bestanden in einem bis zwei Wörtern, zu welchen der Hund die Buchstaben suchte und sie nach einander hinlegte, bis die Wörter vollständig waren. Wenn ihn z. B. jemand fragte, wer Rom erbauet habe, so legte er die Buchstaben, welche zu dem Worte Romulus erforderlich sind, nach einander in eine Reihe hin. Auf die Frage, wer der erste römische Kaiser gewesen sey, legte er die Buchstaben Julius Cäsar zusammen.

Ferner konnte dieser Hund angeben, wie viel es an der Uhr sey. Der Herr fragte ihn, welche Zeit es sey,

und wies zugleich mit dem Finger auf den Stundenzeiger einer Uhr und auf die römische Zahl der Stunde. Der Hund sah die Zahl an, ging nach den Charten hin, worauf die römischen Ziffern einen Zoll groß standen und holte diejenige, welche die gefragte Stunde anzeigte. Hierauf zeigte ihm sein Herr den Minutenzeiger und die Zahl, auf welche derselbe wies und fragte den Hund, wie viele Minuten es sey? Wann der Hund die Zahl der Minuten betrachtet hatte, ging er nach den Charten hin und holte ein Blatt, auf welchem die angegebenen Minuten standen.

Er konnte Frauenzimmer und Mannspersonen unterscheiden. Wenn man ihn fragte, wie viele Frauenzimmer zugegen seyn, so legte er sogleich die Zahl hin, welche ihre Summe angab.

Auch konnte er die Farben an den Kleidungsstücken unterscheiden. Wenn er die Frage wegen der Farbe beantworten sollte, so wies sein Herr mit dem Finger auf dieselbe z. B auf eine Weste, die jemand trug. Der Hund sprang sogleich an dieser Person hinauf, betrachtete die Farbe aufmerksam, alsdann ging er fort und las die Farben aus den ihm vorgelegten Proben heraus und brachte sie.

Das Schwerste, was ihm zu beantworten vorgelegt wurde, und wobei er eine Art von Rechenmeister machte, war das Dividiren. Man legte ihm Einige von den Charten vor, auf denen die Minutenzahlen standen, und zwar die Zahl, die dividirt werden sollte, in die obere Reihe, die Andre aber, wodurch diese getheilt werden sollte, unter die Vorige, beide aber etwas zur Rechten von dem Herrn.

Z. B. oben lag 21, und unter dieser 7. Der Herr wies nun zuerst mit dem Finger auf die 7, und hernach auf die 21; der Hund sah aufmerksam die ihm gewiesenen Zahlen an und zugleich fragte ihn sein Herr in französischer Sprache wie vielmal 7 in 21 enthalten sey? Der Hund ging zu den hinter ihm liegenden andern Charten und suchte die Zahl 3 heraus und legte sie vor den Füßen seines Herrn nieder. Hatte man etwann statt der 21 eine 23 hingelegt, so brachte er auf die erste Frage, die an ihn erging, auch die 3, allein auf die andere Frage wegen des Uebrigbleibenden holte er noch eine 2. (Hanovs Seltenheiten der Natur und Oekonomie, 3 Band S. 670.)

Es ist sonderbar, daß die europäische Hunderace eine eben so große Antipathie gegen die Amerikanische als gegen den Wolf zeigt. So bald europäische Hunde mit Amerikanischen zusammenkommen, äussern sie alle mögliche Arten von Widerwillen, fallen über sie her und zerreißen sie, während die Wölfe aus Furcht den Schwanz unter die Beine nehmen und die Flucht ergreiffen. Dieser Widerwille gegen den Wolf ist allen ächten Hunden eigen: denn man weiß, daß, wenn ein junger Hund, der niemals einen Wolf gesehen hat, diesen zum erstenmal erblikt, er zitternd davon läuft und bei seinem Herrn Schutz sucht; ein alter Hund hingegen fällt sogleich über den Wolf her.

Man kann den Hund leicht tanzen und eine Menge närrischer Streiche machen lehren. Die Art, wie man ihn dahin bringt, daß er verschiedene Charten aussucht, die man vor ihm hinlegt, ist folgende: Man lehrt ihm erst durch wiederholte Versuche etwas durch ein gewisses Kennzeichen kennen und dann das eine Zeichen von dem Andern

unterscheiden; oft legt man ihm Futter auf ein Chartenblatt, das er noch nicht kennt und das man ihm darauf aus dem ganzen Pakete heraussuchen läßt. Da er Futter und Liebkosungen als eine Vergeltung für seine Mühe ansieht, so lernt er bald jedes Chartenblatt kennen, welches er mit einer gewissen Heiterkeit getragen bringt, so bald man es verlangt. Es ist in der That kein größeres Wunder, einen Hund ein Chartenblatt aus zwei und dreisig Blättern heraussuchen zu sehen, als wenn man bemerkt, daß er auf der Straße die Thüre seines Herrn von jeder Andern unterscheidet.

Man erzählt, daß ein Hund, der jemand aus der mediceischen Familie angehörte, seinem Herrn allemal bei Tische aufgewartet habe: er wechselte ihm die Teller um, brachte ihm auf einem Präsentirteller ein Glas Wein, ohne nur einen Tropfen zu verschütten.

Der berühmte Leibnitz erzählt in den Denkwürdigkeiten der pariser Academie, daß er bei einem Bauer in der Nähe von Zeitz einen Hund von gewöhnlicher Gestalt und von mittler Größe angetroffen hätte, bei dem ein Knabe Anlagen zum Reden entdekt hatte. Er hatte von ihm einige Töne gehört, die nach seiner Meinung deutschen Wörtern ähnlich klangen und nahm sich daher vor, dem Hunde reden zu lehren. Er wendete alle seine Zeit auf diesen Unterricht und nach einigen Jahren hatte es der Hund so weit gebracht, daß er einige dreisig Wörter aussprechen konnte, worunter sich auch die Wörter Thee, Caffee, Chocolade, Assemblee, befanden. Der Hund war schon drei Jahre alt, als man ihm sprechen lehrte. Er sprach aber nie anders als bis ihm sein Herr ein Wort vorgesagt hatte und es schien als

wenn es der Hund ungern wiederholte, ob man ihn gleich nicht übel dabei behandelte.

Der Wolf. canis lupus. Linn.
Loup. Buffon.

Den Wolf trift man in allen gemäßigten und kalten Ländern der Erde an, wo es viele Waldungen giebt. Er ist von Natur feig, allein so bald ihn der Hunger zwingt, verachtet er jede Gefahr und greift selbst den Büffel an. Manchmal fallen ganze Heerden über die Schaafhürden her, scharren die Erde unter den Thüren hinweg, kriechen voller Wuth hinein und richten eine schrekliche Verheerung unter den Schaafen an.

Ob schon der Wolf das gefräßigste unter allen vierfüßigen Thieren ist und sogar seines Gleichen verschlingt, wenn ihn der Hunger plagt, so ist seine Raubsucht doch nicht größer als seine Vorsichtigkeit; er ist voller Mißtrauen und erblikt allenthalben Schlingen, die man ihm etwann gelegt haben könne. Wenn er ein Rennthier an einen Pfahl angebunden findet, um gemolken zu werden, so wagt er sich nicht, ihm zu nähern, weil er fürchtet, das Thier möchte bloß deshalb dahin gestellt seyn, um ihn zu fangen; kaum aber hat man dasselbe wieder losgelassen, so sezt er ihm nach und verzehrt es. Doch ist er gleichwohl sehr feig, so bald er den geringsten Widerstand antrift; nur gegen die Flüchtlinge ist er dreust; so lange sich eine Heerde zusammengeschlossen hält und zwar so, daß die

Köpfe vorwärts stehen, wagt er sie nicht anzugreifen. Man hat oft gesehen, daß ihn nicht allein eine Kuh, sondern sogar ein Ziegenbok, der sich ihm entgegen stellte und ihm die Hörner zeigte, in die Flucht gejagt hat.

Der Wolf besizt eine große Schärfe des Gesichts, des Gehörs und des Geruchs. Er kann sehr weit in die Ferne sehen und hat ein ausserordeutlich feines Gehör. Der Geruch ist bei ihm so stark, daß er das Aas Meilenweit ausspürt. Auch lebendige Thiere wittert er in großer Ferne und folgt ihrer Spur weit nach. Aus dieser Ursache geht er immer dem Winde entgegen, um von weitem die Ausdünstungen von todten und lebendigen Thieren auszuforschen.

Die Wölfe scheinen gleichsam in Einverständniß mit einander zu handeln; wenn z. B. zwei Wölfe auf die Jagd gehen, so theilen sie die Rollen unter einander, um sich die Arbeit zu erleichtern. Der Eine jagt die Beute auf und verfolgt sie, während der Andere an einem bestimmten Orte lauert, um ihr mit frischen Kräften nachzusetzen. Wenn ferner ein Wolf eine Heerde Schaafe erblikt, so geht er nicht auf diese, sondern auf den Hund los; sogleich aber ergreift er die Flucht, so bald ihn dieser verfolgt; ist aber der Hund weit genug entfernt, so kommt ein anderer Wolf auf der entgegengesezten Seite hervor, pakt ein Schaaf an und läuft damit davon. Jemand, der auf dem Felde spatzieren ging, wurde einen Wolf gewahr, der einer Heerde Schaafe aufzulauern schien. Er gab dem Hirten Nachricht davon und rieth ihm, den Wolf durch seine Hunde verfolgen zu lassen. „Dies werde ich wohl bleiben lassen, erwiederte der Hirte, der Wolf, den Sie sehen,

steht nur darum da, um meine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen; auf jener Seite hat sich ein Wolf verstekt, der nur auf den Augenblik lauert, wo ich meine Hunde auf diesen loslasse, um mir ein Schaaf zu stehlen.“ Der Spaziergänger wolkte gern sehen, ob sich die Sache wirklich so verhalte, und versprach, ihm das Schaaf, das der Wolf rauben würde, zu bezahlen. Was der Hirte vorausgesagt hatte, geschah. Kaum hatten sich die Hunde entfernt und liefen dem lauernden Wolfe nach, so brach ein Anderer aus dem Hinterhalte hervor nnd trug ein Schaaf weg.

Dieses Einverständniß zwischen den Wölfen und dies Hinarbeiten auf ein gemeinschaftliches Interesse haben auch schon die alten Naturforscher bemerkt. Wenn ein Ochse, sagt Aelian, das Unglük hat, in einen Sumpf zu fallen, so setzen ihn die Wölfe durch ihr Heulen und ihre schnellen Bewegungen in Schrecken, und machen ihn scheu, um zu verhindern, daß er nicht wieder ans Land kommen kann. Das Thier mag sich nach einer Seite drehen, nach welcher es will, allenthalben widersetzen sich die Wölfe seinem Entkommen und es muß endlich im Moraste umkommen. Um es aber alsdann herauszubringen, ergreifen sie folgendes Mittel: Einer der Stärksten wirft sich in den Sumpf hinein, und faßt den Ochsen mit den Zähnen beim Schwanze an. Ein zweiter Wolf hält sich auf dieselbe Art an dem Schwanze des Erstern fest, ein Dritter am Schwanze des Zweiten und so bis zum lezten Wolfe, der am Rande des Morastes steht und die lebendige Kette zieht, woran der todte Körper des Ochsen hängt. Auf diese Art gelangen sie ohne große Anstrengung zu ihrem Zwecke.

In Finnland hat man vor mehrern Jahren die Art entdekt, wie die Wölfe ihren Vorrath zu verwahren wissen. Eine Wölfinn versenkte ihr Fleisch in einen tiefen Quell, wo es frisch bleibt und wo es auch vor den Raubvögeln verborgen ist.

Zu Signy-le-Petit, einem Flecken an der Grenze der ehemaligen Champagne bemerkte ein Landmann durch die Hecke seines Hofes, daß ein Wolf um seinen Mauleſel herumging, ihm aber nicht beikommen konnte, weil derselbe beständig hinten ausschlug. Als er die Unerschrockenheit seines Mauleſels sah, blieb er ganz ruhig und hofte nunmehro nicht mehr nöthig zu haben, ihn in dem Gehölze hüten zu lassen, wie jeder im Lande aus Furcht vor den Wölfen zu thun gezwungen ist. Nachdem der Angriff und die Vertheidigung eine gute Viertelstunde gedauert hatte, sah er den Wolf schnell nach einer nahen Pfütze hinlaufen und sich daselbst mehrmals untertauchen. Der Bauer glaubte, daß er dies deshalb thue, um sich von seiner starken Ermüdung zu erholen, und da er keinen Augenblik zweifelte, daß sich der Kampf zum Vortheile seines muthigen Mauleſels endigen werde, so wünschte er diesem schon im voraus wegen seines Sieges Glük; allein der Wolf kehrte auf den Kampfplatz zurük; er war ganz naß und näherte sich soviel als möglich dem Kopfe des Mauleſels. Hierauf schüttelte er sich stark und sprizte diesem eine solche Menge Wassers in die Augen, daß er sie schließen mußte. In diesem Augenblicke stürzte sich der Wolf von neuem auf ihn los und erwürgte ihn.

So wild der Wolf auch ist, so läßt er sich doch zähmen, wenn er noch jung ist. Ein merkwürdiges Beispiel

hiervon ist der Wolf, der dem Sir Ashton Lever gehörte, und der durch eine gehörige Erziehung den wilden Charakter seiner Art gänzlich abgelegt hatte. Auch ein Herzog von Wirtemberg hatte einen zahmen Wolf, den er Melac (nach dem französischen Freibeuter dieses Namens) nannte: dieser Wolf folgte dem Herzoge allenthalben hin nach und schlief sogar vor seinem Bette. Einstmals begleitete er ihn auf einem Feldzuge am Rheine; allein da dieser zu lange in den Herbst hineindauerte, so fand man den Wolf an einem schönen Tage vor der Stubenthüre des Herzogs zu Ludwigsburg, ohne daß man ausfindig machen konnte, wie er über den Rhein gekommen war. Im Jahre 1711 folgte er seinem Herrn zur Kaiserkrönung nach Frankfurt am Main, wo ihm aber das häufige Abfeuern des groben Geschützes nicht gefiel, er machte sich daher heimlich fort und kam glüklich in Ludwigsburg an. Seinem Herrn blieb er stets getreu und that ihm niemals etwas zu Leide, allein andere Personen durften ihm nicht trauen: denn einstmals biß er einem Officiere ein Stük aus dem Backen, ohne daß dieser ihm etwas gethan hatte.

Im Morgenlande, besonders aber in Persien, zeigt man sie öffentlich vor dem Volke. Wenn sie jung sind, lehrt man sie tanzen oder vielmehr eine Art von Ringen und zwar mit einer Anzahl von Menschen. Der Graf Büffon hat mehrere Wölfe aufgezogen. „So lange sie jung sind oder während des ersten Jahres (sagt er), sind sie sehr gelehrig und machen sogar Liebkosungen, und wenn man ihnen immer genug zu fressen giebt, so thun sie weder dem Geflügel noch andern Thieren etwas zu Leide; so bald sie aber achtzehn Monate oder zwei Jahre alt sind, zeigt sich

ihre natürliche Wildheit; man muß sie alsdann an die Kette legen, damit sie nicht davon laufen und Unheil anrichten. Ich zog Einen bis zu einem Alter von 18 bis 19 Monaten in einem Hühnerhofe auf, der den Thieren nicht das Geringste zu Leide that; sein erster Versuch aber bestand darin, daß er in einer Nacht alle Hühner tödtete, ohne eine Einzige zu fressen. Ein Anderer riß sich von der Kette los und lief davon, nachdem er noch vorher einen Hund getödtet, mit dem er bisher auf einem sehr freundschaftlichen Fuße gelebt hatte.

In den nördlichen Gegenden unserer Erde wagen sich die Wölfe bisweilen im Frühlinge aufs Eis, und suchen Seehunde auf, die sie im Schlafe überraschen und fangen; allein hierbei kommen sie öfters übel weg: denn das Eis reißt sich von den Ufern los und nimmt sie weit vom Lande mit in die See hinein, ehe sie es bemerken. Auf diese Art soll bisweilen ein Landstrich einige Jahre lang von diesen verheerenden Thieren befreiet seyn, die man weit im Meere ein fürchterliches Geheul machen hört.

Ihre Tragzeit beträgt etwann drei und einen halben Monat. Wenn die Weibchen werfen wollen, so suchen sie in den dikſten Wäldern einen verborgenen Ort auf. Hier macheu sie eine beträchtliche Strecke glatt und eben und beißen alle Gesträuche und Büsche weg. Dann machen sie sich ein Bette von Moos und werfen fünf bis sechs Junge; einige Wochen lang saugt sie die Mutter und bald lehrt sie ihnen Fleisch fressen, welches sie ihnen so zubereiter, daß sie es in Stükchen zerbeißt. Hierauf bringt sie ihnen Feldmänse, junge Haasen, Rebhühner und lebendiges Geflügel, mit dem sie anfänglich spielen, hernach aber es umbringen.

Ist dies geschehen, dann zermalmt es die Mutter in Stükken und giebt jedem Jungen etwas davon. In etwann sechs Wochen verlassen die Jungen ihren bisherigen Aufenthaltsort und folgen der Mutter, die sie nach einem benachbarten Teiche führt, wo sie trinken; hierauf bringt sie dieselben wieder zurük, oder wenn irgend Gefahr droht, so nöthigt sie dieselben, sich zu versenken. Werden sie angegriffen, so vertheidigt die Mutter ihre Jungen kühn und muthig, achtet keine Gefahr und wird ganz wüthend. Sie verläßt sie nicht eher, als bis ihre Erziehung vollendet ist und sie im Rauben geschikt worden sind.

Die Hyäne. Canis Hyaena. Linn.
L'Hyaene. Buffon.

Die Hyäne findet man am Caucasus, in Syrien, Persien und andern Ländern Asiens und beinahe in ganz Afrika; sie hat ungefähr die Größe eines großen Hundes. — Die Hyänen halten sich gewöhnlich in Höhlen und felsigten Orten auf. Man kann sie, sagt Russel (in seiner Naturgeschichte von Aleppo deutsch. Uebers. 2 B. S. 66.) daran erkennen, daß sie gehen als wenn sie lahm wären; sie fliehen, wenn man sie verfolgt und greiffen den Menschen nicht an, ausser wenn sie sehr gereizt werden oder wenn sie der Hunger dazu treibt. Sie stehlen hauptsächlich des Nachts, wo sie auf die Todtenacker gehen und die Leichname ausscharren. Doch sehen sie die Jäger auch bisweilen bei Tage, und man versichert, daß die Hyäne zuweilen lebendig

gefangen werde. Es kriecht jemand in die Höhle, wirft einen Rok über das Thier und bindet ihm einen Strik um die Beine; es soll sich ohne den geringsten Widerstand binden lassen, wenn nur derjenige, der dies thut, sein Geschäft mit der gehörigen Fassung und Geschiklichkeit verrichtet.

Die Stimme der Hyäne scheint im Anfange etwas Aehnliches mit dem Wehklagen der Menschen zu haben, und gegen das Ende klingt sie, als ob sich jemand mit aller Gewalt erbrechen wollte.

Dies Thier soll eben so muthig als raubsüchtig seyn. Es vertheidigt sich gelegentlich gegen weit größerer Thiere mit vieler Hartnäckigkeit. Kämpfer erzählt, daß er eine Hyäne gesehen, die zwei Löwen in die Flucht geschlagen habe. Bisweilen greift sie den Luchs und das Panterthier an. In ihrem Gesichte ist etwas, das ein besonderes mürrisches Wesen und einen boshaften Charakter verräth und ihre Sitten entsprechen diesem äußern Ansehen.

Man hat bisweilen die Hyäne gezähmt. Pennant erzählt, daß er eine Hyäne gesehen, die so zahm, wie ein Hund gewesen sey; Büffon sagt, daß man ein solches Thier zu Paris habe sehen lassen, das man sehr frühzeitig gezähmt hätte und das seinen boshaften Charakter gänzlich abgelegt zu haben schien. Bruce erzählt, daß er oft gesehen habe, daß die Mauren in der Barbarei dieses Thier bei Tage bei den Ohren gefaßt und es mit sich fortgeschleppt, ohne daß es weitern Widerstand geleistet, als daß es sich dagegen gestämmt hätte. Die Jäger nehmen oft eine Fackel,

gehen in seine Höhle, sprechen einige Worte, die sie für Zauberworte ausgeben, werfen eine Decke über dasselbe und ziehen es heraus: denn bei Tage und beim Anblicke eines Lichtes scheint es ganz dumm zu seyn.

Bruce sperrte bei Tage jedesmal eine Ziege, einen Bock und ein Lamm mit einer Hyäne ein und fand sie Abends noch alle lebendig und unverlezt; als er aber diesen Versuch einstmals des Nachts wiederholte, hatte die Hyäne einen jungen Esel, eine Ziege und einen Luchs, ehe es noch Tag war, so rein aufgefressen, daß bloß noch einige Reste von den Knochen des Esels übrig waren.

In der Barbarei scheint die Hyäne bei Tage den Muth zu verliehren und den Menschen zu fliehen, allein in Habesch stürzt sie oft in ihrer wilden Wuth hervor und fällt grimmig über jedes Geschöpf her, das ihr in den Weg kommt.

Die Hyänen waren, wie Bruce erzählt, in Habesch, allenthalben, sowohl in der Stadt als auf dem Lande eine wahre Plage, und er glaubt, daß es mehr Hyänen als Schaafe in Habesch gebe. In Gondar wimmelt es vom Einbruche der Nacht bis an den Morgen von diesen Thieren, welche das Aas und die todten Körper, die dieses grausame und unreinliche Volk auf den Straßen liegen läßt, ohne sie zu verscharren, aufsuchen und fressen. Man hat daselbst den festen Glauben, daß diese Thiere Falaschas seyn, die durch Zauberei in diese Gestalt verwandelt worden und nunmehro von den benachbarten Bergen herabkämen, um Menschenfleisch aufzusuchen und zu fressen. Wenn mich oft, sagt Bruce, der König bis spät in die Nacht hinein in seinem Pallaste aufhielt, und ich daselbst nicht

schlafen mußte, so traf ich auf meinem Rükwege auf dem Schloßplatze ganze Heerden solcher Thiere an, die mich wie Hunde anknurrten, und in die Beine zu beisen droheten, ob ich schon mehrere bewafnete Leute bei mir hatte, die fast alle Nächte Einige von diesen Thieren tödteten oder verwundeten.

„Als ich einstmals des Nachts in der Provinz Maitscha sehr aufmerksam mit Himmelsbeobachtungen beschäftigt war, hörte ich hinter mir ein Geräusch, als ob etwas auf mein Bette zu ginge; ich drehete mich um, allein ich sah nichts. Als ich mit meinen Beobachtungen fertig war, ging ich aus der Zelte heraus und wollte sogleich wieder zurükkehren, allein ich erblikte plözlich im Dunkeln ein paar große funkelnde Augen. Ich rufte meinen Bedienten mit einem Lichte herbei und nunmehro sah ich oben an meinem Bette eine Hyäne, die zwei bis drei Bündel Lichter im Munde hatte. Hätte ich Feuer auf sie gegeben, so war ich in Gefahr meinen Quadranten oder ein anderes Instrument zu zerbrechen. Auch schien das Thier mit der Beute, die es erhascht hatte, zufrieden zu seyn; es hatte den Rachen voll und konnte seine Klauen nicht brauchen. Ich ging daher auf dasselbe los und durchbohrte es mit einer Pike. Nunmehro fing es an wüthend zu werden, ließ die Lichter fallen und fuhr auf mich los, ich mußte daher auf meine Vertheidigung denken und schoß eine Pistole auf dasselbe ab; zu gleicher Zeit spaltete ihm mein Bedienter mit einer Streitaxt den Kopf; kurz die Hyäne war in Habesch unsere größte Plage, der Schrecken unserer Abendspaziergänge und der Mörder unserer Esel und Mauleseln, deren Fleisch ihre Lieblingsspeise ist.“

In Darfur, einem Königreiche im Innern von Afrika, kommen die Hyänen des Nachts in Heerden von sechs, acht und drüber in die Dörfer und schleppen alles fort, was sie habhaft werden können. Sie tödten Hunde und Esel selbst innerhalb der Einfassung der Häuser und finden sich jed rzeit an den Orten ein, wo es ein todes Kameel oder anderes Thier giebt. Dieses schleppen sie bisweilen mit einander ausserordentlich weit fort. Wenn sie einen Menschen erblicken oder wenn man ein Feuergewehr losschießt, so erschrecken sie eben nicht sehr darüber. Man erzählte Browne (s. dessen Reisen deutsch. Uebers. von Bergk. 368 Leipzig u.G. 1800) daß wenn eine Hyäne verwundet würde, sie ihre Gefährten augenbliklich in Stücken zerrißen und auffräßen.

Eine sonderbare Eigenheit dieses Thieres besteht darin, daß wenn es läuft, es das Ansehen hat, als ob es hinke. Bruce glaubte daher anfänglich, daß es etwann Eines seiner Hinterbeine zerbrochen hätte, allein wenn es eine zeitlang gelaufen war, so verlohr sich dies und es war sehr schnell. Es hat einen so steifen Hals, daß wenn es sich umsehen oder etwas auf der Seite aufheben will, es sich mit dem ganzen Körper herumdrehen muß, beinahe so, wie es die Hunde machen.

Die gefleckte Hyäne. Canis crocuta. Linn.

Diese Hyäne befindet sich in vielen Theilen Afrikas, besonders zahlreich aber ist sie am Vorgebirge der guten Hofnung, wo sie äußerst grausam, bösartig und furchtbar seyn soll. Sie kommt oft in die Hütten der Hottentotten, um Beute zu suchen und nimmt ihnen nicht selten ihre Kinder mit. Eine solche Hyäne kam einstmal auf der Küste von Guinea in das Haus eines Negers, faßte ein Mädchen an, warf es troz alles Widerstandes auf den Rücken, hielt es bei einem der Beine fest und wollte ihn dasselbe eben wegreißen, als ihm sein Vater zu Hülfe kam, den sein Geschrei aus dem Schlafe aufgewekt hatte. Das Thier ließ das Mädchen fahren und eilte davon, allein das Kind war an mehrern Stellen schreklich zerfleischt.

In der Capstadt sammeln sich diese Hyänen fast alle Nächte, wenn sie finster sind, in Menge um die Fleischbänke, tragen die Ueberreste weg, welche die Einwohner weggeworfen haben und verzehren sie. Die Hunde, mit denen sie sonst in stetem Kriege leben, lassen sie bei solchen Gelegenheiten ganz ungestört; man hat bemerkt, daß sie alsdann selten jemand etwas zu Leide thun. Thunberg sagt, sie wären so kühn und gefräßig, daß sie bisweilen dem Reisenden den Sattel unter dem Kopfe wegfräßen und ihm die Schuhe an den Füßen benagten, wenn er unter freiem Himmel schliefe.

Sie machen des Nachts ein schrekliches Geheul, wenn sie auf den Raub ausgehen; dies Geheul ist ihnen von Natur so eigen, daß man eine Hyäne, die man auf dem

Cap gezähmt hatte, oft in der Nacht fürchterlich heulen hörte.

Bei Tage verbergen sie sich in Höhlen in die Erde oder in Felsenritzen; des Nachts aber besuchen sie häufig die Schaafhürden; und wenn diese nicht gut verwahrt sind, so richten sie darinn schrekliche Verheerungen an, sie tödten, wie die Meisten ihres Geschlechts, weit mehrere Thiere als sie fressen. Einige Capbewohner behaupten, die Hyäne könne die Stimme anderer Thiere nachmachen und auf diese Art locke sie oft Lämmer, Kälber u. s. w. aus den Hürden heraus und fresse sie. Auch erzählt man, daß während ein Theil halb fliehend, halb sich vertheidigend alle Hunde aus einem Meierhofe herauslokt und sie eine ziemliche Strecke mit fort zieht, die Uebrigen die Gelegenheit abpassen, aus ihren Schlupfwinkeln hervorkommen und sowohl für sich als für ihre fliehenden Brüder eine ziemlich starke Beute machen, ehe die Hunde wieder zurükkommen.

Sie fressen alle Arten von thierischer Nahrung und scharren die Leichname aus, wenn man die Gräber nicht mit Steinen bedekt.

Als Levaillant in Südafrika reiste, schoß er eine Hyäne, die mit mehrern Andern um sein Lager herum streifte. Vergeblich suchte er diese Leztern zu verscheuchen; sie wurden vielmehr durch das schrekliche Geheul derjenigen, die er geschossen hatte, noch begieriger nach Raub und stellten sich um so hitziger wieder zum Angriffe ein. Wichen sie aber auch auf einer Seite zurük, so kamen sie auf einer Andern wieder zum Vorscheine. Die Thiere, die Levaillant bei sich hatte, wurden bei dem Geheul der Hyänen sehr unruhig und äußerten eine große Furcht.

Man mußte daher die ganze Nacht unter den Waffen bleiben, um sowohl sich als die Thiere zu vertheidigen.

Sparrmann erzählt in seiner Reise von der gefleckten Hyäne eine Anekdote, deren Wahrheit er zwar nicht zu verbürgen wagt, die aber doch zu interessant ist, als daß wir sie nicht hier einschalten sollten:

Einstmals wurde in der Nacht ein Trompeter, der sich bei Gelegenheit eines Festes in der Nähe der Capstadt tüchtig betrunken hatte, aus der Hausthüre gebracht, damit er sich abkühlen und wieder nüchtern werden sollte. Sein Geruch zog bald eine Hyäne herbei, die ihn auf den Rücken warf und ihn gleich einem Leichnam und als eine Beute auf den Tafelberg schleppte. Der betrunkene Trompeter erwachte unterdessen und da er die Gefahr bemerkte, in der er sich befand, so stieß er in seine Trompete, die er an der Seite hängen hatte. Die Hyäne erschrak nicht wenig darüber und ergriff die Flucht.

Der Jackal. Canis aureus. Linn.

Der Jackal hat in Ansehung seines Körpers eine große Aehnlichkeit mit dem Fuchse; sein Kopf aber ist kürzer, seine Nase stumpfer und seine Beine sind länger. In seiner Lebensart gleicht er sehr dem Hunde: wenn man ihn jung fängt, so wird er bald zahm, hängt sich an die Menschen an, wedelt mit dem Schwanze, wenn ihm etwas gefällt und unterscheidet seinen Herrn von jeder andern Person.

Er läßt sich gern liebkosen und mit der Hand betasten; ruft man ihn beim Namen, so kommt er sogleich herbei, und muntert man ihn auf, so springt er auf Tisch und Bänke. Er frißt leicht aus der Hand und säuft wie die Hunde, indem er lekt. Ob er schon in seinem wilden Zustande bloß Fleisch frißt, so lernt er doch leicht Brod essen.

In ihrem Vaterlande halten sie sich in Heerden von funfzig bis zweihundert zusammen, wo sie wie die Hunde des Nachts auf den Fang ausgehen und stets dabei bellen. Sie fressen Geflügel und Lämmer, richten Verheerungen auf den Straßen, den Dörfern und in den Gärten bei den Städten an und sollen selbst über Kinder herfallen und sie verzehren, wenn sie niemand bei ihnen finden. Sie sind kühn und verwegen, treten bisweilen in das Zelt eines Reisenden, während er schläft und tragen alles fort, was sie Eßbares finden. Können sie kein Thier bekommen, so fressen sie Wurzeln und Früchte. Sie scharren die Leichname aus und fressen sie, ob sie schon beinahe verfault sind. Daher macht man an vielen Orten die Gräber sehr tief. Sie suchen die Caraven auf und folgen den Armeen, um die Ueberreste der toden Menschen und Thiere zu verzehren.

In der Nacht machen sie ein schrekliches Geheul und wenn sie sich sehr nahe bei jemand befinden, so ist ihr Lärm so stark, daß zwei Personen einander kaum verstehen können. Dillon sagt, ihre Stimme gleiche dem Schreien vieler beisammenbefindlichen Kinder von verschiedenen Jahren. Wenn der Eine zu heulen anfängt, so stimmen die Andern alle sogleich mit ein. Bei Tage sind sie ruhig,

Alle Thiere, die in Wäldern leben, wekt das Geschrei der Jackals auf; der Löwe und andere Raubthiere gehen vermöge eines gewissen Instinktes auf die Jagd aus und ergreiffen solche schüchterne Thiere, die von dem Lärme des Jackals sich auf die Flucht machen. Dieses Umstandes wegen hat man dem Jackal den Namen des Proviantmeisters des Löwens gegeben.

Büffon sagt, daß wenn die Jackals auf Reisende stießen, sie halt machten, um sie zu betrachten, ohne daß sie die geringste Furcht dabei äußerten, daß sie ausserordentlich gefräßig seyn und daß sie das Leder von den Schuhen und Satteln wegfräßen.

Der Jackal der Barbarei.

Canis Barbarus.

Shaw.

Diese Art von Jackal ist ungefähr so groß als der gemeine Fuchs. Man findet ihn in Egypten, aber nie in Heerden, wie den gemeinen Jackal, sondern stets einzeln. Er ist ein sehr verschlagenes Thier; er wagt sich selbst bei hellen Tagen bis an die Häuser, in deren Nähe er seine unterirdische Wohnung hat; er verbirgt sich sorgfältig unter dicken Gebüschen, aus denen er sich oft ohne das geringste Geräusch hervorschleicht, das Federvieh überfällt, ihnen die Eier wegstiehlt und keine Spur von sich ausser den Verwüstungen, die er angerichtet hat, zurükläßt.

Eine seiner Hauptgeschiklichkeiten besteht in der Vögeljagd, worin er so geschikt und behende ist, daß sehr wenige seiner Raubgier entkommen.

Sonnini (s. dessen Reise in Aegypten deutsch. Uebers. 1 B. S. 375) macht folgende Schilderung von diesem Jackal, der in Aegypten Thaleb heißt: Ich stand eines Tages nachdenkend in einem Garten und war gerade an einer Hecke stehen geblieben. Ein Thaleb, der nichts von irgend einem Geräusch hörte, kam durch die Hecke auf mich los, und als er aus derselben heraus war, befand er sich gerade vor meinen Füßen. Als er mich gewahr wurde, gerieth er in ein solches Schrecken, daß er sich nicht einmal zu retten versuchte, sondern einige Minuten lang vor mir stehen blieb und mich starr ansah. Seine Verlegenheit war auf eine Art auf seinem Gesichte abgemahlt, deren ich ihn gar nicht fähig gehalten hätte und die einen sehr feinen Instinkt vorausszt. Ich fürchtete mich eine Bewegung zu machen, die diese für mich so interessante Stellung verändert haben würde. Allein nachdem er endlich einige Seitenschritte gemacht hatte, als wenn er so bestürzt wäre, daß er nicht wisse, wo er sich hinwenden solle, entfernte er sich und hatte dabei die Augen immer auf mich gerichtet; er lief aber nicht, sondern schlich sich ziemlich langsam wieder in die Hecke hinein, indem er seine Füße mit einer ausserordentlichen Vorsicht immer wechselsweise fortsezte. Er schien so besorgt zu seyn, daß er sich auf seiner Flucht nicht hören ließe, daß er seinen dicken Schwanz in einer senkrechten Stellung hielt, damit er ihn nicht etwann auf der Erde schleppe oder die Pflanzen damit berühre. Auf der andern Seite der Hecke fand ich die

Ueberreste seiner Mahlzeit, die in einem Raubvogel bestanden, den er beinahe aufgezehrt hatte.

Er ist Eines von den artigsten vierfüßigen Thieren, und würde vielleicht auch Eines der liebenswürdigsten seyn, wenn er seine Schurkerei und Falschheit lassen könnte.

Der Fuchs. Canis Vulpis. Lin. Renard. Buffon.

Den Fuchs trift man beinahe in allen Gegenden der Erde an; er ist aber so wild und unbändig, daß man ihn unmöglich ganz zähmen kann. Man hält ihn für Eines der klügsten und verschlagensten Raubthiere. Das Erstere beweißt er durch die Art, wie er sich eine Freistätte verschaft, wohin er sich vor Gefahren rettet, wo er wohnt und wo er seine Jungen wirft; das Leztere zeigt er durch die Kunstgriffe, wie er Lämmer, Gänse, Vögel, Hühner und alle Arten kleiner Vögel wegfängt. Er nimmt wo möglich seinen Aufenthalt an dem Rande eines Waldes, in der Nähe eines Dorfes und eines Pachthofes. Hier horcht er auf das Krähen der Hähne, und auf das Gegacker der Hühner; er wittert sie in großer Entfernung aus, und wählt seine Zeit mit vieler Beurtheilungskraft und Vorsicht. Er verbirgt so wohl seine Fährte als sein Vorhaben. Mit Behutsamkeit schleicht er vorwärts, bisweilen schleppt er seinen Körper nach, und selten ist er in seinen Unternehmungen unglücklich. Kann er über die Mauern springen, oder darunter hinkommen, so richtet er auf dem Hofe große Verheerungen an, tödtet alles Federvieh und

kehrt dann ruhig mit seiner Beute zurück, die er entweder im Grase verbirgt oder in seine Höhle trägt. Kurz darauf geht er wieder auf einen andern Raub aus, den er fortschleppt und wieder, wie vorher, nur an einem andern Orte versteckt. So fährt er fort, bis das Tageslicht oder irgend eine Bewegung, die er im Hause bemerkt, ihn erinnert, daß es Zeit sey, sich in seine Höhle zurück zu ziehen.

Das nämliche Spiel treibt er auch mit den Vogelstellern. Des Morgens sehr früh besucht er ihre Netze und ihre Leimruthen, trägt glücklich die Vögel davon, die darin gefangen sind, und verbirgt sie an verschiedenen Oertern, vorzüglich an den Seiten der Heerstraßen in Löcher, in das Gras oder unters Gebüsch, wo er sie zwei bis drei Tage liegen läßt; er weiß aber genau, wo er sie wieder finden soll, wenn er sie nöthig hat. Auf den Ebenen macht er auf die jungen Haasen Jagd, die Alten erhascht er in ihren Lagern, die Kaninchen gräbt er aus ihren Löchern, entdeckt die Nester der Rebhühner, Wachteln u. s. w. bemächtigt sich der Mutter auf den Eiern, und vernichtet eine sehr große Menge Wildpret. Er ist außerordentlich gefräßig; und wenn es ihm an anderm Futter fehlt, so macht er auf Ratten, Feldmäuse, Schlangen, Eidechsen und Kröten Jagd. Er bringt eine große Menge dieser Thiere um, und dies ist der einzige Dienst, den er den Menschen zu erzeigen scheint. Wenn ihn der Hunger plagt, so frißt er auch Wurzeln oder Insekten, und an den Seeufern verzehrt er Krabben, Schalenfische u. s. w. In Frankreich und Italien richtet er an den Weinbeeren, die er sehr gern frißt, unglaublichen Schaden an.

Nach Büffons Erzählung fällt er bisweilen über die Bienenstöcke und Wespennester her, wo er alles wegfrißt, was er habhaft werden kann. Oft aber erhält er hier eine so rauhe Aufnahme, daß er die Flucht ergreifen muß, allein er zieht sich blos deswegen zurück, um sich auf der Erde herumzuwälzen und die Bienen zu zerdrücken; sobald er aber seine lästigen Gefährten los ist, kehrt er sogleich wieder zurück, und zwingt sie endlich aus ihrem Stock auszuziehen und ihm denselben als Preiß seines Sieges zu überlassen. Diesen leert er sehr bald, und frißt sowohl den Honig als das Wachs auf. Wenn ihn die Noth zwingt, so frißt er sogar Aas. „Ich hing," sagt Büffon, „einstmals an einem Baum in einer Höhe von neun Fuß, einiges Fleisch, Brod und Knochen. Die Füchse waren die Nacht hindurch gewaltig um denselben herum gelaufen; denn an den nächsten Morgen fand ich, daß sie den Boden so glatt wie ein Scheuntenne getreten hatten."

Einen großen Grad von Verschlagenheit zeigt der Fuchs durch die Art, wie er junge Kaninchen aus ihren Höhlen gräbt. Er geht nicht in ihre Höhlen hinein: denn in diesem Falle würde er mehrere Fuß längs dem Boden unter der Oberfläche der Erde hingraben müssen, sondern er folgt außerhalb ihrer Witterung, bis er ans Ende gelangt, wo sie liegen; hier scharret er in die Erde ein, kommt unmittelbar auf sie hinab und verschlingt sie.

Wenn er sieht, sagt Pontoppidan, in s. Historie von Norwegen 2 Th. I. Ueb., daß die Fischotter fischt, so versteckt er sich hinter einen Stein, und wenn sie ans Land kommt, um ihren Raub zu verzehren, so springt der Fuchs plötzlich hoch in die Höhe. Die Fischotter, die sich

sonst eben nicht vor ihm fürchtet, geräth in Furcht, verliert den Muth, und überläßt ihm ihre Beute. Jemand wunderte sich darüber, als er sah, daß der Fuchs bei einem Fischerhause herumschlich und eine Menge Dorschköpfe reihenweise vor sich hinlegte; er wußte nicht, was der Fuchs damit für eine Absicht habe, allein nachdem sich dieser versteckt hatte, kam eine Krähe herbeigeflogen und wollte ein Stück mit weg nehmen. Der Fuchs aber erhaschte sie, und machte sie zu seiner Beute.

Der Fuchs weiß die geschicktesten Mittel ausfindig zu machen, sich der Flöhe zu entledigen. Der schwedische Erzbischof Olaus Magnus und Pontoppidan erzählen, daß wenn er von Flöhen geplagt werde und sie gern los seyn wolle, er etwas Moos oder Heu oder sonst etwas dieser Art in den Mund nimmt, hierauf rücklings, aber langsam ins Wasser und zwar immer tiefer hineingeht, damit die Flöhe Zeit erhalten, sich nach und nach an den trocknen Stellen am Halse und Kopfe, den er über das Wasser empor hält, zu versammeln. Endlich kriechen alle seine Feinde in den Büschel Heu zusammen; so bald er merkt, daß sie darinnen sind, läßt er ihn schnell ins Wasser fallen und eilt ans Land.

Seine Stimme besteht in einem hellen Gekleffe, das bei der Veränderung des Wetters in ein durchdringendes Geschrei ausartet, das dem Schreien des Pfauen gleicht. Er hält sich in einem Baue unter der Erde auf, den er entweder selbst ausgräbt oder den ihm ein Dachs einräumen muß. Diesen neckt und beunruhigt er unaufhörlich, verunreinigt den Eingang zu dessen Wohnung, und

treibt dies so lange fort, bis der Dachs aus Verdruß seine Höhle verläßt und sich eine neue gräbt.

Die Füchsinn liebt ihre Jungen zärtlich; und merkt sie, daß man ihr Nest entdeckt hat, so trägt sie ihre Kleinen an einen sichern Ort. Nach vier Wochen begeben sich diese schon aus dem Baue an die freie Luft; hier bringen ihnen die Alten lebendige Vögel und andere Nahrungsmittel, womit die Jungen erst eine Zeit lang spielen, alsdann aber sie zerreissen und verzehren.

Jung aufgezogene Füchse, die man mit Milch, Fleisch, Brod und andern Nahrungsmitteln ernährte, wurden ziemlich zahm, behielten aber dennoch immer eine gewisse Wildheit bei. Alte hingegen blieben in der Gefangenschaft stets unbändig, mußten an Ketten gelegt werden, und man mußte sich beständig vor ihrer Tücke in acht nehmen.

Wird der Fuchs von einem Hunde oder einem andern Thiere verfolgt, so benezt er seinem Schwanz mit seinem Urin und besprizt seinen Verfolger damit, der vor dem durchdringenden Gestanke davon läuft. Andere behaupten, der Fuchs fahre mit seinem nassen Schwanze im Sande herum, welchen er alsdann seinem Feinde ins Gesicht werfe.

Der Hund zeigt sich gegen den Fuchs so feindselig, daß er ein Reh oder ein anderes Stück Wildpret fahren läßt, und auf den Fuchs, der ihm in den Weg kommt, los fährt. Wird der Fuchs verfolgt, so läuft er in seine Höhle; es ist aber nichts ungewöhnliches, daß man die Dachshunde hineinschickt, die ihn so lange halten müssen, bis ihn die Jäger ausgraben, und entweder todt oder lebendig fangen. Wenn ihn die Jagdhunde verfolgen, so ermüdet er dieselben gar bald, weil er dabei voller List ist

und durch den dickſten Theil des Waldes läuft, wo die Hunde kaum durchkommen können, und daher leicht ermüden. Gelangt er auf eine Ebene, ſo läuft er gerade aus, ohne ſtehen zu bleiben oder Seitenſprünge zu machen. Das wirkſamſte Mittel, die Füchſe aus dem Wege zu räumen, beſteht darin, daß man ihnen Schlingen legt, die mit lebendigen Tauben oder andern Vögeln geäzt ſind.

Der Fuchs ſchläft, wie der Hund, zuſammengerollt; wenn er bloß ausruht, ſo liegt er auf dem Bauche mit den Hinterfüßen ausgeſtreckt. In dieſer Lage beobachtet er die Vögel auf den Hecken und Bäumen. Die Vögel haben eine ſolche Scheu vor ihm, daß, ſo bald ſie ihn gewahr werden, ſie ſogleich durch ein helles Geſchrei ihren Nachbarn die Nähe ihres Feindes kund thun. Die Dohlen und Amſeln folgen dem Fuchſe von Baume zu Baume, bisweilen zwei bis dreihundert Schritte weit, und wiederholen dabei oft ihr Geſchrei.

Büffon hatte zwei Füchſe, die, wenn ſie frei waren, die Hühner angriffen; ſo bald ſie aber in Ketten lagen, verſuchten ſie nie ein Huhn anzurühren. Man hatte eine lebendige Henne beinahe ganze Nächte hindurch neben ihnen angebunden, und ob ſie gleich in vielen Stunden nichts zu freſſen bekommen hatten, ſo thaten ſie doch der Henne nichts zu leide.

Der Dr. Goldſmith erzählt folgendes merkwürdige Beiſpiel von der mütterlichen Liebe dieſes Thieres, das ſich in der Nähe von Chelmsford zugetragen hat. Ein Fuchs, der ein Junges hatte, wurde von den Hunden eines Jägers aufgeſpürt und hitzig verfolgt. Das arme Geſchöpf bot alle ſeine Kräfte auf, ſein Junges zu retten, und wagte

lieber jede Gefahr, als dasselbe zurück und von Hunden zerfleischen zu lassen. Es nahm daher das Junge in den Mund, und lief auf diese Art einige Meilen weit. Endlich nahm es seinen Weg durch den Garten eines Pachters, allein hier fiel es ein Kettenhund an, und es mußte sein Junges fallen lassen, welches sogleich der Pachter aufhob. Die Mutter aber entging glücklich allen Nachstellungen.

In den nördlichen Ländern giebt es einen schwarzen Fuchs, der eine Spielart des gemeinen Fuchses ist. Die Kamtschadalen erzählten dem Dr. Grieve, daß sie vormals bei ihnen so zahlreich gewesen wären, daß, wenn sie ihre Hunde fütterten, es ihnen nicht wenig Mühe gekostet habe, sie vom Mitfressen abzuhalten. Der Dr. Grieve sagt, zur Zeit seines Aufenthaltes in Kamtschatka seyn sie in der Nähe des Forts so zahlreich gewesen, daß sie des Nachts ohne die geringste Besorgniß von Seiten der Hunde hineingekommen wären.

Der weiße oder arktische Fuchs. Canis lagopus. Linn. Isatis. Buffon.

Der weisse Fuchs ist kleiner als der gemeine Fuchs, und hält sich in Lappland, auf Nova Zembla, Spitzbergen, Grönland, Island u. s. w. auf. Steller theilt folgende interessante Nachricht von diesem Fuchse mit: „während meines unglücklichen Aufenthaltes auf der Beringsinsel, hatte ich mehr als genug Gelegenheit, die Natur dieses Thieres kennen zu lernen, das den gemeinen Fuchs an Frechheit, Verschlagenheit und Schelmerei weit

übertrift. Die Geschichte der unzähligen Possen, die sie uns gespielt haben, kann wohl der Affenhistorie des Albertus Julius auf der Insel Saxenburg die Waage halten. Sie drangen sowohl bei Tage als des Nachts in unsere Wohnungen ein, und trugen alles weg, was sie fortbringen konnten, selbst Dinge, die ihnen gar nichts nuzten, als Messer, Stöcke, Röcke, Schuhe, Strümpfe, Mützen u. s. w. Sie wußten so unbegreiflich künstlich eine Last von etlichen Pud von unsern Proviantfässern herabzuwälzen, und das Fleisch daraus zu stehlen, daß wir es ihnen anfänglich kaum zuschreiben konnten. Wenn wir einem Thiere das Fell abzogen, so geschah es oft, daß wir zwei bis drei Füchse dabei mit Messern erstachen, weil sie uns das Fleisch aus den Händen reißen wollten. Vergruben wir etwas auch noch so sorgfältig, und beschwerten es mit Steinen, so machten sie es nicht allein ausfindig, sondern schoben auch wie Menschen, mit den Schultern die Steine weg; und standen, unter denselben liegend, dabei einander aus allen Kräften bei. Verwahrten wir etwas auf einer Säule in der Luft, so untergruben sie die Säule, daß sie umfallen mußte, oder Einer von ihnen kletterte wie ein Affe oder wie eine Katze hinauf, und warf das darauf Verwahrte mit unglaublicher Geschicklichkeit und List herunter.

Sie beobachteten all unser Thun, und begleiteten uns allenthalben hin. Warf die See ein Thier aus, so verzehrten sie es, ehe noch ein Mensch dazu kam, zu unserm größten Nachtheile, und konnten sie nicht alles so gleich auffressen, so schleppten sie es stückweise auf die Berge, vergruben es vor uns unter Steinen, und liefen ab und zu, so lange noch etwas zu schleppen war. Dabei

standen Andere auf der Wache, und beobachteten unsere Ankunft. Sahen sie von ferne jemand kommen, so vereinigte sich der ganze Haufe, und grub gemeinschaftlich in den Sand, bis sie einen Biber oder Seebären so tief unter die Erde hatten, daß man keine Spur davon sehen konnte. Wenn wir des Nachts unter freiem Himmel schliefen, zogen sie uns die Schlafmützen und Handschuhe ab, und rissen uns die Biberdecken und Häute unter dem Leibe weg. Wenn wir uns auf die frisch geschlagenen Biber legten, damit sie uns dieselben nicht stehlen sollten, so fraßen sie ihnen unter uns das Fleisch und die Eingeweide aus dem Leibe. Wir schliefen daher beständig, mit Knütteln in den Händen, damit wir sie, wenn sie uns neckten, damit vertreiben und schlagen könnten."

„Wo wir uns auf dem Wege niedersetzten, da warteten sie auf uns, und trieben hunderterlei Possen vor uns, wurden immer frecher, und wenn wir still saßen, kamen sie uns so nahe, daß sie uns die Riemen von unseren selbst verfertigten Schuhen, ja die Schuhe selbst anfraßen. Legten wir uns, und thaten als ob wir schliefen, so berochen sie uns bei der Nase, um zu sehen, ob wir todt oder lebendig wären; hielt man den Athem an sich, so zupften sie wohl gar an der Nase, und wollten schon anbeissen. Bei unserer ersten Ankunft fraßen sie unsern Todten, während daß wir Gräber für sie machten, die Nasen, Finger und Zehen weg; ja sie machten sich sogar über die Kranken und Schwachen her, und man hatte alle Mühe, sie abzuhalten. Einen Matrosen, der in der Nacht auf den Knieen sitzend zur Thür der Hütte hinaus harnen wollte, faßte ein

Fuchs an dem entblößten Theile, und wollte ihn trotz alles Schreiens nicht wieder fahren lassen. Niemand konnte ohne seinen Stock in der Hand seine Nothdurft verrichten, und die Excremente fraßen sie eben so begierig als die Schweine und Hunde auf. Jeden Morgen sah man diese unverschämten Thiere unter den am Strande liegenden Seelöwen und Seebären herum patrouilliren, und die Schlafenden beriechen, ob sie nicht etwa todt seyn; fanden sie einen Todten darunter, so zerfleischten sie ihn sogleich, und alle waren mit Wegschleppen des Fleisches beschäftigt. Da besonders die Seelöwen des Nachts oft ihre Jungen erdrücken, so untersuchten sie gleichsam als wenn sie dies wüßten, alle Morgen ihre Heerde Stück vor Stück, und schleppten die todten Jungen davon."

„Da sie uns weder Tag noch Nacht Ruhe ließen, so wurden wir so sehr auf sie erbittert, daß wir jung und alt todt schlugen, ihnen alles Herzeleid anthaten, und sie wo wir nur konnten, auf die grausamste Art mißhandelten. Wenn wir des Morgens vom Schlafe erwachten, so lagen immer zwei bis drei vor unsern Füßen, die wir in der Nacht erschlagen hatten; und ich glaube, daß ich während meines Aufenthaltes auf der Insel gewiß über zwei hundert allein umgebracht habe. Den dritten Tag nach meiner Ankunft erschlug ich binnen drei Stunden über siebenzig Stück mit einem Beile, aus deren Fellen wir das Dach über unserer Hütte verfertigten."

„Aufs Fressen sind sie so begierig, daß man ihnen mit der einen Hand ein Stück Fleisch vorhalten und mit der andern die Axt oder den Stock halten konnte, um sie zu

erschlagen *). Wir legten einen Seehund hin, traten mit einem Stocke blos zwei Schritte weit davon und machten die Augen zu, als ob wir sie nicht sähen; bald kamen sie gelaufen, fingen zu fressen an und wir erschlugen sie, ohne daß die Andern deshalb die Flucht ergriffen. Wir gruben ein Loch oder Grab und warfen Fleisch oder ihre todten Kameraden hinein; ehe wir es uns aber versahen, war die ganze Grube voll, wo wir denn mit Knütteln unter sie hineinschlugen, und sie alle tödteten. Ob wir gleich ihre schönen Felle nicht achteten und sie nicht einmal abzogen, so lagen wir doch beständig gegen sie zu Felde. Alle Morgen schleppten wir unsere lebendig gefangenen Diebe bei den Schwänzen vor die Caserne auf den Richtplatz, wo Einige geköpft, Andern die Beine zerschlagen u. s. w. wurden. Das Allerauffallendste, aber Grausamste hierbei ist, daß wenn man sie beim Schwanze fest hält, sie aus allen Kräften ziehen; hauet man ihnen dann den Schwanz ab, so laufen sie einige Schritte weit und drehen sich, so bald sie den Schwanz vermissen, über zwanzigmal im Kreise herum. Dennoch ließen sie sich nicht warnen und von unsern Hütten abhalten; zuletzt sah man unzählige Füchse ohne Schwanz, oder mit zwei, drei Beinen auf der Insel herumlaufen.“

„Können diese geschäftigen Thiere einer Sache z. B. Kleidern, die wir bisweilen ablegten, nichts anhaben, so

*) Da diese Thiere gar nicht scheu waren, so scheint es, daß entweder noch gar keine Menschen auf dieser Insel gewesen waren, oder daß doch die Füchse noch keine gesehen hatten. Denn wo sich Menschen aufhalten, da werden bald alle Thiere, selbst die kirrsten, scheu.

hofirten und harnten sie darauf; und dann gieng selten Einer vorbei, der dies nicht gethan hätte.“

„Im October und November waren sie, wie die gemeinen Füchse, am schönsten und vollharigsten. Die Dreijährigen schienen die besten zu seyn. Im Januar und Februar waren sie allzu dickhaarig; im April und Mai fingen sie die Haare zu verlieren an; im Junius und Julius hatten sie blos die Wolle auf sich, und sahen aus, als ob sie in Camisölern gingen.

Im Junius warfen sie neun bis zehn Junge in Höhlen und Felsenritzen. Besonders gern machen sie ihre Nester oben auf Bergen oder am Rande der Berge. Ihre Jungen lieben sie so sehr, daß sie sich dadurch verrathen, weil, wenn sie Menschen kommen sehen, sie wie Hunde bellen, um sie von ihren Jungen fort zu entfernen. Sobald sie merken, daß ihr Nest ausgekundschaftet ist, tragen sie ihre Jungen im Munde weg, wenn man sie nicht daran verhindert, und schaffen sie an einen andern Ort, um sie zu verbergen. Wenn man die Jungen tödtet, so folgen die Mütter dem Mörder mit großem Geheul und Geschrei Tag und Nacht bis auf hundert Werste weit und drüber nach, und lassen nicht eher ab, bis sie ihrem Feinde einen Possen gespielt haben oder selbst erschlagen worden sind.

„Sie stinken noch weit häßlicher als die Rothfüchse. Zur Laufzeit rammeln sie Tag und Nacht, und beissen sich aus Eifersucht grausam wie die Hunde herum. Die Begattung verrichten sie mit großem Geschrei wie die Katzen.“

„Wenn es stürmt und viel Schnee fällt, so graben sie sich in den Schnee, rollen sich wie die Hunde zusammen, und bleiben hier so lange liegen, bis das Ungewitter vorbei

ist. Durch Flüsse schwimmen sie sehr gut und schnell. Außer dem, was die See auswirft oder was von Thieren umkommt, haschen sie des Nachts auf den Klippen auch die Seevögel weg, die sich da schlafen gelegt haben, und lesen bisweilen einen ganzen Felsen voll ab.“

„Diese Füchse, die wir in unbeschreiblicher Menge auf dieser Insel fanden, waren ohne Zweifel mit dem Treibeis hierher gekommen, und da sie viele Nahrung hier fanden, so vermehrten sie sich außerordentlich schnell.“

Cranz erzählt (siehe dessen Geschichte von Grönland S. 98.) daß die arktischen Füchse eine außerordentliche List anwenden, um Fische zu fangen. Sie gehen ins Wasser, plätschern mit den Pfoten darin herum, und fangen auf diese Art die Fische, die sehen wollen, was vorgeht. Dieses Kunststück haben ihnen die grönländischen Frauenzimmer abgelernt.

Auch Charlevoix, der ohnstreitig diese Art Füchse meint, erzählt, daß sie unglaublich listig im Fangen der verschiedenen Wasservögel seyn. Sie gehen ein wenig ins Wasser, ziehen sich darauf wieder zurück, und treiben am Ufer tausenderlei Narrenspossen. Die Wasservögel fliegen herbei, und wenn sie näher heran gekommen sind, bleibt der Fuchs stille stehen, damit er sie nicht beunruhigt, und bewegt blos den Schwanz; allein dies thut er sehr langsam und die Vögel sollen so närrisch seyn, ihn dabei zu fassen; hierauf springt er sogleich auf sie los, und verfehlt selten seine Absicht.

Auf Spitzbergen und Nova Zembla leben, wie Hr. Pennant sagt, diese Füchse auch von kleineren vierfüßigen Thieren; in Grönland fressen sie aus Noth Bee-

ren, Schaalenthiere, kurz alles was die See auswirft; im nördlichen Asien aber und in Lappland leben sie hauptsächlich von Lemmings (mus Lemmus Lin.) die bisweilen so ungeheuer zahlreich sind, daß der Boden ganz damit bedeckt ist. Die Füchse folgen ihnen auf ihren Wanderungen von einem Orte zum andern nach; und da die Rückkehr der Lemmings sehr ungewiß ist, und oft erst nach langer Zeit erfolgt, so sind die Füchse nicht selten drei bis vier Jahre abwesend, während welcher Zeit sie ihrer Lieblingsnahrung nachsetzen.

Pennant sagt auch, sie seyn kirr und ganz schuldlose Geschöpfe, und so einfältig, daß sie oft da gestanden, bis die Falle aufgestellt gewesen sey, wo sie dann sogleich den Kopf hineingesteckt hätten.

Die Grönländer essen bisweilen ihr Fleisch; sie ziehen es dem Hasenfleische vor.

Das Katzengeschlecht.

Dieses Thiergeschlecht ist wild und raubbegierig. Es geht vorzüglich des Nachts auf Beute aus, und überrascht die Thiere, indem es sich in Hinterhalt legt und wartet, bis es sie erreichen kann, wo es dann sogleich mit einem Satze auf sie los springt und sie packt. Während die Thiere dieses Geschlechts ihren Raub im Gesichte haben, bewegen sie öfters den Schwanz von der einen Seite auf die andere, und sehen stier auf den Gegenstand, nach welchem sie lüstern sind. Sie fressen nie vegetabilische Speisen, es müßte sie denn die Noth dazu nöthigen. Viele besitzen eine große Geschicklichkeit im Klettern der Bäume, und

wenn sie herabgeworfen werden, oder von einer großen Höhe herabfallen, so kommen sie allemal wieder auf die Beine zu stehen, und nehmen keinen Schaden. Die Weibchen sind sehr fruchtbar.

Der Löwe. Felis Leo. Lin. Lion. Buffon.

Den Löwen findet man vorzüglich im Innern von Afrika, und in den heissern Gegenden Asiens. Seine Gestalt ist außerordentlich kühn und majestätisch. Seine Größe ist verschieden. Die Größten sind sechs bis acht Fuß lang, und der Schwanz, der am Ende mit einer Quaste versehen ist, beträgt in der Länge vier Fuß. Die Löwin ist kleiner als der Löwe, und hat auch keine Mähne. Sie bringt ihre Jungen an sehr einsamen Stellen zur Welt, und zwar vier bis fünf auf einmal, die anfänglich nicht größer als ein kleiner Mopshund sind. Sie saugen beinahe zwölf Monate lang. Die Stärke des Löwens ist so groß, daß er auf einem Schlag mit seiner Klaue einem Pferde das Rückgrat entzwei schlägt, und daß er auf einen Streich mit seinem Schwanze einen starken Mann zu Boden wirft. Kolben erzählt in seiner Beschreibung vom Vorgebirge der guten Hoffnung, daß wenn er auf eine Beute los gehet, er sie sogleich allemal todt schlägt, und daß er sie selten zerreiße, ehe er ihr den tödtlichen Schlag versetzt hat. Diesen Schlag begleitet er gewöhnlich mit einem schrecklichen Brüllen. Im Jahr 1707 machte, wie Kolben sagt, ein Löwe einen großen Ochsen nieder, und schleppte ihn über eine hohe Mauer mit sich fort. Wenn der Löwe hungrig ist, so richtet er seine Mähne in die Höhe,

schüttelt sich, und schlägt mit dem Schwanze auf den Rükken. In einem solchen Falle bringt er alles um, was ihm in den Weg kommt, richtet er aber seine Mähne nicht auf, und wedelt nicht mit dem Schwanze, so hat man nichts von ihm zu besorgen.

Einstmals sah man auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung einen Löwen eine junge Kuh im Munde tragen, und ob er schon die Beine auf der Erde fortschleppte, so lief er doch eben so leicht dahin, wie eine Katze mit einer Ratte. Auch sprang er, ohne die geringste Mühe, über einen breiten Graben.

Der Dr. Sparmann theilt in seiner Reisebeschreibung vom Vorgebirge der guten Hoffnung folgende Nachrichten vom Löwen mit, von denen wir hier einen Auszug einrücken wollen: der Löwe bemächtigt sich seines Raubes fast allemal vermittelst eines Sprunges, und zwar von der Stelle aus, wo er auf der Lauer liegt; springt er aber fehl, so verfolgt er seine Beute nicht weiter, sondern geht beschämt zurück, und mißt langsam Schritt vor Schritt die richtige Länge ab, um zu sehen, wie viel sein mißlungener Sprung zu kurz war. Nach Colonns sollen es die Füchse eben so machen. Den Thieren lauert er gern an Quellen und Flüssen auf, wo sie ihren Durst zu löschen suchen. Folgender Vorfall ist Dr. Sparmann durch glaubwürdige Zeugen bestätigt worden: ein alter Hottentotte sah am Sonntagsflusse einen Löwen in weiter Entfernung, der ihm zwei ganze Stunden lang nachfolgte. Er schloß daraus mit Recht, daß der Löwe nur auf die Nacht warte, um über ihn herzufallen. Da er die Art kannte, wie der Löwe seine Beute fängt, so suchte er, statt seinen

Weg nach Hause fortzusetzen, eine Stelle auf, die oben flach und an der einen Seite steil und steinigt war. Er ließ sich am Rande des Abhanges nieder, und sah zu seinem nicht geringen Vergnügen, daß der Löwe auch da stand und den Abstand betrachtete. Als es dunkel wurde, rückte der Hottentotte weiter vorwärts, und nahm seinen Platz unterhalb des Randes des Abhanges in einer Kluft. Um aber den Löwen zu täuschen, steckte er seinen Huth und sein Pelzwamms auf seinen Stock, und machte damit um sich her einige Bewegung. Es dauerte nicht lange, so kam der Löwe wie eine Katze herangeschlichen, und maß seinen Satz so genau ab, daß er sammt der täuschenden Figur den Abhang hinunterstürzte.

Der Löwe ist ungemein feig, und sein Muth steht mit seiner Stärke in keinem Verhältnisse. Dies bestätigen sowohl Sparmanns als Barrows Beobachtungen. Bisweilen aber zeigt er doch viele Unerschrockenheit mit vieler Bedachtsamkeit. Ein Löwe war durch einen Zaun in einen Kral eingebrochen, und hatte daselbst Vieh getödtet. Man lauerte ihm auf, und zog daher quer vor dem Eingang eine an geladene Flinten fest gemachte Leine, damit er, wenn er, wie man vermuthete, mit der Brust daran stieße, sich selbst erschösse. Der Löwe kam, allein er trauete der Leine nicht, sondern trat sie mit dem Fuße nieder, und ging vom Schusse ungeschreckt, ernsthaft und sorglos über dieselbe weg, und fraß von dem Vieh, das er vorher getödtet hatte. Büffons Behauptung, die er aus Marmol und Thevenot entlehnt hat, daß die Löwen in den bewohnten Gegenden der Barbarei und Ostindiens, wo sie die Uebermacht des Menschen mehr kennen gelernt haben,

sich bisweilen durch Stockschläge von Weibern und Kindern von ihrer Beute wegjagen lassen, wird durch Aussagen bestätigt, welche Sparmann am Cap hörte, daß nämlich herzhafte Sklaven mit Messern und andern unbedeutenden Waffen ihr im Dunkeln angegriffenes Vieh glücklich gegen Löwen vertheidigt haben.

Ob schon der Löwe seinen Raub gewöhnlich sogleich tödtet, so thut er doch oft den Menschen, die ihn etwan reitzen, nichts weiter zu Leide, als daß er sie verwundet; bisweilen martert er sie aber eine Zeit lang, ehe er ihnen den tödtlichen Streich versetzt. Zwei Brüder wagten es, zu Fuße einen Löwen aufzusuchen; dieser stürzte hervor, bemächtigte sich des Einen und warf ihn zu Boden. Doch hatten beide glücklicher Weise den Löwen durch einen Schuß getödtet.

Da der Löwe gewohnt ist seinen Raub sogleich auf der Stelle zu tödten, und da er ihn oft verzehrt, wenn das Blut noch warm ist, so kann es nicht anders seyn, als daß er sehr reizbar ist, und daß er mehr Hang zur Grausamkeit als Großmuth zeigt. Auch findet er gewöhnlich keinen Widerstand, und es ist daher kein Wunder, daß wenn er dergleichen antrift, er bisweilen den Muth verliert, und sich mit Stockschlägen vertreiben läßt. Ein Landmann stieß auf dem Felde unvermuthet auf einen Löwen. Als ein geschickter Schütze gab er sogleich Feuer auf ihn, allein der Schuß war alt und naß und verfehlte den Löwen. Er ergriff daher die Flucht; da ihm aber der Löwe nachfolgte, so kam er bald außer Athem. Er sprang auf einen kleinen Steinhaufen, und hielt seine Flinte in die Höhe, um sich damit so gut als möglich zu vertheidigen. Nun blieb der Löwe stehen, und legte sich endlich in einer Ent-

fernung von zwanzig Schritten ruhig nieder. Der Landmann hatte sein Pulverhorn verloren, und konnte nichts weiter als stehen bleiben. Nach einer guten halben Stunde stand der Löwe auf, gieng anfänglich langsam Schritt vor Schritt zurück, und fing endlich, nachdem er weiter zurück war, aus allen Kräften zu laufen an.

Der Löwe spürt den Thieren nicht durch Hülfe des Geruchs nach, und macht auch keine offenbare Jagd auf sie, nur einmal hat man ihn ein Elennthier jagen sehen, wozu ihn ohne Zweifel der Hunger trieb. Er ist im Laufen sehr schnell, und holt beinahe ein rasches Jagdpferd ein. Seine Stärke ist, wie schon oben erwähnt worden ist, ausserordentlich groß. Man hat ihn einst einen Büffel fortschleppen sehen, den ihm aber die Bauern abjagten. Sie fanden, daß er dem Thiere die Gedärme aus dem Leibe gerissen hatte. Auf diese Art konnte er die eßbaren Theile leichter fortbringen. Als er vom Walde her bemerkte, daß sie das Fleisch forttrugen, sah er sich oft und vermuthlich nicht ohne Verdruß nach ihnen um.

Den Büffel aber soll er nicht blos durch seine Stärke, sondern auch durch List bezwingen. Er schleicht ganz unvermerkt an den Büffel hinan, fällt plötzlich über ihn her, und hält ihm mit den Vordertatzen Maul und Nase so fest zu, daß er ersticken muß. Der Löwe mißt sich häufig mit dem Büffel, sagt Barrow (s. dessen Reisen ins Innere von Südafrika. t. Uebers. Lpz. 1801. S. 161.) und trägt stets den Sieg davon. Dies soll er aber blos durch List erreichen: denn er wagt es nicht auf offener Ebene ihn anzugreifen. Er legt sich in Hinterhalt, und lauert, bis sich eine bequeme Gelegenheit findet, auf den Büffel

loszuspringen, und ihm seine Klauen an den Hals zu setzen. Hierauf schlägt er das Thier mit seinen Tatzen ins Gesicht, schlingt sich um dessen Kopf herum, und zieht es bei den Hörnern zu Boden, und hält es so lange in dieser Stellung, bis es von dem großen Blutverluste stirbt. Der Löwe soll indessen, wie Dr. Sparmann behauptet, bei solchen Gelegenheiten sein Leben selbst in Gefahr setzen, besonders wenn noch ein anderer Büffel zugegen ist, der dem Angriffenen zu Hülfe kommt. Ein Reisender sah einmal, daß eine Büffelkuh mit ihrem Kalbe einen Fluß zum Rükkenhalt nahm, und sich gegen fünf Löwen vertheidigte, die, so lange er zusah, sie nicht anzugreiffen wagten. Eine Heerde Kühe, die ein Löwe, vermuthlich aus Hunger, bei hellem Tage auf der Weide angriff, stieß ihn todt und zertrat ihn. Am Tage und auf Ebenen können zwölf bis sechzehn Hunde einen Löwen leicht umbringen.

Barrow nennt den Löwen ein hinterlistiges Thier, weil er selten einen offenen Angriff thut, sondern sich gleich den übrigen Thieren vom Katzengeschlechte in den Hinterhalt legt und lauert, bis er Gelegenheit findet, auf seine Beute loszuspringen. Er besitzt nach seiner Behauptung nichts weniger als jenen großmüthigen Charakter, den man ihm sonst beigelegt hat. Ueberdieß ist er Eines der trägsten Geschöpfe unter den Raubthieren, und er giebt sich nie die Mühe, etwas aufzusuchen, so lange er nicht vom Hunger hart mitgenommen wird.

Von der Beharrlichkeit des Löwens in der Verfolgung seiner Beute, und von der Klugheit desselben, erzählt Barrow folgenden Vorfall: Ein Namaaqua Hottentotte, dessen Vaterland gegen achtzig Stunden vom

Cap entfernt ist, hütete das Vieh seines Herrn. Er wollte es in die Tränke treiben, allein vergeblich gab er sich alle Mühe, es nach einem Teiche mit Wasser hin zu bringen, der zwischen zwei Felsenreihen eingeschlossen lag; als er nachsah, was die Ursache der Widerspenstigkeit seiner Heerde sey, entdeckte er einen ungeheuren Löwen, der mitten im Teiche lag. Ueber den unerwarteten Anblick eines solchen Raubthieres erschrocken, das seine Augen stier auf ihn gerichtet zu haben schien, ergriff er sogleich die Flucht, und ließ seine Heerde selbst für ihre Sicherheit sorgen. Doch hatte er bei seiner Flucht so viel Gegenwart des Geistes, daß er mitten durch die Heerde hindurch lief, weil er den Schluß machte, der Löwe, wenn er ihn ja verfolgen sollte, werde doch eher das erste beste Thier anpacken, das ihm in den Weg käme, als ihm selbst nachsetzen. Allein hierin irrte er sich. Der Löwe brach durch die Heerde hindurch, und folgte dem Hottentotten geraden Weges nach; als dieser sich daher umdrehete, und sah, daß das Ungeheuer ihn zur Beute auserlesen hatte, sprang er athemlos und halb todt vor Schrecken auf einen Baum, in dessen Stamm glücklicher Weise etliche Stufen gehauen waren. Aber ein noch größeres Glück für ihn war es, daß er zu einigen Vogelnestern gelangte, die sich in den Zweigen befanden: denn in demselben Augenblicke that der Löwe einen Sprung nach ihm, allein er verfehlte sein Ziel und fiel zu Boden. In mürrischem Schweigen ging er um den Baum herum, und warf bisweilen einen fürchterlichen Blick nach dem armen Hottentotten hinauf, der sich hinter die Nester verkrochen hatte. Man muß wissen, daß es in diesem Theile von Afrika einen kleinen Vogel von

dem Loxiageschlechte giebt, der mit Andern seiner Art in einem Zustande von Gesellschaft lebt, und mit ihnen eine ganze Republik von Nestern in einem Klumpen und unter einer Decke zusammen bauet. Bisweilen nimmt ein solcher Nesterklumpen einen Raum von zehn Fuß im Durchmesser ein, und in demselben halten sich mehrere hundert Vögel auf. Hinter ein solches Gebäude versteckte sich der Hottentotte, und nachdem er sich hier lange ruhig und still verhalten hatte, wagte er endlich hinter dem Neste hervorzuguken, weil er hofte, der Löwe werde seinen Abzug genommen haben; allein zu seinem großen Schrecken und Erstaunen fielen seine Blicke dem Löwen gerade in die Augen, die nach seinem eigenen Ausdrucke Feuer und Flammen auf ihn sprühten. Kurz der Löwe hatte sich unten an den Baum hingelegt, und ging vier und zwanzig Stunden lang nicht von der Stelle. Nach Verfluß dieser Zeit aber mochte ihn der Durst plagen, und er lief nach einer Quelle hin, die etwas davon lag, um seinen Durst zu stillen. Nunmehro stieg der Hottentotte zitternd vom Baume herab, und eilte so schnell nach Hause, als ihn die Füße tragen wollten. Er langte glücklich in seiner Wohnung an, die etwa eine englische Meile davon entfernt lag. Die Hartnäckigkeit des Löwens war so groß, daß er nachher wieder nach dem Baume zurückgekehrt zu seyn scheint, und als er den Hottentotten nicht mehr hier gefunden hatte, so war er ihm vermittelst des Geruchs bis dreihundert Schritte von dem Hause nachgelaufen.

Es scheint wirklich gegründet zu seyn, daß der Löwe das Fleisch des Hottentotten jedem andern Fleische vorzieht. Er hat denselben oft unter einer Parthie Holländer heraus-

geholt. Da die leztern mit Kleidern bedeckt sind, der Hottentotte aber insgemein nakt geht, so ist dies vielleicht die Ursache davon. Nächst dem Hottentotten scheint das Pferd seine Lieblingsspeise zu seyn, an Schaafe aber sezte er selten seine Klaue; dies rührt vielleicht von ihrer wolligen Bedeckung her, die er abzuziehen zu faul ist.

Als sich Levaillant in Afrika aufhielt, und in der Gegend des Orangeflusses reiste, fand er eine Horde Namaaqua = Hottentotten, in deren Nähe sich seit einiger Zeit ein Löwe und eine Löwin in einem sehr dicken Gebüsche befanden. Vergebens hatte man sich bemüht, sie daraus zu vertreiben, die wilden Thiere hatten sich demohngeachtet in ihrem Besitze behauptet. Jede Nacht griffen sie nicht blos die Heerden, sondern sogar die Menschen an, und noch in der Nacht vor Levaillants Ankunft hatten sie einen Ochsen weggeholt. Der Befehlshaber bat daher Levaillant, ihn von diesen Ungeheuern zu befreien; Levaillant, willigte ein. Aus dem Umstande, daß die Löwen so hartnäckig in dem Dickigt blieben, schloß er, daß sie Junge haben müßten, und in diesem Falle war der Angriff sehr gefährlich. Denn wenn die Löwen genöthigt sind, ihre Jungen zu vertheidigen, so scheuen sie keine Gefahr, und sie würden sich einem ganzen Heere entgegen stürzen. Levaillant begann seinen Angriff gegen die Löwen, da aber kein Hottentotte in das Dickigt hineingehen wollte, um die Thiere herauszujagen, so kam er auf den Einfall, alle Ochsen der Heerde hineinzutreiben. Dies geschah auch wirklich, und durch vieles Stoßen und Schreien brachte man die Ochsen ins Dickigt. Allein es dauerte nicht lange, so merkten die Ochsen ihre Feinde durch den Geruch. Sie fuh-

ren daher mit Schrecken zurück, und stürzten auf ihre Treiber los; da man sie aber durch Schreien, durch Hunde und durch das Abfeuern von Gewehren wieder zurück trieb, so gingen sie wüthend aufs neue ins Dickigt, stießen einander und fingen schrecklich zu brüllen an.

Die Löwen wurden beim Anblicke der Gefahr wild, und drückten ihre Wuth durch die fürchterlichsten Töne aus. Man hörte sie nach und nach auf allen Seiten des Dickigts, ohne daß sie jedoch wagten herauszukommen. Man rückte aber immer näher, und ein Schuß streckte die Löwin zu Boden. Die jungen Löwen wurden unruhig, weil sie ihre Mutter nicht mehr sahen, und liefen brummend in dem ganzen Dickigt umher; der alte Löwe verdoppelte seine Wuth und sein Brüllen. Man sah ihn zwar auf einen Augenblick an dem Rande des Gesträuches mit flammenden Augen, mit gesträubter Mähne hervorkommen, und sich mit seinem Schwanze in die Seite schlagen, allein er war zu weit von den Jägern entfernt, als daß sie ihn hätten erreichen können. Endlich hatte er die Finsterniß der Nacht benuzt, und war mit seinen Jungen entflohen.

Wie Brue, ehemaliger Generaldirektor, erzählt, hat sogar eine Ziege einen Löwen besiegt. Er hatte nämlich einen vierjährigen, großen zahmen Löwen bei sich, als man eine Heerde Ziegen brachte, die eben gekauft worden war. Der Anblick dieses fürchterlichen Thieres setzte die Ziegen in ein solches Schrecken, daß alle, eine Einzige ausgenommen, davon liefen. Diese blieb stehen, sah den Löwen stier an, stampfte auf eine drohende Art mit dem Fuße auf die Erde, dann trat sie drei Schritte zurück, kehrte aber sogleich wieder um, und stieß den Löwen so stark mit

ihren Hörnern an die Stirne, daß er von dem Stoße ganz betäubt war. Die Ziege wiederholte diesen Stoß mehrmals, ehe sich der Löwe erholen konnte, und dieser gerieth in eine solche Furcht, daß er sich hinter seinen Herrn verbarg.

Die Beispiele, die man von der Dankbarkeit des Löwen erzählt, sind in der That auffallend und zu interessant, als daß wir nicht hier einige anführen sollten. In der Geschichte der Kreuzzüge (s. Archenholz Litteratur und Völkerkunde 6ter B. S. 38.) liest man, daß der Ritter Gottfried de la Tour, der den ersten Kreuzzug nach Palästina mit machte, plötzlich ein großes Jammergeschrei vernahm, als er eines Tages durch einen Wald ritt. In der Hoffnung, einem Unglücklichen beizustehen, eilte er schnell durch den Wald hin, allein wie groß war sein Erstaunen, als er einen Löwen erblickte, um dessen Leib sich eine große Schlange geschlungen hatte. Er hielt es für seine Pflicht, dem bedrängten Geschöpfe Hülfe zu leisten, sprang hinzu, und befreiete den Löwen durch einen Säbelhieb von seinen gefährlichen Banden. Von der Stunde an begleitete ihn dies Thier, folgte ihm allenthalben wie ein Hund nach, und äußerte seine natürliche Wildheit blos auf den Befehl des Ritters. Natürlicher Weise war ihm ein solcher Gefährte sehr lieb, allein nach Beendigung des Krieges, machte sich der Ritter zur Rückreise nach Europa bereit; gern hätte er seinen getreuen Löwen mitgenommen, allein kein Schiff wollte ihn aufnehmen, er mußte ihn also am Ufer zurücklassen. Der Löwe, der sich von seinem geliebten Herrn getrennt sah, fing erst an fürchterlich zu brüllen, darauf stürzte er sich ins Wasser, und schwamm dem Schiffe nach. Endlich verließen ihn seine

Kräfte, er sank, und die Wellen begruben dies dankbare Thier, das so sehr ein besseres Schicksal verdient hätte.

Einige Franzosen, die sich auf der Insel St. Louis im Senegal in Afrika aufhielten, hatten einen Löwen, den sie wegen seiner Schönheit nach Frankreich schicken wollten, allein ehe noch das Schiff abging, wurde er todtkrank. Man machte ihn von seinen Ketten los und schleppte ihn auf einen freien Platz. Hr. Compagnon, Verfasser einer Reise nach Bambuk, der von der Jagd kam, fand ihn in einem sehr kraftlosen Zustande, und flößte ihm aus Mitleid ein wenig Milch ein; hierdurch erholte sich der Löwe und wurde bald darauf wieder gesund. Von der Zeit an wurde dieses Thier so zahm, und faßte gegen seinen Wohlthäter eine solche Zuneigung, daß er ihm aus den Händen fraß, und ihm überall hin wie ein Hund mit einem Stricke um den Hals nachfolgte. (Neuer Schauplatz der Natur 5ter B.)

Am bekanntesten aber auch am auffallendsten ist die Geschichte mit dem Sklaven Androclus, der einem Löwen einen Dienst erwiesen hatte, wofür dieser wiederum dankbar war. Bei einem der Schauspiele, die man in Rom gab, wo die Missethäter mit wilden Thieren kämpfen mußten, war besonders ein Löwe wegen seiner außerordentlichen Größe und Wildheit merkwürdig und furchtbar. Als derselbe aber Androclus erblickte, der zu seinem Opfer bestimmt war, verwandelte sich auf einmal sein ganzes Wesen; er wedelte vor ihm mit dem Schwanze, wie ein Hund vor seinem Herrn, und leckte ihm sanft Hände und Beine. Der Unglückliche erholte sich durch diese Freundlichkeit des Löwens von seinem Ent-

setzen wieder, und als er wieder völlig zu sich gekommen war, erkannte er den Löwen und beide machten sich Liebkosungen. Dieser Auftritt setzte alle Zuschauer in Erstaunen, auch der Kaiser wurde aufmerksam und ließ den Unglücklichen zu sich rufen, und fragte ihn, wie er hieße und wie er sich vor diesem wilden Thiere habe retten können. „Ich bin ein Sklave," erwiederte er, „und heisse Androclus. Als mein Herr Proconsul in Afrika war, behandelte er mich sehr hart und grausam. Ich entfloh, und da das ganze Land unter seiner Vormäßigkeit stand, so begab ich mich tief nach Libyen, und war fest entschlossen, lieber alles zu ertragen, als wieder zu meinem Herrn zurückzukehren. Mitten in der größten Mittagshitze entdeckte ich eine Höhle, ich ging hinein, um Schutz gegen die Sonne zu suchen. Noch war ich nicht lange darin gewesen, so sah ich diesen Löwen hereinkommen, und sein starkes Schreien brachte mich auf die Vermuthung, daß er vielleicht verwundet sey. Ich verkroch mich in den dunkelsten Winkel seiner Höhle, und glaubte mich schon verlohren, allein der Löwe kam mir nach und näherte sich mir, aber nicht in einer drohenden, sondern vielmehr in einer bittenden Stellung, und hielt mir seinen Fuß entgegen, in den er einen großen Dorn getreten hatte. Ich zog denselben heraus, und durch die Geduld, die das Thier bewies, muthig gemacht, drückte ich den Eiter aus der Wunde, reinigte sie so gut ich konnte, und brachte sie so weit, daß sie heilte. Der Löwe fand Erleichterung, legte sich mit dem Fuße in meiner Hand nieder, und schlief ein. Seit der Zeit habe ich drei Jahre mit ihm in seiner Höhle verlebt, und von seinen Speisen gegessen. Der Löwe ging auf die Jagd aus

und brachte mir jedesmal ein Stück von den Thieren mit, die er erlegt hatte. Aus Mangel an Feuer dörrte ich das Fleisch in der Sonne. Endlich aber war ich diese Art zu leben überdrüßig, und verließ einst die Höhle, als der Löwe auf der Jagd war. Kaum war ich drei Tagereisen von meinem bisherigen Aufenthaltsorte weg, so entdeckten mich Soldaten und nahmen mich gefangen, worauf man mich aus Afrika nach Rom schickte, und mich meinem Herrn übergab. Derselbe verurtheilte mich zum Tode, den ich hier im Circus zu finden glaubte. Ohnstreitig ist der Löwe kurze Zeit nach meiner Trennung von ihm auch gefangen worden, und da er mich hier ansichtig wird, erkennt er mich wieder und vergilt mir den Dienst, den ich ihm erwiesen habe.“ Das versammelte Volk, das diese Begebenheit erfuhr, bat mit großem Geschrei um Androclus Leben und Freiheit; er erhielt beides so wie auch den Löwen geschenkt, den er nachher auf den Straßen Roms mit sich herumführte.

Mehrere neuere Reisende z. B. Barrow haben zwar die Großmuth des Löwen neuerlich bezweifelt, und ihren Zweifel mit Beispielen belegt, allein es giebt doch auch nicht wenige Thatsachen, die für seinen edlen Charakter zu sprechen scheinen, und wenn die folgende Erzählung auch nicht gerade seine Großmuth beweist, so erscheint der Löwe doch dabei in einem vortreflichen Lichte. In der Gegend von Podhor in Afrika, sagt Lamiral (s. Golberrys Reisen 2 B. 342. t. Ueb.) sah ich ein merkwürdiges Schauspiel. Am Rande eines Waldes in der Nähe eines Flußufers befand sich ein sehr großes wildes Schwein (Engalla genannt); es wurde von einem Löwen und einer Löwin be-

merkt, die sich in einiger Entfernung davon befanden. Die Löwin sprang sogleich mit außerordentlicher Schnelligkeit herbei, und fiel wüthend über das wilde Schwein her, das sie an der Gurgel faßte, gewaltig schüttelte und mit ihrem Schwanze dichtig ~~in die~~ Dünne der Seiten schlug. Während dieses Kampfes, der etwa fünf Minuten dauerte, nahete sich der Löwe ganz langsam, setzte sich auf den Hintern, und machte den ruhigen und gleichgültigen Zuschauer. Endlich unterlag das wilde Schwein; dabei stieß es noch ein schreckliches Geschrei aus und heulte fürchterlich. Als das Thier todt war, ging auch der Löwe, aber ganz langsam zu seiner Gefährtin hin, um mit ihr die Beute zu theilen und zu verzehren.“ Dieser Zug scheint die Meinung zu bestätigen, daß der Löwe immer allein kämpft, und daß sich nie weder zwei noch drei gegen ein Thier vereinigen.

Wenn man die natürliche Gemüthsart dieses fürchterlichen Thieres nicht kennt, so geräth man in ein großes Schrecken, wenn man sieht, wie die Wärter der wilden Thiere mit dem Löwen spielen, ihm die Zunge heraus langen, und ihn bisweilen ohne alle Ursache züchtigen. Dies alles scheint er mit der größten Gelassenheit zu ertragen, und die Beispiele, daß er sich wegen solcher unverdienter Beleidigungen gerächt hätte, sind selten. Doch sind die Folgen schrecklich, wenn er in Zorn geräth. Nach Labats Erzählung hatte ein Herr einen Löwen in seinem Zimmer, den ein Bedienter warten und pflegen mußte; dieser theilte ihm oft Prügel und Liebkosungen unter einander aus. Dies unzweckmäßige Verfahren setzte er eine Zeit lang fort, bis eines Morgens der Herr durch einen Lerm in seinem Zimmer aufgeweckt wurde, den er sich anfänglich nicht

erklären konnte. Er zog daher die Vorhänge auf und sah ein schreckliches Schauspiel: der Löwe brummte beim Kopfe des Bedienten herum, den er vom Leibe getrennt hatte, und in der Stube herumstieß. Er lief sogleich in das nächste Zimmer, rufte seine Leute herbei und setzte den Löwen außer Stand, mehr Unheil anzurichten. Doch dies einzelne Beispiel beweist nichts gegen die Menge von Thatsachen, welche das Gegentheil lehren, und ihn als ein sanftes und gehorsames Thier darstellen. Man zieht den Löwen öfters unter Hausthieren auf, und sieht ihn ganz freundschaftlich mit ihnen herumspielen; und wenn er ja einmal wüthend wird, so läßt er seine Wuth selten an seinem Wohlthäter aus.

Folgende Beispiele beweisen die Zuneigung und die Dankbarkeit des Löwens hinlänglich.

Unter der Regierung Jacobs I, (Königs von England), erhielt Heinrich Archer, ein Uhrmacher in Marokko zwei junge Löwen, die man nicht lange vorher einer Löwin am Berge Atlas weggenommen hatte. Sie bestanden in einem Männchen und einem Weibchen, und waren bis zum Tode des Leztern in dem Garten des Kaisers beisammen geblieben. Archer nahm das Männchen in sein Schlafzimmer, wo es so lange blieb, bis es so groß als ein großer Bullenbeißer war; es war völlig zahm und lenksam. Als er nach England zurückkehren wollte, gab er es, obschon ungern, einem Kaufmann aus Marseille, der es dem König von Frankreich schenkte, von dem es an den König von England kam, und sieben Jahre lang im Tower blieb. Ein gewisser Bull, der bei Archer gedient hatte, ging einstmals mit einigen Freunden in den Tower,

um daselbst die Thiere zu besehen. Der Löwe erkannte ihn augenblicklich, und gab durch seine weinende Stimme und durch andere Bewegung, durch die er ihn einlud, näher zu kommen, seine Freude deutlich über die Zusammenkunft mit einem alten Freunde zu erkennen. Bull war nicht weniger erfreuet darüber, und befahl dem Wärter, die Thüre zu öffnen und ging hinein. Der Löwe sprang wie ein Hund an ihm hinauf, belekte seine Füße, Hände und sein Gesicht, und hüpfte und sprang zum Erstaunen der Zuschauer um ihn herum. Als Bull den Ort verließ, brüllte der Löwe laut und schüttelte vor Wuth und Traurigkeit seinen Käfig, und weigerte sich vier Tage lang, Nahrung zu sich zu nehmen. (Smiths Reisen in Churchills Sammlung II. B. S. 495.)

Ein ähnliches Beispiel von der Erinnerung und Anhänglichkeit des Löwens trug sich erst vor einigen Jahren zu. Dieser Löwe gehörte der Herzogin von Hamilton, und der Vorfall wird von Hr. Hope (in s. Gedanken in Prosa und Versen 1782.) folgendermaßen erzählt: „ich hatte eines Tages die Ehre, bei der Herzogin von Hamilton zu speisen. Nach Tische ging die Gesellschaft in den Hof, wo die Herzogin einen Löwen hatte, um ihn füttern zu sehen. Während wir so da standen, uns über seine Wildheit wunderten und mit Stöcken nach ihm schlugen, daß er seine Beute fahren lassen und auf uns loskommen möchte, kam der Thürsteher und meldete der Herzogin, daß ein Sergeant mit einigen Rekruten draußen stehe, und gern den Löwen sehen wolle. Die Herzogin bat die Gesellschaft hierzu um Erlaubniß, und äußerte zugleich dabei, daß wir den Löwen füttern sehen würden. Man ließ den

Sergeant gerade in dem Augenblicke herein, als der Löwe bei seinem Futter brummte. Der Sergeant ging auf den Behälter des Löwen los, und rief: „Nero! Nero! armer Nero! kennst du mich nicht mehr?“ Das Thier drehte augenblicklich den Kopf um, und sah ihn an: dann stand es auf, verließ sein Futter, und kam mit dem Schwanze wedelnd an den Rand seines Behälters; der Mann legte seine Hand auf dasselbe, und schlug es sanft: zugleich erzählte er uns, daß es nunmehro drei Jahre wären, daß sie einander nicht gesehen hätten, und daß ihm auf der Ueberfahrt von Gibraltar nach England die Wartung des Löwens anvertrauet gewesen sey. Zugleich äußerte er seine Freude, daß ihn das Thier wieder erkenne und so viele Dankbarkeit bewiese. Der Löwe schien sich auch über das Wiedersehen seines Wohlthäters zu freuen, ging hin und her, rieb sich an der Stelle, wo sein Wohlthäter stand und leckte diesem die Hand, wenn er sie ihm hin hielt. Der Sergeant wollte in den Behälter hineingehen, allein die Gesellschaft gab dies nicht zu, weil sie dem Löwen nicht ganz trauete.

Vor etwan fünf Jahren brachte der Bürger Felix zwei Löwen, ein Männchen und ein Weibchen, in die Nationalmenagerie zu Paris; gegen den Anfang des Juni wurde Felix krank, und da er die Thiere nicht ferner warten konnte, so übernahm ein Anderer dies Geschäft. Das Männchen war von dem Augenblicke an traurig, und blieb einsam in einem Winkel seines Behälters sitzen, und wollte durchaus nichts von dem Fremdlinge annehmen; die Gegenwart desselben war ihm sogar verhaßt, und er drohete ihm oft durch sein Brüllen. Ja selbst die Gesellschaft des

Weibchens schien ihm zu mißfallen, er erwies ihm gar keine Aufmerksamkeit. Man glaubte, das Thier sey krank, niemand aber wagte sich an dasselbe hinan. Endlich wurde Felix wieder gesund, und schlich sich sachte nach dem Behälter hin, um den Löwen zu überraschen, und ließ sich blos durch die Gitterpfähle sehen; der Löwe machte augenblicklich einen Sprung, sprang an den Gitter hinauf, schlug ihn sanft mit seinen Tatzen, beleckte ihm die Hände und das Gesicht und zitterte vor Freuden. Das Weibchen kam auch herbei gelaufen, allein der Löwe trieb es zurück, schien ärgerlich darüber, und da er fürchtete, es möchte irgend eine Gunstbezeugung von Felix erhalten, so schien sich ein Kampf zu entspinnen, Felix trat daher in den Käfig hinein, um Frieden zu stiften. Er liebkosete beide, und man sah ihn nachmals oft zwischen beiden stehen. Er hatte eine so große Gewalt über sie, daß wenn er sie trennen und in ihre Behälter sperren wollte, er nur die Worte, die dies ausdrückten, aussprechen durfte. Wenn er wünschte, daß sie sich niederlegen und Fremden ihre Tatzen oder Rachen zeigen möchten, so legten sie sich auf das geringste Zeichen auf den Rücken, hielten ihre Tatzen, Eine nach der Andern, in die Höhe, öfneten ihren Rachen, und erhielten dafür die Belohnung, daß sie ihm die Hand belecken durften. Diese Thiere waren damals sechstehalb Jahr alt.

Man hat den Löwen oft verächtlich Feinde verachten, und Beleidigung verzeihen gesehen, wenn er Gelegenheit hatte, sie zu bestrafen. Er hat oft denen das Leben geschenkt, die ihm zur Beute vorgeworfen wurden. Vor einigen Jahren that man einen Hund in den Behälter eines Löwens, der sich in dem Tower befand, damit er ihn

fressen sollte, allein der Löwe verschonte sein Leben, und sie lebten eine ziemliche Zeit in völliger Eintracht beisammen; beide schienen eine große Zuneigung zu einander gefaßt zu haben. Der Hund war manchmal so verwegen, daß er den Löwen anboll, und ihm das Futter, das ihnen vorgeworfen wurde, streitig machte, allein der Löwe ertrug dies alles geduldig, und ließ gewöhnlich den Hund so lange fressen, bis er satt war, ehe er seine Mahlzeit begann.

Man weiß, daß der Löwe seine Verfolger blos gezüchtigt, aber nicht umgebracht hat. Ein Hottentotte wurde auf diese Art von einem Löwen ins Gesicht gebissen, der darauf stolz davon ging. Ein Pachter lag eine Zeitlang unter einem Löwen, und erhielt mehrere starke Wunden, allein das Leben ließ ihm das Thier. Es ist aber zweifelhaft, ob diese Schonung gegen den Menschen ein Werk der Großmuth, oder der Laune und des Mangels an Appetit gewesen ist.

Tavernier erzählt, daß sich die Einwohner in einigen Theilen Ostindiens einer Art, Löwen zahm zu machen, bedienen, die nirgends anders wo im Gebrauche zu seyn scheint. Man bringt vier bis fünf solcher Thiere zusammen, und bindet sie mit den Hinterbeinen an Pfähle, und zwar jedes zwölf Schritte von dem Andern. Hierauf schlingt man jedem einen starken Strick um den Hals, den Leute halten, die hinter den Pfählen stehen. In der Fronte und zwar in einer Parallellinie mit den Thieren, doch aber in einer solchen Entfernung, daß sie nicht hinreichen können, wenn sie sich am Ende des Seiles befinden, womit sie an den Beinen fest gebunden sind, befindet sich ein an-

deres Seil, an dem mehrere Leute stehen, die sie unaufhörlich vexiren, indem sie Steine und Stücke Holz nach ihnen werfen. Die Löwen springen, über diese Beleidigung erbittert, wüthend auf die Leute los, wo sie alsdann der Mann, der die Seile hält, die um ihren Hals geschlungen sind, rückwärts zieht. Auf diese Art werden sie nach und nach zahm.

Browne erzählt (siehe d. Reisen in Afrika, Aegypten und Syrien t. Ueb. Leipz. und Gera 1800.) daß er bei seinem Aufenthalte in Darfur zwei Löwen gekauft habe, wovon der Eine erst vier Monate alt war, als er ihn erhielt. Da er wenig andere Beschäftigungen hatte, so hatte er dies Thier nach und nach so zahm gemacht, daß es beinahe wie ein Hund gewöhnt war. Es bekösstigte sich selbst zweimal wöchentlich mit den Ueberbleibseln, die die Fleischer wegwarfen, und dann schlief es gewöhnlich mehrere Stunden hinter einander. Wann man ihnen Futter gab, wurden sie wüthend auf einander. Dies war auch der Fall gegen jedermann, der ihnen etwan zu nahe kam. Ob schon beide männlichen Geschlechts waren, so wurden sie doch blos beim Fressen mit einander uneinig; sonst verriethen sie auch keine Wildheit gegen den Menschen. Selbst Lämmer ließen sie ungestört vor sich vorbeigehen. Der Sultan von Darfur hatte auch zwei zahme Löwen, die allemal mit ihrem Aufseher auf den Markt gingen, um da zu fressen.

Das Brüllen des Löwen gleicht, wenn er auf Beute ausgeht, dem entfernten Donner, und wenn es an den Felsen und Bergen wiederhallt, so setzt es das ganze Thierreich in Schrecken, und jagt die Thiere in die Flucht.

Der Löwe soll gewöhnlich auf einmal so viel fressen, daß er es zwei bis drei Tage hinter einander ohne Futter aushalten kann: wenn er sich satt gefressen hat, so soll er sich in seine Grube zurückziehen, die er selten verläßt, außer wenn er auf Beute ausgeht. Er hat so starke Zähne, daß er die Knochen sehr leicht zerbricht; oft schlingt er sie auch mit dem Fleische hinunter.

Der Tiger. Felis tigris. Lin. Tigre. Buffon.

Der Tiger ist in Asien zu Hause, und man trift ihn gegen Norden bis nach China und nach der chinesischen Tartarei hin an; vorzüglich aber findet man ihn in Indien und auf den indischen Inseln. Er ist gewöhnlich nicht ganz so groß als der Löwe. Allein er ist das Wildeste, aber auch das Schönste unter den vierfüßigen Thieren. Er ist von Natur äußerst wüthend und blutgierig, und er verschont kein Thier. Der Löwe und Tiger kämpfen bisweilen so wüthend mit einander, daß sie oft lieber beide todt niederstürzen, als den Kampf aufgeben.

In den Ländern, wo er zu Hause ist, richtet er unter den Heerden schreckliche Verheerungen an, und läßt sich weder durch die Gegenwart noch durch den Widerstand der Menschen davon abschrecken. Stört man ihn bei seinem Raube nicht, so fährt er mit dem Kopfe in den Leib des Thieres hinein, und saugt das Blut in vollen Zügen heraus, das gemeiniglich noch nicht zur Stillung seines Durstes hinreichend ist.

Er besitzt eine außerordentliche Stärke und Muskelkraft. Ein Bauer in Ostindien hatte einen Büffel, der in ein Sumpfloch gefallen war, und während er fortging, um Hülfe zu holen, stellte sich ein großer Tiger ein, der das Thier sogleich herauszog, das mehrere Menschen durch ihre vereinten Kräfte nicht hatten herausbringen können. Als der Bauer wieder zurück kam, war das Erste, was er zu Gesichte bekam, der Tiger mit dem Büffel auf den Schultern, der diesen, mit den Beinen aufwärts, gerade nach seiner Grube tragen wollte. Sobald er aber die Menschen erblickte, ließ er seine Beute fallen, und floh in den Wald; den Büffel hatte er aber schon getödtet und sein Blut ausgesogen. Hierbei muß man bemerken, daß es ostindische Büffel giebt, die über tausend Pfund wiegen. Hieraus kann man einen Schluß auf die Stärke eines Thieres machen, das mit Leichtigkeit solche große Lasten fortträgt.

Der Tiger aber ist nicht allein stark, sondern er scheint auch listig zu seyn. Dellon (s. Histoire des Voyages) unterhielt auf dem französischen Comtoir zu Tilsceri einige Monate einen Tiger. Ob derselbe gleich an einer starken Kette lag, so entkam er doch zweimal. Das erstemal erhaschte man ihn wieder, allein das zweitemal konnte man ihn nicht wieder bekommen; indessen hielt er sich lange in der Gegend des Comtoirs im Verborgenen auf, und richtete schreckliche Verheerungen an. Als er noch an der Kette lag, übte er die List aus, daß er einen Theil des Reißes, den man ihm zu fressen vorsetzte, so weit herumstreuete, als er nur konnte. Hierdurch lockte er die Hühner und Enten herbei, und that als wenn er schliefe, damit sie näher zu ihm herankommen möchten. War ihm dieß gelungen, so

schoß er pfeilschnell auf sie los, und erwürgte einige davon.

Wegen der Ueberschwemmungen, denen Malacca ausgesetzt ist, nehmen die Einwohner ihre Zuflucht oft auf Bäume, wo sie auch die Nacht über schlafen. Sind diese etwan niedrig, so werden sie da von den Tigern durch einen einzigen Sprung herabgeholt. Es giebt mehrere Arten von Tiger. Die Eine, die sehr gefährlich ist, hat die Größe eines Kalbes, und ist so kühn und stark, daß sie alle Menschen, die sie antrift, anfällt, und sie, wenn sie nicht bewafnet sind, umbringt. Mit der Gewalt verbindet sie zugleich List, und geht daher gemeiniglich blos des Nachts auf Raub aus. Um diese Zeit bricht sie unerschrocken in die hölzernen Häuser der Indianer ein, schleppt alle lebendige Geschöpfe, die sie erhaschen kann, mit sich fort, und bringt sie ums Leben. Die zweite Art von Tiger heißt der königliche Tiger, und hat die Größe eines Pferdes. Diese ist die allergefährlichste; und man kann in den Gegenden, wo sie sich aufhält, nicht ohne Gesellschaft und ohne Schießgewehr reisen. Für einen guten Schützen sind sie nicht schwer zu treffen, allein derjenige, der nicht im Schießen geübt ist, thut besser, wenn er blos in die Luft schießt, weil die Tiger dadurch erschreckt werden und die Flucht ergreifen: erhalten sie hingegen nur eine kleine Wunde, so werden sie rasend und stürzen über alles her, was ihnen in den Weg kommt.

Es ist bemerkenswerth, sagt Ives in seiner Reise nach Indien 1 Th. t. Ueb. S. 112, daß der Löwe niemals ein Thier eher frißt, als bis es todt ist; da hingegen der Tiger seine Beute, wenn sie noch lebt, in Stücken zer-

reißt und an ihrer Quaal Vergnügen zu finden scheint. Ein todtes Pferd und Schaaf rührt er gar nicht an. Fällt ein Tiger mit seinem Weibchen und Jungen in eine Heerde Vieh oder Schaafe ein, so richtet er allemal eine ungeheure Verheerung unter ihnen an; denn da sie blos das Blut aussaugen, und Einigen die Gedärme ausreissen, so weiß man, daß sie oft in einer Nacht wohl vierzig Schaafe getödtet haben. Sie pflegen sich gemeiniglich hinter einen dicken Busch in einem eingeschlossenen Stücke Landes zu verbergen, und springen da auf Menschen und Thiere, die vorbeigehen, mit außerordentlicher Wuth los. Thevenot behauptet, daß „wenn ein Mensch gerade stände, und nicht das geringste Zeichen der Furcht blicken ließe, weder Löwe noch Tiger ihn anzurühren wagten.“ Diese Behauptung aber scheint sehr unwahrscheinlich zu seyn, allein so viel ist gewiß, daß der Tiger unter zehn Menschen, die mit einander in Gesellschaft reisen, eine einzelne Person aussucht und herausholt. Auch greift er lieber einen schwarzen als einen weißen Menschen an.

Tachard erzählt in seiner Reise nach Siam, daß er ein Gefecht zwischen mehrern Elephanten und einem Tiger mit angesehen habe, wozu man einen besondern Platz eingerichtet hatte. Sobald sich die Zuschauer versammelt hatten, begann der Kampf. Man ließ den Tiger nicht los, sondern hielt ihn an Stricken gefesselt, ein Elephant näherte sich ihm, und gab ihm zwei bis drei Schläge mit dem Rüssel auf den Rücken. Der Tiger kam dadurch ganz außer Fassung, und streckte sich eine Zeitlang ohne alle Bewegung und wie todt darnieder. Hierauf ließ man ihn los, weil sich seine Wuth schon ziemlich gemäßigt hatte; sogleich

erhob er ein fürchterliches Geschrei und wollte auf den Rüssel des Elephanten springen. Der Elephant näherte sich ihm nochmals, und als der Tiger den Sprung thun wollte, fing ihn der Elephant mit dem Rüssel auf, und warf ihn in die Höhe. Hierdurch wurde der Tiger so betäubt, daß er sich seinem Feinde nicht mehr nähern wollte, sondern an den Pallisaden zu entkommen suchte. Man ließ hierauf noch drei andere Elephanten auf ihn los, die ihm wechselsweise so schreckliche Stöße und Schläge versetzten, daß er sich noch einmal ausstreckte und den Todten spielte. Hätte man hier das Gefecht nicht geendigt, so würde er ohnstreitig getödtet worden seyn.

Auch d'Obsonville wohnte in Hyder Alis Lager einem furchtbaren Kampfe zwischen einem Tiger und einem Elephanten bei. Der Tiger hatte noch nicht seine völlige Stärke erlangt, indem er nicht über vier Fuß hoch zu seyn schien. Man brachte ihn auf den Kampfplatz, und er wurde mit einer Kette an einen Pfahl befestigt, um den er sich frei herumdrehen konnte. Auf der andern Seite brachte ein Kornak einen starken, gut abgerichteten Elephanten her. Der Schauplatz war von drei Reihen Lanzenträgern umringt. Anfänglich war der Kampf wüthend, allein obschon der Elephant zwei tiefe Wunden erhalten hatte, so trug er doch den Sieg davon. Aus einem so ungleichen Kampfe kann man aber gar nicht schließen, daß sich der Tiger nicht anders benommen haben würde, wenn er frei und völlig ausgewachsen gewesen wäre. D'Obsonville bemerkt, daß, ob sich schon vier bis fünf Elephanten nicht vor einer noch größern Anzahl Tiger zu fürchten brauchen, er doch glaube, daß ein einzelner Tiger einen einzelnen Elephanten sicherlich überwinde.

Man erzählt, vielleicht aber ohne Grund, daß sich der Tiger mit dem Crocodil in einen Kampf einlasse. Wenn jener ans Wasser geht, um seinen Durst zu löschen, so hebt dieses den Kopf aus dem Wasser heraus, um den Tiger eben so wie andere Thiere, die ihm zu nahe kommen, zu haschen. Wenn dies geschieht, so fährt ihm der Tiger mit seinen Klauen in die Augen, welche der einzige verwundbare Theil sind, den er erreichen kann. Das Crocodil taucht nunmehro sogleich unter, und zieht den Tiger mit hinab; auf diese Art kommen oft beide um.

Wenn man den Tiger jung fängt, so ist er, wenigstens eine kurze Zeit, bis er größer wird und seine Wildheit eintritt, zahm und thut seinen Wärtern nichts zu Leide.

Vor eben nicht langer Zeit brachte man einen schönen Tiger aus China in einem ostindischen Fahrzeuge mit nach England; der Tiger war zehn Monate alt, und so weit zahm, daß er mit den Leuten am Bord sehr vertraut lebte. Er schien ein ganz harmloses Geschöpf und so lustig und munter, wie eine junge Katze zu seyn. Er schlief öfters bei den Matrosen in ihren Hängematten, und zwei bis drei durften ihren Kopf auf seinen Rücken wie auf ein Kopfkissen legen, während er ausgestreckt auf dem Verdecke lag. Dafür stahl er ihnen aber auch bisweilen ihre Mahlzeiten weg. Als er einstmals dem Zimmermanne ein Stück Rindfleisch genommen hatte, so lief ihm dieser nach, zog es ihm aus dem Munde und gab ihm mehrere Schläge. Diese Strafe litt er so geduldig, wie ein Hund. Er lief öfters auf den Mastbaum hinauf, kletterte auf dem Schiffe wie eine Katze herum, und nahm mit einer erstaunlichen Geschicklichkeit eine Menge lächerlicher Streiche vor. Am Bord befand sich

auch ein Hund, mit dem er oft auf die lustigste Weise spielte. Dies Thier kam aufs Schiff, als es blos einen Monat oder sechs Wochen alt war, und als es in England anlangte, war es noch kein Jahr alt; es ist aber sehr unwahrscheinlich, daß es so unschädlich geblieben seyn würde, sobald es völlig ausgewachsen wäre. D'Obsonville scheint jedoch der Meinung zu seyn, daß der Tiger sich einigermaßen erziehen und zähmen lasse, ob es schon nicht eben wahrscheinlich ist.

Wenn der Tiger auf eine Beute lossspringt, so soll er ein ganz fürchterliches und häßliches Geschrei machen; auch soll er wie der Löwe sein Unternehmen aufgeben, sobald ihm der erste Versuch mißlingt. Das Menschenfleisch scheint er jeder andern Beute vorzuziehen, wenn er dergleichen haben kann; selten aber macht er einen offenen Angriff auf ein Thier, das ihm Widerstand zu leisten im Stande ist.

Im Anfange des vorigen Jahrhunderts saß einstmals, wie Pennant erzählt, eine Gesellschaft im Schatten einiger Bäume an den Ufern eines Flusses in Bengalen; ein Tiger überraschte sie hier, und wollte eben den Unglückssprung thun, als ein Frauenzimmer mit einer fast beispiellosen Geistesgegenwart dem Thiere einen Sonnenschirm vors Gesicht hielt. Der Tiger entfernte sich sogleich und die Gesellschaft erhielt Zeit, einem so furchtbaren Nachbar aus dem Wege zu gehen.

Eine andere Gesellschaft war nicht so glücklich; ein Tiger überfiel sie mitten unter Gesprächen, und trug Einen aus ihrer Gesellschaft fort. Dieses Unglück ereignete sich im Jahre 1792, und betraf Hr. Monro. „Wir stiegen," sagt der Erzähler, „auf der Insel Sangar

ans Ufer, um Wildpret zu schießen, wovon wir zahllose Heerden, so wie auch Tiger sahen. Wir setzten unsere Jagd bis gegen drei Uhr fort, worauf wir uns an der Seite eines Gebüsches niederließen, um auszuruhen; hier vernahmen wir ein Brüllen, das dem Donner glich, und ein ungeheuerer Tiger fiel sogleich über unsern unglücklichen Freund her, packte ihn und lief mit ihm in das Gebüsch zurück, und als er ihn durch die dicksten Gebüsche und zwischen den Bäumen hintrug, so gab alles, was ihm in den Weg kam, seiner ungeheuern Stärke nach. Eine Tigerin gesellte sich zu ihm und folgte ihm nach. Wir alle waren vor Schrecken, Angst und Furcht ganz außer uns. Ich schoß auf den Tiger; er schien beunruhigt zu werden; meine Gefährten schossen ebenfalls, und einige Augenblicke darauf kam unser unglücklicher Freund wieder bei uns an, und war ganz im Blute gebadet. Alle ärztliche Hülfe war vergeblich, nach vier und zwanzig Stunden gab er seinen Geist auf; die Wunden, die ihm der Tiger mit seinen Klauen und Zähnen versetzt hatte, waren zu tief, als daß man sich mit seiner Wiederherstellung schmeicheln konnte. Wir machten gerade ein großes Feuer an, als dieser Unfall geschah, indem wir zehn bis zwölf ganze Stämme anbrannten; die Anzahl der Eingebornen, die sich bei uns befanden, bestand in zehn und mehrern Personen, und dennoch ließ sich der Tiger nicht abhalten. Kaum waren wir mit unserm Fahrzeug von dem Unglücksufer abgefahren, so kam auch die Tigerin wieder zum Vorschein, und war ganz toll vor Wuth. Sie blieb auf dem Strande stehen, so lange wir sie sehen konnten."

An den Grenzen der Tartarei sind die Tiger sehr zahlreich, und auf den gegen Norden gelegenen Straßen sieht

man Hunderte von Reisenden beisammen, die Laternen vor sich hertragen lassen, um sich gegen diese Raubthiere zu schützen. In einigen Gegenden Indiens richten sie besonders viel Unheil unter den Holzhauern und solchen Leuten an, die in den Wäldern zu thun haben. Ja! es ist sogar der Fall gewesen, daß sie nach den Fahrzeugen hingeschwommen sind, die nicht weit vom Ufer vor Anker lagen, und die Menschen daraus weggehascht haben. In Java fürchtet man sich sehr vor ihnen, weil sie oft reisende Javaner anfallen und wegtragen; wenn daher ein Großer im Lande herumreist, so hat er Leute bei sich, die beständig in eine Art von kleinen französischen Hörnern blasen, deren gellender Ton sie augenblicklich verscheucht. Bei den morgenländischen Fürsten ist die Tigerjagd ein Lieblingsvergnügen, ob schon viel Gefahr dabei ist.

Das Tigerweibchen wirft im Frühjahr drei bis vier Junge; es scheinen aber viele davon nicht fortzukommen. Bisweilen wagen es auch kühne Menschen, dem Weibchen seine Jungen zu rauben, welches aber ein gefährliches Unternehmen ist. Man muß die Zeit abpassen, wenn die Mutter ausgegangen ist, sonst richtet man nichts aus. Kommt die Mutter nach dem Lager zurück und vermißt die Jungen, so verfolgt sie eilends und voller Wuth die Spur des Räubers. Dieser pflegt gemeiniglich, wenn der Weg, den er zu gehen hat, weit ist, und er nicht sobald in Sicherheit kommen kann, Eines von den Jungen unterweges niederzusetzen. Die Mutter, die ihre Jungen sehr liebt, trägt es sogleich an einen sichern Ort, ehe sie dem Räuber weiter nachfolgt. Dieser erhält dadurch Zeit, der Gefahr zu entgehen. Oft verfolgt die Mutter den Räuber ihrer Jungen

in der Wuth bis an die Thore der Städte oder bis an seine Wohnung. Ist alle ihre Mühe, die Jungen wieder zu bekommen, vergeblich, so erhebt sie ein fürchterliches Geschrei, und gebehrdet sich schrecklich. Nicht selten aber erreicht sie auch den Räuber, und dann ist es um sein Leben geschehen.

Ende des ersten Bandes.

Nachstehende

Bücher

zum

Unterricht in der Erdbeschreibung

und

Völkerkunde

sind

im Industrie-Comptoir und in der Baumgärtnerischen Buchhandlung herausgekommen, und um die beigesetzten Preise zu haben.

Abbildungen merkwürdiger Gegenstände aus der Erdbeschreibung, zum Unterricht und zum Vergnügen der Jugend. Mit einer kurzen Erklärung. 4 Hefte in quer Folio. à 1 Rth.

Chinesen, Gebräuche und Kleidung derselben, dargestellt in bunten Gemälden von dem Mahler Pu-Qua in Canton; — als Supplement zu Macartneys und Braams Reisen. Mit deutsch und französisch abgefaßtem Text; nach dem Englischen bis zum 7ten Heft vom Prof. Grohmann, von da bis zum Schluß mit der Vorrede von dem Rechtsconsulenten Hempel herausgegeben. 12 Hefte mit 60 kolor. Kpf. in gr. 4to; jeder Heft 2 Rth. kpl. 24 Thlr.

Dieses kostbare und elegante Kupferwerk enthält in jedem Hefte 5 also zusammen 60 Abbildungen, nach den Originalgemälden treu gezeichnet. Es sind darauf Standespersonen und fast alle Klassen von Künstlern, Handwerkern und Handarbeitern dargestellt. Es enthält also Beyträge zur Cultur und Menschengeschichte eines interessanten und doch noch nicht zu sehr bekannten Reichs. Die Beschreibung ist in französischer und deutscher Sprache.

Donovans, F., Naturgeschichte der Chinesischen Insekten. Enthält gegen 100 neue besondere und schöne Species nach der Natur gezeichnet und genau kolorirt mit den Pflanzen worauf sie gewöhnlich leben, nebst Beschreibungen nach Linnés Ordnung, mit Beziehung auf Fabrizius u. A. Uebersetzt und herausgegeben vom D. J. G. Gruber. Zwey Hefte in gr. 4to auf Velin-Papier mit bunten Kupfern.

Gallerie altdeutscher Trachten, Gebräuche und Geräthschaften; nach zuverlässigen Abbildungen aus den vorigen Jahrhunderten. Als ein Beytrag zur Geschichte der Sitten gesammelt und mit historischen Erläuterungen begleitet von einigen Freunden des teutschen Alterthums. 2 Hefte, jedes mit 12 illum. Kupfertafeln in 4to. 6 Thlr.

Hacquet Abbildung und Beschreibung der Südwest- und Oestlichen Wenden, Illyrer und Slaven, nach ihrer geographischen Ausbreitung von dem Adriatischen Meere bis an den Ponto — ihre Sitten, Gebräuche, Gewerbe, Handthierung, Religion u. s. w. als Resultat der Beobachtung auf einer zehnjährigen Reise und während eines vierzigjährigen Aufenthalts in jenen Gegenden. 4 Hefte, mit bunten Kupfern in 4to jedes 1 Thlr. 12 Gr.

Hirsche, die, nach der Natur gezeichnet mit kurzen Erläuterungen von Böhler. Ein Beytrag zur Natur- und Jagdkunde. Mit 12 kol. Kupfern in quer Folio. 4 Thlr.

Jagd- und Forst-Magazin mit illum. und schwarzen Kupfern vom Prof. Leonhardi in Leipzig 12 Hefte. jeder 1 Thlr.

Merkwürdigkeiten aus der Erdbeschreibung. 4 Hefte, mit illum. Kupf. in quer Folio. à 1 Thlr.

Rosen, die, nach der Natur gezeichnet und kolorirt, und mit kurzen botanischen Bestimmungen begleitet vom D. Rößig in Leipzig 7 Hefte in Fol. 1r Heft 2 Thlr. 12 Gr. von den folgenden jeder 2 Thlr.

Les roses pour les amateurs de botanique et pour les amis de belle nature en folio avec planches enluminées. 6 Vol. 12 Thlr. 12 Gr.

Russische Völker und Völkerstämme unter Alexander; beschrieben und abgebildet von dem Rechtskons. Friedrich Hempel und C. G. H. Geißler, Zeichner,

und ehemaligem Reisegefährten des Staatsraths von Pallas. Mit 66 illum. Kupfern gebunden 12 Thlr.

Russen, Sitten, Gebräuche und Kleidung der, in St. Petersburg, dargestellt in Gemälden von Ch. G. H. Geißler, Zeichner und Reisegesellschafter des Etatsraths Pallas und beschrieben vom D. J. G. Gruber in 4to. 8 Hefte mit 40 illum. Kupfern. geb. 6 Thlr. 8 Gr.

Sammlung von Trachten bey verschiedenen ältern und neuern Völkern. Nach den Gemälden eines Rubens, Holbein, Hollar, Vandyk und andrer Künstler dargestellt und mit einer kurzen Beschreibung versehen. Mit 32. illum. Kupfern in 4to. geb. 5 Thlr.

Sammlung von Kupferstichen für Freunde und Liebhaber der Jagd 12 Blätter in quer Fol. 2 Hefte 2 Thlr.

Trachten bei verschiedenen ältern und neuern Völkern. Deutsch und Französisch mit 32 kol. Kupfern in 4to. 6 Thlr.

Trauer-Monumente von Leipzig mit Kupfern in Folio brochirt als 3s Heft zu den Tr. Monumenten unter gemeinschaftlichem Titel. 1 Thlr. 12 Gr.

Unterröckchen, das, wie es seyn sollte. Mit einem Titelkupfer von Mettenleitner brochirt in 12mo 8 Gr.

Ursache und Wirkung bildlich dargestellt in 2 Kupfern in 4to 12 Gr.

Verhältnisse der schönsten Statüen des Alterthums, zum Gebrauch derer, welche sich den bildenden Künsten widmen, mit 20 Kupfern, worauf 25 antike Figuren vorgestellt sind, nebst den Maßen aller ihrer Theile u. s. w. als Fortsetzung des Zeichnungs-Katechismus. Herausgegeben vom Prof. Grohmann. In 4to brochirt 2 Thlr.

Zeichnungen von englischen Pferdegeschirren 2 Thlr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bingley, William,

W. Bingley's Mitgliedes der linneischen Gesellschaft u.s.w. Biographieen der Thiere oder Anekdoten von den Fähigkeiten, der Lebensart, den Sitten und der Haushaltung der thierischen Schöpfung
Bd.: Erster Band

1804

Bamberg, Staatsbibliothek -- Zool.o.28(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11784633-9